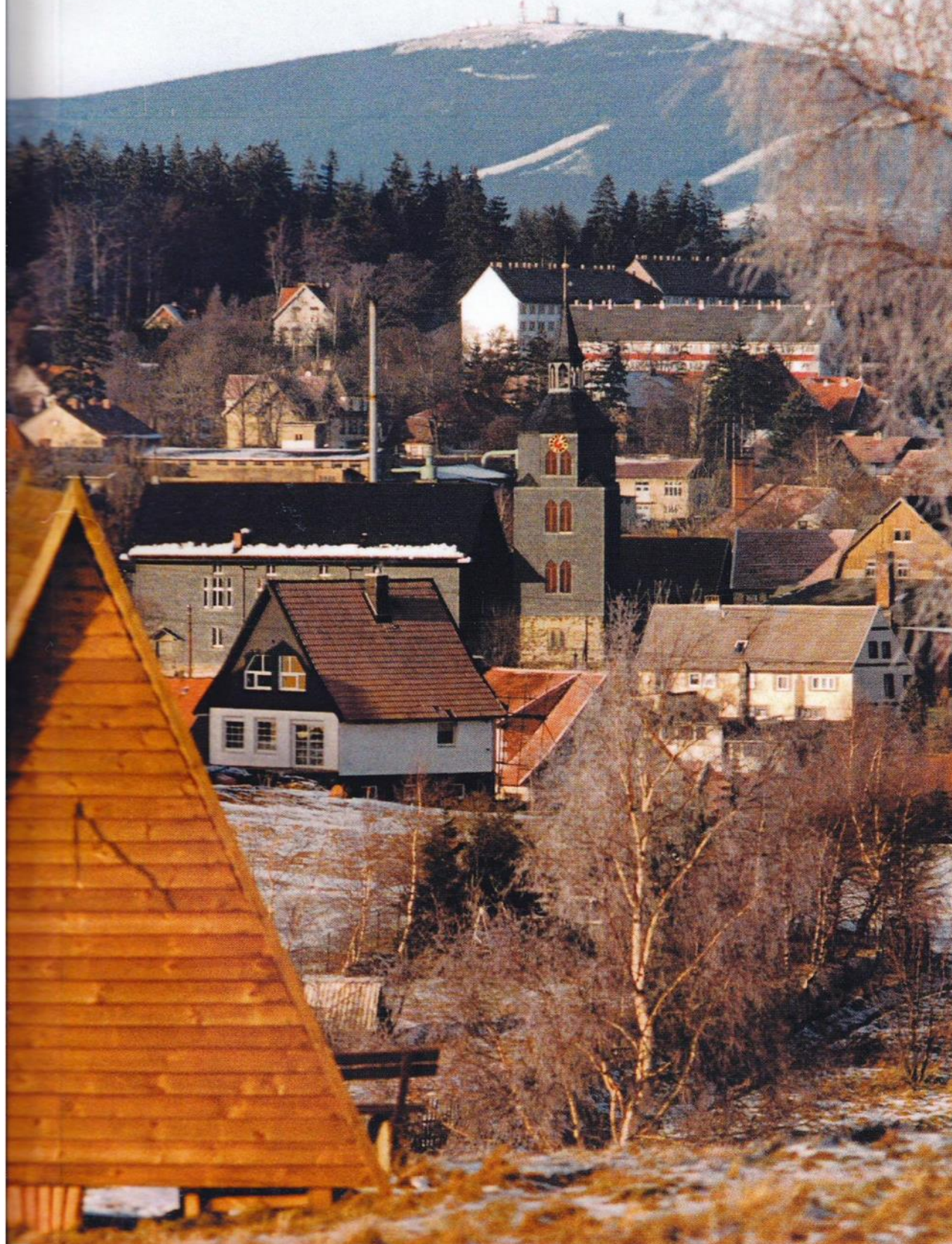


Christa Hartmeyer

Gezeitenwechsel im Hochharz



Christa Hartmeyer

Gezeitenwechsel

im

Hochharz

(PDF-Version 2023)

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Übersetzung sind vorbehalten. Kein Teil des Buchs sowie dieser digitalisierten Version darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung der Autorin reproduziert, vervielfältigt, verfilmt oder verbreitet werden.

Copyright 2001 - 2023 Christa Hartmeyer

Internet: http://www.hartmeyer.de/Gezeitenwechsel_im_Hochharz.html

1. Auflage Dezember 2001

ISBN 3-922092-97-7

Fotos:

Privatarchiv Christa und Gottfried Hartmeyer,

Kultur- und Heimatverein Benneckenstein,

Frau Gerda Joram,

Privatarchiv Jürgen Kohlrausch,

Archiv des ehemaligen Fotohauses Wille.

Layout und Umschlaggestaltung: Siegfried Hartmeyer

Umschlagfotos: Jürgen Kohlrausch

Druck und Verlag: Franconia-Verlag Martin Schunk

Carl Zeiss Straße 10 - 97424 Schweinfurt

2023 unter Berücksichtigung der Rechtschreibreformen angepasst
und digitalisiert von Siegfried Hartmeyer.

Danksagung

Dieses Buch widme ich meiner geliebten Familie. Meinem Mann Gottfried, der seine Zeit so geduldig allein verbrachte während ich schrieb. Unserem Sohn Siegfried und Schwiegertochter Irmgard, die mir immer wieder Mut zusprachen, nicht aufzugeben und viel Mühe aufwandten, um mein Manuskript in ein Buch umzusetzen.

Ganz herzlich bedanken möchte ich mich bei Herrn Jürgen Kohlrausch, der mir mit Rat und Tat so hilfreich zur Seite stand. Bei Frau Elisabeth Wille und dem Benneckensteiner Kultur- und Heimatverein, die mir ganz selbstverständlich die gewünschten Fotos aus ihren Archiven zur Verfügung stellten.

Christa Hartmeyer

Prolog

Ein Brief von Christa Hartmeyer an Freunde.

Geschrieben im September 2001.

Hallo, Ihr Lieben!

... und nun möchte ich Euch berichten, wie es dazu kam, ein Buch zu schreiben. Allerdings muss ich etwas weiter zurückgreifen, damit mein Bericht auch vollständig und verständlich wird. Begonnen hat alles am dreiundvierzigsten Geburtstag unseres Sohnes Siegfried. Wir saßen alle zusammen in einem Lokal und unterhielten uns nach einem guten Essen bei einem gutem Glas Wein über Gott und die Welt.

Wie schon so oft blieb es nicht aus, dass mein Mann Gottfried und ich einige Episoden aus unserem Leben erzählten. Da sagte Siegfried plötzlich aus einer Eingebung heraus zu mir: „Ihr habt da stets so viel zu berichten, warum schreibst du das nicht auf?“ Ich gestand leichtsinniger Weise, dass ich schon von einigen Freunde, auf Grund der Briefe die ich an sie geschrieben hatte, gefragt wurde, warum ich denn kein Buch schreibe! Mit diesem hingeworfenen, allerdings auf Wahrheit beruhenden Satz, war mein „Schicksal“ besiegelt!

Bei unserem nächsten Zusammensein, acht Tage später, holte ich vier bereits festgehaltene Episoden in Gedichtform hervor, dazu eine Geschichte, die ich in der letzten Woche geschrieben hatte, und gab alles zum Lesen frei. Das Echo darauf war: „Versuche es, da ist etwas drin. Fange an und schreibe ein Buch!“

Nicht allein dieser Aufforderung zufolge, die allerdings den Ausschlag gab, sondern weil mir dieser Gedanke selbst schon seit langer Zeit gelegentlich unbewusst im Kopf herumspukte, setzte ich mich nun fast täglich, nachdem der Haushalt versorgt war, an den Schreibtisch. Zuerst nur mit einem Bleistift bewaffnet verfasste ich einen Entwurf, der mehrmals verbessert wurde. Am Abend tippte ich das Ergebnis in die Schreibmaschine. Bei der Durchsicht dieser Seiten fand ich aber immer noch Textpassagen, die mir verbesserungs- bzw. ergänzungswürdig erschienen. Also, wurde korrigiert und alles noch einmal getippt!

Das benötigte viel Zeit und ich fragte mich, wann ich mit einem Buch - falls es überhaupt eines würde - jemals fertig werden sollte? Unsere beiden, Siegfried und seine Frau Irmgard, kamen jetzt öfter. Sie waren begierig zu

lesen, was ich so von mir gegeben hatte. Ihr Urteil und ihre Ermunterungen ließen mich immer weiter schreiben. Also saß ich weiterhin Tag für Tag am Schreibtisch. Oft mit einem Seufzer und trotzdem gespannt wie eine Feder, neugierig, was da als nächstes auf dem Papier erscheinen würde. Oft wusste ich es vorher selber nicht. Ich tat es aber immer mit dem Gedanken: „Ich muss ja nicht. Wenn es mir zu viel wird, höre ich einfach auf!“

Dann kam der ausschlaggebende Abend! Siegfried und Irmgard hatten sich bei uns angemeldet. Als sie unten an der Haustür klingelten, machte sich Gottfried zu meiner Verwunderung bereit, sie dort zu empfangen. Normal war es üblich, dass wir beide an der geöffneten Korridortür Spalier standen, wenn sie aus dem Fahrstuhl stiegen. Wie wunderte ich mich aber, als alle drei mit großen und schweren Paketen bepackt in die Wohnung kamen und alles vor dem Schreibtisch abstellten. Es war nicht zu übersehen, dass es sich um einen Computer und dessen Zubehör handelte. Ich war ENTSETZT!!

Meine liebe Schwiegertochter murmelte beim Entladen ihrer Fracht, aber so, dass ich es noch verstehen konnte: „Ach ja, der Hans und sein Computer...!“ Meine Stimmung stieg wieder. Diese Äußerung ließ doch vermuten, dass der Platz vor meinem Schreibtisch nur als Zwischenlager dienen sollte und der ganze Spuk am nächsten Tag, wenn Hans kam um alles abzuholen, ein Ende finden würde.

Oft hatte uns unser Sohn, der über 27 Jahre Computererfahrung verfügt, auf seinem Rechner gezeigt, was man alles mit einem solchen Teufels-Gerät fabrizieren kann. Mit großem Respekt, aber auch mit großem „Abstand“ habe ich stets alle für mich unverständlichen Vorgänge verfolgt. - Aber mit dieser Technik brauchte ich mich ja Gott sei Dank nicht mehr zu befassen! Wie ergriff mich nun wieder das Entsetzen, als ich sah, wie alles ausgepackt und auf den Schreibtisch gestellt wurde. - Für wen dieser ganze Aufwand bestimmt war, wurde mir jetzt endgültig klar: Tatsächlich für mich!

Als alle Geräte angeschlossen waren, der Fachmann würde vom „Installieren der Hard- und Software“ sprechen, bekam ich auch sofort die erste Lektion verpasst:

„Wie funktioniert ein Computer, wofür ist dieser und jener Schalter da, was ist ein Desktop?“ Da hieß es: „Diesen Schalter musst du betätigen, dann drückst du auf die linke Seite der Maus und klickst auf Start, weiter klicken, Programm ranholen, Seite erstellen, dann schreiben, hier alles abspeichern, etc. und so wird abgeschaltet!“ Zu meinem vorherigen Entsetzen rauchte mir jetzt auch noch der Schädel! Einige Notizen warf mein Sohn noch auf einen Bogen Papier. - Sie sollten mir das Lernen erleichtern! Aber erst am nächsten

Tag wagte ich es, „IHN“, den großen Unbekannten, wieder unter Strom zu setzen, um meine erlernte Lektion in die Tat umzusetzen. Zu meinem Erstaunen konnte ich so ziemlich alles Gelernte in der „Praxis“ nachvollziehen. Es klappte besser als gedacht, und meine Neugier war geweckt. Aber dann stellten sich so viele Fehlverhalten seinerseits, - pardon – natürlich meinerseits ein, dass ich mitunter verzweifelte. Da wollte ich eigentlich an meinem Buch weiterschreiben, aber statt dessen saß ich vor diesem „Ungetüm“ und musste mir alle Mühe geben, um es und auch mich zu beherrschen. In den kommenden vierzehn Nächten verfolgten mich nur noch Maus gesteuerte Computeralpträume. Mein Sohn kam so häufig es seine Zeit erlaubte aus dem 25 km entfernten Weil am Rhein, um mir zu erklären, wie ich den Tücken der Technik Paroli bieten könne.

Einige Probleme meisterte ich, andere neue kamen hinzu. Oft lief ich während des Schreibens zum Telefon. Es war egal, ob Siegfried oder Irmgard den Hörer abnahmen, beide konnten mir mit ihrer langjährigen Erfahrung meist schnell aus meiner Verzweiflung heraushelfen, nachdem ich erläutert hatte, was „DER“ mit mir wieder gemacht hatte. Später gestand mir Irmgard, dass sie nur von „Hans und seinem Computer“ etwas gemurmelt habe, um meinen ersten Schock, den sie geahnt hatte, abzumildern. Dann fing sie an zu lachen und fragte: „Weißt du noch, was du gesagt hast als dir klar wurde, dass der Computer für dich bestimmt war?“ Ich wusste es nicht mehr. Aber sie klärte mich auf: „Nachdem dir auch noch die ersten Lektionen verpasst wurden, sagtest du: „Jetzt brauche ich einen Schnaps!!“

Die Idee des Computerkaufes stammte von Gottfried. Nachdem er sie unseren beiden unterbreitet hatte, waren die so begeistert davon, dass sie nichts Eiligeres zu tun hatten, als die Idee ihres Vaters in die Tat umzusetzen. Bis dahin tröstete mich immer noch der Gedanke, aufhören zu können, wenn es mir zu viel würde. Als aber der exotische Kasten mit all seinem Zubehör vor mir stand und mir das in mich gesetzte Vertrauen bewusst machte, wurde mir schlagartig klar: Jetzt gibt es kein „Zurück“ mehr, jetzt muss ich da durch!

Allerdings stelle ich im Laufe der Monate fest, dass meine Aufzeichnungen in so ganz anderen Bahnen verliefen, als ich mir das am Anfang vorgestellt hatte. Nie war es mir in den Sinn gekommen, eine Biographie zu schreiben. Meine Absicht war, aus meiner Sicht die vergangene Zeit mit all ihren Höhen und Tiefen festzuhalten, und dazu unsere erlebten „Geschichten“ einzuflechten. Nun musste ich die Erfahrung machen, dass mir das nur gelingt, indem ich auch Privates preisgebe. Sonst stände jede Geschichte wie ein einzelnes Möbelstück, einsam und verloren in einem großen leeren Raum.

Inzwischen sind mein Computer und ich gute Freunde geworden. Es bleibt zwar nicht aus, dass wir uns hin und wieder immer noch gegenseitig ärgern. Aber so etwas kommt ja in den besten Familien vor. Eines weiß ich aber ganz gewiss: Ohne „IHN“, und ohne die Hilfe von Siegfried und Irmgard, die mir immer wieder, wenn „ER“ mich zum Verzweifeln gebracht hatte, zu Hilfe kamen, hätte ich es nicht geschafft, all das aufzuschreiben, was nun Schwarz auf Weiß als fertiges Manuskript vor mir liegt.

Jetzt mache ich Schluss.

Euch alle grüße ich ganz herzlich

Christa



Christa Hartmeyer

Gezeitenwechsel

im

Hochharz

Kapitel 1



Christa Hartmeyer vor ihrem Elternhaus (1938)

Benneckenstein

Was war das doch damals für eine schöne Zeit, als wir noch Kinder waren und die Straßen unser Spielplatz. Da fuhr selten ein Auto, das uns gefährlich werden konnte. Hin und wieder trabte ein Pferdefuhrwerk daher, vor dem wir an die Seite liefen. Aber wir hatten Zeit dazu, denn es kam gemächlich. Nur so alle paar Tage geschah es, dass sich ein Kraftfahrzeug gewichtig einen Weg durch unsere Straße bahnte. Damals hatte so ein Automobil noch nicht so viel PS unter der Haube wie heute, und auf alle Fälle wurde auch beim geringstem Anlass, nicht nur im Notfall, tüchtig auf die Hupe gedrückt. Wir hörten also einmal an dem Geräusch, das so ein Gefährt verursachte und an dem durchdringenden „Tütüt“, dass wir etwas eiliger an den Straßenrand laufen mussten.

Wenn uns die Straße zu langweilig wurde und unser Spiel etwas abenteuerlicher werden sollte, liefen wir einfach ein Stück weiter in den Wald. Dort konnten wir unserer Phantasie freien Lauf lassen. Es war egal, ob wir nun Räuber und Gendarm, Fangen und Verstecken spielen, oder ganz einfach nur durch den Wald streifen wollten. Da gab es so viel zu sehen. An einigen

Stellen wuchsen die Farne, daneben die kleinen Blumen im Moos. Überall lagen große Tannenzapfen herum neben kleineren, ganz verharzten. So ein großer trockener Zapfen verleitete dazu, ihn aufzuheben und mit der Handfläche darüber zu streichen. Das gab so ein kratziges, aber angenehmes Gefühl, und einige der geflügelten Samen flirrten bei der Berührung durch die Luft auf den Boden. Danach konnte man einen Punkt anpeilen und den Zapfen mit Konzentration und Schwung auf ein Ziel werfen. Hatte man es verfehlt, naja, Pech, aber kein Beinbruch. Die kleinen Verharzten ließen wir lieber liegen, denn sonst wären unsere Hände ganz verklebt gewesen und im Wald hatten wir keine Butter oder anderes Fett, um das Harz damit abzurubbeln.

Wenn der rote Fingerhut auf den Lichtungen und neben den Waldwegen in seiner ganzen Pracht erblühte, war es besonders schön, sich in der Natur umzusehen. Oft sahen wir ein Eichhörnchen, das sich aus Angst vor uns eilig, spiralförmig an einem Baumstamm hoch kletternd in Sicherheit brachte. Im Frühjahr sprossen die Schlüsselblumen und die Anemonen. Wir Mädchen stürzten uns darauf, sowie wir die ersten dieser Frühlingsboten entdeckten, um einen Strauß zu pflücken. Damals durfte man das, denn die Natur war noch in Ordnung.

Die Jungen standen etwas genierlich dabei. Ein Junge und Blumen pflücken?! Aber dann machte einer den zaghaften Anfang, und die Hemmungen fielen auch bei den anderen. Am Ende hatten sie größere Sträuße als wir. Vielleicht äußerte sich schon hierin die damalige Ansicht: „Der Mann soll der Frau überlegen sein!“ Aber ich glaube, die Jungen haben nur gerupft und gerafft, während wir Mädchen jede Blume einzeln sorgfältig zu einem kunstvollen Strauß gebunden hatten.

Aber all dieses Schöne, was ich beschrieben habe, betraf nur unsere Kinderwelt. Für die Erwachsenen sah die Realität ganz anders aus. Viele von ihnen kämpften täglich um das Überleben der Familien. Es herrschte Arbeitslosigkeit, und Geld war Mangelware. Ging man zur Mittagszeit durch die Straßen, konnte es sein, dass einem aus allen Küchenfenstern dieselben Düfte in die Nase stiegen. Nämlich die einer Kartoffel- Graupen- und Bohnensuppe, oder es schlich sich, aber das nur selten, noch das Odeur einer Rindfleischsuppe mit hinein. Aber halt, noch eine Spezialität kam dazu, das waren „Kartoffeln mit Stippe“. Dieses Gericht bestand aus Pellkartoffeln mit Soße aus einer Mehlschwitze mit viel Zwiebeln und Speck. Diese Mischung wurde mit Pfeffer und Salz gewürzt.

Noch heute höre ich im Geist die für mich so vertrauten Geräusche der Band-, Hobel- und Bohrmaschinen, dazwischen das Klopfen mit dem

kleinen oder dem großen Hammer. Wenn ich all diese Klänge vernahm, wusste ich auch mit geschlossenen Augen, ich bin daheim, und ein wohliges Gefühl überkam mich. Mein Zuhause, das war unser Wohnhaus, der Hof, stets voll gelagert mit Holz und die Werkstatt, in der mein Vater seinem Beruf nachging. Er betrieb eine Wagnerie mit Karosseriebau. Sein Markenzeichen war seine Pfeife, die er stets im Mund trug, wenn er an seiner Werkbank oder an den Maschinen arbeitete. Nach Feierabend ging er dann zu seinen mehr oder weniger guten Zigarren über.

Wie oft hörte ich die Worte seiner Kunden, wenn sie ihre Räder, Beilstiele, Wagenstangen oder Sonstiges abholen wollten, während mein Vater noch dabei war, dem bereits fertiggestellten Stück den letzten feinen Schliff zu geben: „Menschenskind, Herr Auschrat, sie putzen wieder viel zu viel daran herum, das ist doch schon in bester Ordnung!“ Aber vielleicht war es gerade diese Herumputzerei, welche der Werkstatt meines Vaters den Ruf einbrachte, dass dort nur beste, sauberste und haltbare Arbeiten geliefert wurden.

Unser Ort Benneckenstein hatte rund 3000 Einwohner, liegt mitten im Harz und ist umgeben von Bergen und Wäldern. Ging man von den tiefer gelegenen Straßen nur etwas weiter auf die höher gelegenen, dann sah man ihn schon, den höchsten Berg im Harz, unseren geliebten alten Brocken.



Er ist seit eh und je von Sagen umwoben, und noch heute wird vom 30. April zum 1. Mai, die Walpurgisnacht, der Tanz der Hexen, aufgeführt und gefeiert. Nun sollte man meinen, dass so ein kleines Nest von knapp 3000 Seelen ein Dorf sein muss. Aber mitnichten! Denn 1741 verlieh Friedrich der Große unserem Ort Benneckenstein die Stadtrechte. Damals mussten die Menschen sich wohl erst daran gewöhnen, aber später sagte niemand mehr, auch nicht die Bewohner in den umliegenden Gemeinden, wenn sie in Benneckenstein einkaufen wollten: „Ich gehe ins Dorf zum Einkaufen!“ Im Laufe der Jahre war es in Fleisch und Blut übergegangen, zu sagen: „Ich gehe in die Stadt!“ Oder man sagte im Harzer Platt: „Ek gah nah Benneckenschteine inkeepen!“

Hier gab es Geschäfte für viele Bereiche, so dass jeder seinen Bedarf decken konnte. In dieser kleinen Stadt gab es Nähsäle, in denen die Frauen und jungen Mädchen ihr Geld verdienen konnten. Dazu auch größere und etliche kleinere Holzwarenfabriken, die vielen Männern einen Arbeitsplatz boten. Andere gingen als Waldarbeiter in die Wälder zum Bäume fällen. Dabei halfen auch die Pferde, welche unter der Führung ihrer Besitzer die geschlagenen Baumstämme schonend aus dem Wald auf befahrbare Wege zogen. Dort lud man die Stämme auf Langholzwagen und wieder waren es die Pferde, die diese Fuhren zu den Sägewerken schafften. Hier angekommen wurden sie zu Brettern, Bohlen und Kantholz geschnitten und dann wieder von den Pferden zu den Holzwarenfabriken, in die Tischler- Drechslereien und zu meinem Vater auf den Hof gefahren. Vater fertigte dann daraus unter anderem wieder neue Axthelme an, um die alten zu ersetzen, die beim Bäume schlagen zerbrochen waren.

Damals gab es noch keine Motorsägen. Jeder Baum der gefällt wurde, musste sein Leben unter Axthieben und einer Schrotsäge, die von zwei Mann durch den Stamm gezogen wurde, beenden. Deichseln, Schwengel, Baumscheren, aber vor allem Räder brachen oft entzwei. Sie mussten wieder neu hergestellt werden, damit so ein Wagen wieder fahrbereit wurde. Ab und zu musste gar ein neuer Tafel- oder Leiterwagen angefertigt werden, damit die im Ort hergestellten Holzwaren über Land in die Läden zum Verkauf geschafft werden konnten. All das stellte mein Vater in Zusammenarbeit mit den Drechslereien und Schmieden wieder her.

Besonders interessant war es für mich, wenn eine Kutsche in Auftrag gegeben wurde. Schon allein dabei zuzusehen, wie unter Vaters Händen die Zeichnung für so ein Gefährt entstand, war faszinierend. Dann wurde Teil um Teil aus Holz danach angefertigt und zusammengefügt, bis das Prunkstück dann fertig und fahrbereit auf dem Hof stand. Welch ein großer, für mich aber

auch wehmütiger Augenblick, wenn sich der Besitzer auf den Kutschbock schwang, die Zügel des Pferdes ergriff und mit einem „Hü!“ unseren Hof verließ, auf der Straße davoneilte und in der nächsten Kurve entschwand.

Die meisten Bewohner des Harzes betrieben neben ihrer Berufsarbeit eine kleine Landwirtschaft. Üppig wuchs es nicht auf dem kargen Boden, aber Kartoffeln und Getreide konnte man ernten, wenn auch zumeist nur für den eigenen Hausgebrauch. So waren an vielen Häusern die Wirtschaftsgebäude gleich angebaut. Im unteren Teil stand das Vieh, ein paar Kühe, Schweine oder auch Ziegen. Darüber befand sich der Heuboden. Einige hatten noch Pferde, die tagsüber oft bis zu ihrer äußersten Belastungsgrenze arbeiten mussten, denn die Berge im Harz sind steil, und ein voll beladener Wagen musste auch über die höchsten Steigungen von ihnen gezogen werden, um die Fracht an Ort und Stelle zu bringen. Auf den Höfen befand sich der Misthaufen, auf dem die Hühner gackerten und mit ihrem Hahn herum scharren. Dazwischen watschelten die Enten, froh über jede Pfütze, die der letzte Regen hinterlassen hatte, um darin noch so richtig saftige Regenwürmer als Delikatesse zu erwischen und zu verspeisen.

Gänse wurden auch gehalten. Doch diese zogen es meistens vor, ihr heimatliches Gefilde mit der Straße zu vertauschen. Dort rupften sie als Schar zusammen Gras am Wegrand oder sie nahmen ein Bad in der Rappbode, die sich als Bach neben unserer Straße ihren Weg bahnte. Dem im Roten Bruch unweit Benneckensteins entspringenden Bächlein sieht man hier noch nicht an, dass es bei Rübeland die große Rappbodelalsperre füllen wird. Na ja, sie bekommt dabei Unterstützung von der Kalten- und der Warmen Bode, sowie noch einigen anderen kleinen Harzbächen. Weiter östlich vereinigen sie sich dann alle mit der Saale. Doch so weite Strecken legten die Gänsescharen nicht zurück. Sie blieben innerhalb ihrer Nachbarschaft. War ein böser Ganter dabei, hat er so manchem ahnungslos Daherkommenden das Laufen gelehrt, indem er auf ihn zuschoss, seine Flügel hoch stellte, den Hals waagrecht ausstreckte und mit offenem Schnabel furchterregende Zischlaute von sich gab. Ich jedenfalls bin jeder Gänseschar möglichst weit aus dem Weg gegangen. Man behauptet sogar, dass ein böser Ganter Haus und Hof besser bewacht, als ein Hund.

Über den Ställen befand sich der Boden, auf dem das Heu und Stroh gelagert wurden, das die Tiere für den Winter als Nahrung und Unterlage brauchten. Aber auch das Korn hatte dort noch seinen Platz. Ja, das Heu! Da lag es nun: trocken, dunkel, graugrün in seiner Einheitsfarbe. Dabei wuchs es einst als saftiges grünes Gras auf einer Wiese, in der schönsten Farbenpracht mit den Margeriten, dem roten Klee, dem blauen Storchenschnabel, dem

gelben Hahnenklee und vielen anderen Blumen. Das Gras mit all den bunten Blumen zu Heu getrocknet, diente nun den Kühen als Nahrung für den Winter. Dafür gaben diese die für uns Menschen so wichtige Milch.

Im Sommer rupften sie die frischen Halme selber auf den grünen Weiden und zermalnten es sicher genüsslicher als das trockene Heu, wieder käuend zwischen ihren Zähnen. Kam die Zeit, in der die Ernte eingebracht werden musste, wurden sie vor die Leiter- oder Tafelwagen gespannt und sie zogen diese Wagen genauso wie die Pferde. Nur etwas langsamer, eben in ihrem angeborenen geruhsamen Tempo.

Immer wieder war es ein besonderes Erlebnis, wenn eine Kuhherde zu den Weiden hinaus zog. Jeden Morgen wiederholte sich das gleiche Ritual. In aller Frühe machte sich der Hirte, angetan mit einer schwarzen Kutte, einem schwarzen Hut auf dem Kopf, einer Peitsche in der Hand und seinem Hund an der Leine, auf den Weg. Mit einem Pfiff aus der Trillerpfeife zeigte er in jedweden Straßenzügen an, dass er bereit war, seine Schützlinge in Empfang zu nehmen. Dann öffneten sich die Stall- und Hoftüren. Meist waren es Frauenstimmen die da erklangen, mit den Rufen:





„Lotte geh!“ – „Martchen komm!“ - oder - „Brine, nun mach schon!“

Aber wie auch immer die Kühe aus ihren Ställen getrieben wurden, sie waren frisch gemolken und vermutlich auch froh, endlich dem Stalldunkel und der Enge entflohen zu sein. So zogen sie, als rotbraune Schar zu einer Herde vereint, mit ihrem Hirten und seinem flinken Hund aus dem Ort heraus zu den Weiden in den Wald.

Jede Kuh trug eine Glocke um den Hals. Die großen gaben den tiefen Ton, und je kleiner sie waren, desto heller erklangen sie. Es war ein herrliches Geläut, wenn die „Damenkapelle“ morgens durch die Straßen zog und am Abend in ihre Ställe zurückkehrte. Damit das Geläut der Herde wohltönend erklang, kam in jedem Jahr ein Glockenstimmer in die einzelnen Orte. In einem Raum mit möglichst guter Akustik saß er dann mit all den eingesammelten und verbeulten Glocken und stimmte alle, von der Größten bis hin zur Kleinsten so aufeinander ab, dass kein Misston mehr entstand, sondern alle miteinander einen harmonischen Klang ergaben.

An so einer Herde vorbei zu kommen, war gar nicht so einfach. Für ein Auto sogar unmöglich. Weder rechts noch links gab es ein Durchkommen und durch die Mitte schon gar nicht. Die Kühe beherrschten die Straßen. Selbst wenn ein Fahrer es noch so eilig hatte und viele Pferdestärken unter seiner Motorhaube zerrten, hier musste er Kuhtempo fahren. Wurde er gar ungeduldig und fing an zu hupen, so konnte es sein, dass ein paar der Rotbraunen, die sich vor ihm befanden, stehen blieben, sich umdrehten, um das Objekt des Lärms mit ihren großen Augen näher zu betrachten. Man

konnte fast meinen, sie wollten etwas von ihrer eigenen Ruhe auf den Nervösen übertragen. So manchem stolzen Karossen-Eigentümer wurde es gar mulmig, wenn eine dabei mit ihren Hörnern dem heiligem Blech zu nahe kam. Hatten die Kühe ihrer Meinung nach genug gesehen, drehten sie sich in aller Ruhe wieder um und zogen in ihrer angeborenen Gemächlichkeit gemeinsam weiter, bis die eine oder andere sich von der Herde trennte. Sie hatten ihren heimatlichen Stall erreicht und jede einzelne wusste genau, wo ihr Zuhause war. Jedes Mal, wenn so eine Kuhherde durchgezogen war, blieb eine wie von grünem Spinat besprenkelte Straße zurück. Auch heute, im Zeitalter der Computer, der Raketen und selbst nach der Landung auf dem Mond, wissen die Kühe immer noch nichts von Sauberkeit und tun das, was ihnen ihre Natur befiehlt. Und so soll es auch bleiben !

Doch Benneckenstein war nicht nur irgendein beliebiger Ort im Harz. Nein, er war auch Dank seiner Lage schon seit 1887 ein anerkannter „Höhenluftkurort“. Anno 1903 konnte man schon die stolze Zahl von 4000 Kurgästen im Jahr registrieren. Aus diesem Grunde hatte er seit langen Jahren mit seinen 3000 - 4000 Einwohnern 12 Bäckereien, eben so viele Schlachtereien, für damalige Zeiten exklusive Textilläden und andere, in denen man von Porzellan bis zu Holzschnitzereien und Gebrauchsgegenständen alles kaufen konnte.

Außerdem auch ein Dutzend Gaststätten, einschließlich größerer Kurhotels, in denen die damals Begüterten, sogar Ausländer, Erholung oder auch nur ihr Vergnügen suchten. Später im „Dritten Reich“ kamen auch Gäste, „die Fremden“ wie sie bei uns genannt wurden, aus der arbeitenden Bevölkerung hinzu. Sie wurden gefördert durch „KDF“ (Kraft durch Freude), und deren Erholung war wohl wirklich notwendig. Aus ihren privaten Mitteln hätten sie sich jedoch nie einen Urlaub leisten können. Schon seit frühester Zeit, genauer gesagt seit 1903, gab es da ein ganz besonderes, ja sogar „berühmtes“ Kurheim in unserem Ort. Der Eingang dieses großartigen Gebäudes war frei zugänglich für jeden, der da hinein wollte. Aber der Rest des Grundstückes, der große Garten hinter dem Gebäude, die Wege darin und die Liegewiese, waren von einem großen Bretterzaun umschlossen, der allen Außenstehenden jeden Einblick verwehrte. Somit wurde alles, was dahinter auch geschehen mochte, zu einem großen Geheimnis.

Doch wer wollte schon so etwas im eigenen Ort haben, wo nur die „Fremden“ wussten, was sich sozusagen vor der eigenen Haustür verbarg? Man munkelte erst, dann brodelte die Gerüchteküche, keiner wusste jedoch genau, was es mit dem Zaun so auf sich hatte. Bis es dann endlich bestätigt wurde, dass die Kurgäste innerhalb der Umzäunung doch tatsächlich so

herum liefen, wie sie der liebe Herrgott erschaffen hatte. Das auch noch zu einer Zeit, wo sich nur die Mutigsten in eine der sehr selten vorhandenen Badeanstalten wagten. Die Frauen in Anzügen mit viel Rüschen, die züchtig die Figur versteckten, und natürlich wurden auch die Beine unter pluderigen, weiten Hosenbeinen verborgen. Selbst die Herren der Schöpfung trugen ihre quer gestreiften Badeanzüge vom Knie aufwärts bis zum Hals.

Nun waren die Menschen damals allerdings auch arm dran. Es gab noch keinen Kunststoff, der einen Zaun fugenlos verschlossen hätte. Alle Zäune wurden noch aus Holz hergestellt. Hiervon ist im Harz reichlich vorhanden. Holz ist ein wunderbares Material. Es hat aber auch Nachteile, denn jeder Baumstamm ist mit vielen Ästen bestückt, aber ohne diese wäre ja aus ihm auch kein Baum, sondern ein Telegrafmast geworden. Wird dann ein Baumstamm zu Brettern geschnitten, kann es vorkommen, dass so ein Ast, dessen Ansatz jetzt nur noch ein paar Zentimeter dick ist, sich mit der Zeit von seinem Stamm löst, herunter fällt und dadurch ein Loch freigibt. Ja, und diese Äste waren eigentlich Schuld daran, dass sich in unserem Ort so einige junge Männer einem verwerflichen Vergnügen hingaben. Sie suchten an jenem Bretterzaun nach besagten Astlöchern. Waren noch keine vorhanden, halfen sie etwas nach. Man sollte es nicht glauben, aber sie hielten tatsächlich eines ihrer Augen daran, um zu beobachten, was da hinter dem Zaun geschah. Und diesen Verwegenen hatte man dann auch die Erkenntnis zu verdanken, dass sich hinter der Umzäunung von „Kur-Ebert“ wahrhaftig „Sodom und Gomorrha“ abspielte.

Trautenstein

Fünf Kilometer östlich von unserem Ort liegt Trautenstein - ein Dorf, das mein zweites Zuhause war. Dort wohnten meine Großeltern. Wir besuchten sie mehrmals in der Woche, oft auch an den Wochenenden. Und nicht nur sie, sondern auch meine beiden Tanten, ihre Männer und meine beiden Kusinen, die jünger waren als ich, aber alle in einem Haus vereint wohnten. Zur Hand und schnellstens erreichbar waren für mich nur diese Großeltern, denn meine anderen wohnten weit weg in Königsberg, woher mein Vater gekommen war. Meine Tanten, das waren die beiden jüngeren Schwestern meiner Mutter. Die Ältere, Tante Liesbeth, war verheiratet mit Onkel Kurt, der aus Braunschweig stammte. Sie hatten noch keine Kinder, die stellten sich erst nach 10-jähriger Ehe ein. Tante Irmchen hatte ihren Herbert aus Mecklenburg geheiratet und sie waren die Eltern meiner beiden Kusinen, Hanni und Elfi.



Meistens gingen Mutter und ich zu Fuß nach Trautenstein. Mein Vater war nur an Sonn- und Feiertagen dabei, außer es gab auch an den Wochentagen einen besonderen Anlass. Man konnte dorthin die Landstraße entlang gehen, oder den einsamen Waldweg über Grüntal nehmen. Aber Grüntal war kein Ort, sondern nur ein Forsthaus mit Ställen und Scheunen, das so richtig idyllisch in der Tannenlandschaft eingebettet lag. Im Sommer hörten wir schon aus einiger Entfernung die Glocken der Kühe von Grüntal, die gleich neben dem Anwesen auf den dazu gehörenden Wiesen weideten. Waren wir dort angelangt, wussten wir, die Hälfte der Strecke ist geschafft.

35 Jahren später, nach der Wiedervereinigung, ging ich zum ersten Mal wieder diesen Weg. Aber wie vieles hatte sich da verändert. Ein Teil des alten Tannenwaldes war abgeholzt und dadurch viel Altvertrautes verschwunden. Dafür war in Grüntal ein neues Haus hinzu gekommen. Ein Jagdhaus. Es war ein großzügiges, für DDR-Verhältnisse fast schon ein Luxusgebäude, der Natur wunderbar angepasst. Was nur furchtbar daran störte, war die Tatsache, dass die Benutzung des Hauses ausschließlich einer privilegierten Schicht von Partei und Staat vorbehalten gewesen war. Dem Normalbürger war der Eintritt verwehrt, wie so oft. Die Menschen dort hatten sich daran gewöhnt, ausgeschlossen zu sein. Sie durften weder das Grenzgebiet betreten, noch hatten sie Zugang zu dem in östlicher Richtung

gelegenen riesigen Tanner Schießplatz, sowie dem sowjetischen Militärgelände am Carlshaus bei Trautenstein.

Kamen wir nun aus dem Wald heraus, trafen wir auf die Harzhochstraße 242, die durch Trautenstein führte, rechts und links dicht umsäumt von Häusern mit ihren Ställen und Scheunen. Dahinter lagen die Gärten häufig an felsigen Steilhängen. Das Haus meiner Großeltern lag am Ende des Dorfes, direkt an der Straße, die dann weiter nach Hasselfelde führte. Etwa 150 m vor meinem Großelternhaus war die Schule, dann kam eine Kurve und unser Ziel war zu sehen. Allerdings war dies auch der Punkt, von wo aus man uns erblicken konnte.

In früheren Zeiten war es Seppel, der Dackel, der uns stets als erster wahrnahm und auf uns zu gesaut kam. Später, als meine Kusinen heranwuchsen, waren es drei, die uns entgegen liefen. Hanni und Elfi mit fliegenden Zöpfen, freudig unsere Namen rufend und Seppel mit flatternden Ohren und seinem ebenso freudigen Gebell. Dann fand eine Begrüßung statt, als hätten wir uns mindestens ein Jahr lang nicht gesehen. Dabei hatten wir uns manchmal erst am Tag zuvor voneinander verabschiedet. Mitunter war man beim letzten Auseinandergehen nicht so ganz einer Meinung gewesen, aber das spielte jetzt gar keine Rolle mehr. Denn „gestern“ war gestern und „heute“ war ein neuer Tag.

Nachdem wir alle ins Haus gegangen waren, wurde die Begrüßung fortgesetzt. Meine Oma, eine kleine rundliche Frau, die alles voll im Griff hatte, stand meistens in der Küche, manchmal auch mit Tante Liesbeth an der Haustür, um uns in Empfang zu nehmen. Unsere Ankunft wurde ja, wie gesagt, immer mit lautem Geschrei und Gebell rechtzeitig angekündigt.

Mein Großvater war in seiner Werkstatt, einer Möbeltischlerei, worin er von mir stets stürmisch umarmt wurde. Sein Schnurrbart kitzelte immer so schön in meinem Gesicht, wenn er mich in die Arme nahm und drückte. Tante Irmchen saß bei unserer Ankunft, wenn sie nicht schon vorher von all dem Lärm aufgescheucht wurde, meistens an ihrer Nähmaschine. Sie war eine großartige Schneiderin.

Während sich die Erwachsenen unterhielten, manchmal auch ein bisschen stritten, war mein erster Weg immer über den Hof. An den Hühnern, Enten und Gänsen vorbei in den Stall, wo die Kühe standen. Nachdem ich alle 3 oder 4 beim Namen gerufen und festgestellt hatte, dass auch die Schweine noch genau so quiekten und grunzten wie immer, lief ich schnell noch in den Garten. Den erreichte ich, wenn ich vom Hof aus die befestigten Erdstufen hinauf lief. Dabei war der Garten eine große Wiese, die sich über

einen Bergrücken entlang zog. Dazu gehörte noch ein größerer Kartoffelacker. Aber dort stand auch eine Birke, unter der in der Frühlingszeit die schönsten Osterglocken blühten. Das war mein Platz! Von dort aus konnte man gut den gegenüber liegenden Berg überblicken. Der Friedhof befand sich dort, umgeben von einer Heidelandschaft, auf der verstreut Birken standen. Die Kirche konnte man sehen und noch einen großen Teil des so schön im Tal gelegenen Dorfes. Nach diesem Ritual konnte ich mich dem Spiel mit meinen Kusinen widmen. Nach ein paar Stunden machten meine Mutter und ich uns dann wieder zu Fuß auf den Heimweg, oder wir fuhren mit dem Bus zurück. Oft blieb ich über die Wochenenden, und wenn ich Ferien hatte, auch längere Zeit.

Max Schmeling in Benneckenstein

1934 gab es in Benneckenstein ein besonderes, allseits mit Stolz zur Kenntnis genommenes Ereignis. Auf Grund der gesunden Höhenluft wurde diese kleine Stadt als Übungslager für die Boxer, Ringer und Gewichtheber auserwählt. In unserer damals schon sehr modernen Turnhalle, oder im Wald, trafen sie ihre Vorbereitungen und trainierten für die Olympiade, die 1936 in Berlin stattfand. Ihre Unterkünfte hatten sie in dem größeren Hotel „Waldhaus“ und in der Pension „Haus Sonnenblick“. Beide lagen in unmittelbarer Nähe des Ortes, mitten im Wald, durch den sich nur die Straße von Benneckenstein zum Nachbardorf Hohegeiß hinauf schlängelte. Wie stolz waren alle Einwohner, als diese Staffel so großartige Erfolge bei der Olympiade zu verzeichnen hatte. Somit fiel auch ein Abglanz der Weltspiele auf unseren kleinen Ort.

Unter den Sportlern, die auf uns wie Gladiatoren wirkten, befand sich auch Max Schmeling, der prominente und beliebte Schwergewichts-Boxer. Nach dem Gewinn des Weltmeistertitels kam er nach Benneckenstein, um hier, von allen umjubelt, die ihm von der Stadt verliehene Ehrenbürgerschaft entgegen zu nehmen. Wer von den damals Anwesenden hätte wohl gedacht, dass bis zu einer Wiederkehr ihres Ehrenbürgers erst zwei langjährige Diktaturen zusammenbrechen mussten. In der ersten, zu Hitlers Zeiten, kam der Krieg dazwischen. In der zweiten, zur Zeit der DDR, war der Name Max Schmeling verpönt, und nie hätte er eine Einreisegenehmigung bekommen. Erst 57 Jahren später, nach der „Wende“ stattete er vom 28. bis 29. Mai 1993 Benneckenstein einen erneuten Besuch ab. Diesmal wurde er von den Enkeln und den in der Zwischenzeit zu Großeltern gewordenen Einwohnern mit demselben Enthusiasmus umjubelt und geehrt wie „anno dazumal“.

Die Schulzeit

So verging die Zeit, und endlich kam dann mein sechster Geburtstag. Es war für mich ein ganz wichtiges Alter, denn zwei Tage später sollte ich für den Schulbesuch angemeldet werden. Ich war stolz darauf und fühlte mich bereits dem Kindesalter entwachsen. Es geschah am Vormittag, als mir meine Mutter den Auftrag gab, noch schnell etwas vom Kaufmann von nebenan zu besorgen. Also lief ich los mit euphorischen Gefühlen, an diesem, meinen persönlichen, meinem ganz besonderen Tag.

Auf dem kurzen Weg kam mir ein Nachbarsjunge entgegen. Er war schon sehr alt, mindestens neun Jahre. Ich sagte ihm, dass ich Geburtstag habe und er gratulierte mir, was ich furchtbar nett von ihm fand. Aber dann sagte er: „Du bist heute 5 geworden!“ Ich entsetzte mich über diese Zumutung und sagte schnell: „Nein, ich bin schon 6!“ „Das ist gar nicht wahr, du bist erst 5!“ „Ich bin schon 6 Jahre alt und komme jetzt in die Schule!“ Diesem Argument konnte er sich scheinbar nicht verschließen. Aber als er schon ein Stück weiter seines Weges entlang schritt, drehte er sich noch einmal um und rief mir grinsend zu: „Alles gar nicht wahr, du bist doch erst fünf!“

Ich war erschüttert! Mein großer Tag wäre sicher total verdorben gewesen, wenn ich nicht sofort und noch vollkommen aufgewühlt meiner Mutter von meinem unwürdigen Erlebnis hätte berichten können. Sie tröstete mich, indem sie sagte: „Der Junge ist ja dumm. Alle wissen, dass du schon sechs bist, lasse den doch reden was er will!“ Ich sah das ein und meine euphorischen Gefühle waren auf der Stelle wieder da.

Zwei Tage darauf ging ich dann erhobenen Hauptes an der Hand meiner Mutter zur Anmeldung in die Schule. Bisher hatte ich dieses Gebäude immer nur von außen gesehen, nun durfte ich die Stufen hochsteigen und die große Tür durchschreiten. In einem Zimmer (später erfuhr ich, dass es das Lehrerzimmer war) trafen wir auf die anderen Mütter samt der zukünftigen Klassenkameradinnen. Zur Registrierung mussten wir vier Stufen hoch in einen anderen Raum steigen, in dem der Herr Rektor saß. Er war ein sehr netter älterer Herr, der uns Töchter und zukünftige Schülerinnen nach unserem Namen und Alter fragte. Stolz sagte ich: „Ich bin schon sechs Jahre alt!“ Meiner Freundin, die neben mir stand, warf ich einen mitleidigen Blick zu. Sie war noch fünf und wurde erst in zwei Tagen sechs. Unser erster Lehrer war Herr Gohr. Er war von weichem Gemüt und liebte die Kinder. Oft brachte er uns zum Lachen, und manchmal ging unser Lachen auf seine Kosten - was er meist gelassen und mit einem Schmunzeln hinnahm. Vielleicht dachte er im Stillen: „Noch zwei oder drei Jahre, dann habe ich meine Pension und meine Ruhe!“ Aber die sollte er noch lange nicht haben!

Er wirkte so vertrauensvoll. Ein Junge, einer seiner kleinen Schüler, der während des Unterrichts die Toilette aufsuchen musste, wandte sich bei seiner Rückkehr, sein unteres Bekleidungsstück festhaltend, mit der größten Selbstverständlichkeit bittend an ihn: „Herr Gohr, würden sie mir mal meine Hose festknöpfen?“ Herr Gohr tat es, wenn auch mit etwas ungeschickten Fingern. Aber wie sollte so ein kleiner Sechsjähriger mit den vier Knopflöchern, die sich an seiner hinteren Hosensklappe befanden, die noch dazu über die vier Knöpfe an seiner Matrosenbluse gezogen werden mussten, auch allein fertig werden?

Im zweiten Schuljahr wurde Herr Schulze unser Klassenlehrer. Er war ein junger flotter Mann. Sein Unterricht war präzise und auf Disziplin ausgerichtet. Allein unser lasches Aufstehen und unser träger Ruf: „Guten morgen Herr Lehrer!“ mussten wir bei seinem ersten Eintreten üben, bis er mit uns zufrieden war. Wir gewöhnten uns bald an den neuen Stil und Schwung, den er in die Klasse brachte. Der Unterricht machte Spaß bei ihm, wenn auch auf ganz andere Art, als wir es bisher kannten. Leider musste er sich nach einigen Monaten von uns verabschieden, denn auch er wurde, wie noch andere junge Männer, zu einer Wehrübung einberufen.

Heute wissen wir, dass er damals in unserer Klasse seine letzten Schulstunden abgehalten hatte, obwohl er nach Jahren heil aus der langjährigen Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Als Ersatz für ihn bekamen wir wieder unseren lieben alten Herrn Gohr. Unser morgendliches Aufstehen und unser Ruf „Guten Morgen Herr Lehrer!“ wurde wieder lahm und lasch, aber Herr Gohr war auch so mit uns zufrieden.

Die Kükengruppe

Dann kam der Tag, als man mich in die „Kükengruppe“ holte. Dort trafen sich die kleinen Mädchen zwischen sechs und neun Jahren unter der Aufsicht von Frau Gohr. Eine Teilnahme war zwar nicht Pflicht, aber die Eltern wurden animiert und die Kinder kamen gern. Da ich mit sieben Jahren schon ganz passabel Akkordeon spielen konnte, war ich gern dort gesehen, wo man sang und Musik brauchte. Unser Beisammensein begann mit einem Lied. So stramm wie es uns möglich war, standen wir vor Frau Gohr, die ihre Hände zum dirigieren erhoben hatte, und wir sangen:



„Wir sind die kleinen Küken, von dem braunen Heer.

Wir wollen kämpfen und siegen und lieben Hitler sehr!“

Aber ich hatte da wohl etwas falsch verstanden. Denn ich habe gesungen:

„Wir sind die kleinen Küken, von den Braunen her.“

Mir kam es komisch vor, dass wir von den Braunen her sein sollten. Was waren das für Braune? Ich dachte zuerst an braune Hühner, weil wir ja hier die Küken waren. „Neger“ sollte es auch geben, doch ich hatte noch keinen gesehen. Aber wie auch immer, nichts ergab einen Sinn. Später wusste ich dann, dass damit die Männer in den braunen Uniformen gemeint waren. Vater hatte zwar auch einen braunfarbenen Anzug, aber das war sein guter, den er nur Sonntags anzog.

Eines Tages kam dann unser neuer Rektor, der an die Stelle des netten älteren getreten war, in unserer Klassenzimmer. Wir sprangen natürlich sofort so auf, wie wir es bei Herrn Schulze gelernt hatten und riefen in möglichst einheitlichem Chor: „Guten Morgen, Herr Rektor!“ Was wir nicht wussten: Es war das letzte Mal, dass wir unseren Lehrer in dieser Form grüßten. Denn der Rektor teilte uns in fabelhafter Haltung mit, dass von nun an nur noch mit erhobenem Arm und in strammer Haltung mit: „Heil Hitler!“ begrüßt wird.

Daraufhin folgten noch zündende Worte, unseren „geliebten, allwissenden Führer“ betreffend. Dann mussten wir üben: Zackig aufspringen, straffe Haltung einnehmen. Den Arm gestreckt und ein lauter klarer Ruf: „Heil Hitler!“ Und wehe, wer im Arm auch nur eine kleine fahrlässige Beuge hatte. Unser Herr Rektor betrachtete das als persönliche Beleidigung dem Führer gegenüber.

Kriegsjahr 1939

Die Zeit eilte weiter und alle gingen nach wie vor ihren Verpflichtungen nach. An den Wochenenden erholte sich jeder auf seine Weise von den Mühen und Plagen der letzten sechs Arbeitstage und schöpfte Energie für den Beginn der nächsten Woche. Die Sportbegeisterten gingen am Sonntag Nachmittag zum Fußballplatz. Dort hatten sie die Möglichkeit, sich ihres ganzen angestauten Frustes zu entledigen, ohne dass jemand Anstoß daran nahm. Sie konnten sich so richtig den Ärger von der Seele schreien und diesen auf einen armen Teufel von Spieler abladen, dem vielleicht gerade ein Missgeschick passiert war. Da bemerkte niemand, wenn einer beim Schreien des Guten zu viel tat, denn hier schrie jeder, ganz gleich aus welchem Grund. Wer noch nicht genug hatte, konnte nach dem Spiel in der Kneipe weiter diskutieren. Hier trafen sich die Vereinsanhänger, um verärgert die Niederlage der eigenen Mannschaft mit Bier herunter zu spülen, die klügsten Analysen zum Besten zu geben oder auch begeistert „ihren“ Sieg zu feiern.

War letzteres der Fall, herrschte euphorische Stimmung. Ach, was hatten wir doch im Vergleich zur gegnerischen Mannschaft für feine Kerle! Einmalig, wie unsere Abwehr stand. Sensationell, wie unsere Stürmer unaufhaltsam nach vorn preschten und nach hartem Kampf, mehr oder weniger vorbei an den gegnerischen Schienbeinen, das Leder manchmal in letzter Sekunde in das Tor knallten. Unsere Elf nannte man nicht ohne Grund den „Brockenschreck!“

Wie es in allen kleinen Orten so ist, wo jeder jeden kennt, ging auch der Klatsch und Tratsch in unseren Straßen herum. Man hörte voller Spannung zu, wenn jemand, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem anderen die neueste Nachricht zuraunte. Da hatte doch die Familie Sowieso schon wieder Krach. Die Schwiegermutter hatte am lautesten geschrien, der Schwiegersohn ist dann in die Kneipe gerannt, hat sich einen angesoffen und ist erst spät in der Nacht wieder nach Haus gekommen. „Nein, sowas!“ Oder, dass da ein nicht mehr ganz junges Fräulein spät abends von einem Mann nach Haus gebracht wurde. „Was, nein, nicht möglich!?“ Dazu

fiel einem natürlich sofort noch eine ähnliche Begebenheit ein. War das etwa zwei, drei oder schon vier Jahre her? Man hatte es schon fast vergessen. Aber man erinnerte sich, und so konnte man das eben Gehörte - natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit - in noch bunteren Farben ergänzen. Nicht etwa, weil man jemandem schaden wollte. Um Gottes Willen! Aber wer wollte einem das bisschen Unterhaltung verübeln; ein Radio hatten doch nur wenige.

Es war schon ein Ereignis, wenn jemand aus dem nächsten Ort kam (wo man natürlich auch die meisten Einwohner kannte) und die dortigen neuesten Nachrichten mitbrachte. Alle, die zufällig vor ihrer Haus- oder Hoftür standen oder auf der Straße unterwegs waren, erfuhren nun, dass Müllers Hans sich ein Bein gebrochen hat. „Was, der hat sich das Bein gebrochen, wie ist denn das passiert? “Er ist vom Heuboden gefallen!“ Na, das war doch mal eine Neuigkeit. Wer ist auch schon so dusselig und fällt vom Heuboden und bricht sich ein Bein. Nein, das ist ja nicht zu fassen! Doch so recht besehen; so wie man den kennt, muss man sich eigentlich wundern, dass der sich nicht schon viel früher das Genick gebrochen hat, wenn er nur zur Wanduhr geschaut hat. Also, das muss man gleich dem Nachbarn erzählen!

Ach, und die Scherze die getrieben wurden! Gerade weil jeder die Eigenarten des anderen kannte, war es bei ein wenig Phantasie und dem gewissen Schalk im Nacken gar nicht so schwer, den anderen so richtig schön auf die Schippe zunehmen. Wie war das noch mit dem Schornsteinfeger? Er stand auf dem Dach, unter dem eine Baptisten-Familie wohnte. Als es ihn überkam und er nicht widerstehen konnte, da legte er seine Hände als Trichter vor den Mund, beugte sich tief in den Schornstein hinunter und rief mit tiefer Stimme, die Silben langgezogen, drei Mal den Namen des Hausbewohners. Was für ein Erfolgserlebnis muss es für ihn gewesen sein, als eine demütige Stimme aus dem schwarzen Loch zu ihm herauf klang: „Herr sprich, dein Knecht höret!“

Wie ging es weiter ?

Es kam die Zeit, wo die Gespräche, besonders die der Männer, immer ernster geführt wurden. Die eigentlichen Angelegenheiten wurden nur noch kurz besprochen und dann wurde es politisch. Am Ende schwebte immer das große Fragezeichen „Gibt es Krieg?“ Man hörte die Reden von Hitler und Göbbels, die im Radio übertragen wurden. Leute, die sich selbst den Luxus eines eigenen Rundfunkgerätes nicht leisten konnten, versammelten sich beim Nachbarn, denn man wollte sich ja informieren.

Die Parolen aus den Lautsprechern lauteten: „Wir wollen nur den Frieden, aber Wehe über die, die anders wollen als wir!“ Bei all dem Gehörten spalteten sich die Gemüter. Die einen waren begeistert, die anderen voller Zweifel. Viele hatten den Krieg 1914 - 1918 miterlebt und waren mehr oder weniger heil aus diesem wieder zurückgekehrt. Man hatte die Inflation mitgemacht und dann die Arbeitslosigkeit. Jeder hoffte, dass es nun wieder aufwärts ginge. Und es ging scheinbar aufwärts. Die Arbeitslosigkeit war zurückgegangen, und dadurch kam wieder Geld in die Familien. Aber da war noch so viel anderes, was sich ereignete. Das kann nicht gut gehen, meinten die Skeptiker.

Dann wurden etliche Männer im wehrpflichtigen Alter Anfang 1939 zur Wehrübung eingezogen. Sie wurden für ein viertel oder ein halbes Jahr verpflichtet. Für viele wurden es jedoch acht, zwölf und noch mehr Jahre, bis sie zu ihren Familien zurückkehren konnten. Eine große Zahl der Kriegsteilnehmer, vermisst gemeldet, gefallen und in fremder Erde begraben, kam nie mehr heim.

Im Juli 1939 fuhr ich mit meiner Mutter nach Güstrow in Mecklenburg. Für mich war diese Fahrt ein großes Abenteuer. Ich war voller erregter Neugier. Was würde uns wohl alles auf der zwölfstündigen Bahnfahrt erwarten? Von unserem Ort bis Wernigerode verlief alles so, wie ich es kannte und erwartet hatte. Dann stiegen wir in einen anderen Zug, der uns weiter zum Ziel brachte. Nach einiger Zeit war im Abteil die schönste Unterhaltung im Gange. Ich kümmerte mich nicht darum. Ich schaute lieber zum Fenster hinaus. Was da an Landschaft an mir vorbeizog, war viel interessanter als die Gespräche der Erwachsenen. Nach Wernigerode oder Nordhausen war ich schon oft gefahren, auch schon einmal bis Hannover. Aber alles was hier auf mich zukam, war Neuland.

Als der Zug dann in Magdeburg auf dem Bahnhof hielt, er hatte dort einen längeren Aufenthalt, lockte ein ungewöhnliches Bild alle Leute im Abteil an die Fenster. Auf den gegenüberliegenden Gleisen standen lange Reihen von Güterwagen, beladen mit Kanonen, Maschinengewehren und sonstigen Waffen, und dazwischen saßen Soldaten. Man stand an den Fenstern, schaute auf diese Szene, sah sich gegenseitig an und stellte fest, dass fast jeder das Gleiche dachte. „Krieg!“ Die Gesichter waren mit Sorge erfüllt. Nur einige junge Männer unter uns wirkten eher begeistert. Meine Mutter war ganz besonders mit Unruhe erfüllt, hatte doch mein Vater bereits einen Bereitschaftsbefehl mit dem Vermerk, bei Mobilmachung sofort zum Heeresdienst einberufen zu werden. Und wir wollten für 14 Tage so weit weg fahren.

Nach unserer Rückkehr war zu Haus, Gott sei Dank, alles wie zuvor. Die Dinge gingen ihren gewohnten Gang, aber immer häufiger kam das Thema auf den bereits überstandenen ersten Weltkrieg, und die Befürchtung, dass sich dieses Drama wiederholen könnte, wuchs. Frauen erzählten jetzt oft von ihren Söhnen und Männern, die damals gefallen waren. Wie ein Onkel von mir, der in Frankreich am Hartmannsweiler-Kopf sein Leben ließ. Ich fragte: „Wann war denn der Krieg?“ Man sagte mir: „Vor über 20 Jahren!“ Ich war damals acht, und es kam mir vor, als wäre das zu Methusalems Zeiten gewesen. Ich fragte auch: „Was ist Krieg?“ Meine Eltern versuchten es mir zu erklären. Wie aber sollen Kinder dieses Unfassbare begreifen, dass erwachsene Männer aufmarschieren, nur um sich gegenseitig zu erschießen!?

Die Heuernte in Trautenstein

Der Hochsommer war gekommen, und damit war es für uns Zeit, unseren Großeltern bei der Heuernte zu helfen. Für die Erwachsenen war es Mühe. Allein das Mähen der Wiesen war harte Knochenarbeit. Vor Sonnenaufgang, wenn das Gras noch nass vom Tau war, gingen die Männer hinaus. Schwungvoll fuhren die Sensen durch die grünen Halme. Hinter ihnen blieb in Schrittbreite eine glatte Rasenfläche, die links von einer dicken Schlange zusammengeschobenen Grases begrenzt wurde. Der ersten Schwart folgte eine zweite und eine dritte. Noch bevor die Hälfte der Fläche gemäht war, fühlten sich Rücken und Arme bereits an, als wären sie zu Stein geworden. Hatten die Männer ihre Arbeit beendet, kamen die Frauen mit den Harken, um das Gras zum Trocknen auseinander zu streuen. Aber für uns Kinder war solch ein Tag im Freien eine fröhliche Abwechslung.

So richtig idyllisch wurde es, wenn die Mahlzeiten eingenommen wurden. Die wurden aber nicht nach der Uhrzeit serviert, sondern stets erst dann, wenn über die ganze Wiesenfläche hinweg das Heu frisch gewendet war, damit es während unserer Pause in Ruhe trocknen konnte. War es soweit, saßen wir alle erwartungsvoll unter einem Schatten spendenden Baum am Wiesenrain und harrten der guten Sachen, die unsere Oma aus ihrer Kiepe heraus beförderte: Kannen mit Kaffee, Flaschen mit Milch, Wurst und Schmalzbrote, Äpfel und Kartoffelsalat. Alles schmeckte so richtig herzhaft in der frischen Luft. Besonders uns Kindern, nachdem ja wir auch mit unseren kleinen Harken, die unser Opa extra für uns angefertigt hatte, tüchtig mitgeholfen hatten - allerdings nur solange, bis uns die Lust verging und wir lieber etwas anderes spielen wollten. Da gab es so viel zu sehen und zu erleben. Die Bienen und Hummeln brummt um uns herum, Schmetterlinge gaukelten von Blüte zu Blüte und schillernde Libellen trieben wie

Balletttänzer ihr Spiel miteinander. Gegenüber am Bach probierten die Frösche Bauchklatscher.



Von der Mahlzeit gesättigt, die schmerzenden Glieder ausgestreckt und vom Gesumme der unzähligen Insekten schläfrig gemacht, genossen alle noch etwas Ruhe. Doch unter den liebenswerten bunten Summern und Brummern befanden sich auch einige weniger sympathische Flugobjekte. Das waren die Bremsen, die sich heimtückisch und nahezu lautlos auf ihre Opfer stürzten. So erklang immer wieder in diese anheimelnde Stille hinein ein Klatsch und ein lautes „Au!“ Es wurden mitunter auch Ausdrücke verwendet, die man eigentlich nicht hätte verlauten lassen dürfen. Aber so ein Stich tat weh! Uns Kinder haben sie am meisten gequält, denn wir waren am wenigsten bekleidet und boten somit mehr Angriffsfläche. Wir kamen stets mit einem dick verbeulten Bein oder Arm nach Haus. Am Abend, bevor es ins Bett ging, saßen wir Kinder dann alle mit einem in essigsaure Tonerde getränkten Tuch und versuchten, unsere juckenden Wunden zu kühlen. Es dauerte Tage, ehe sie sich wieder normalisiert hatten, inzwischen waren dann aber schon wieder neue Beulen hinzugekommen.



Am schönsten war es, wenn das Heu trocken war und eingefahren wurde. Dann spannte unser Großvater die Kühe vor den Leiterwagen und stieg mit der Oma in die Schoßkelle. Das war der Platz, von dem aus er sein

Gespann lenkte. Alle anderen, groß und klein, saßen auf Decken hinten im Wagen. Da ich mein Akkordeon stets bei mir hatte, waren wir wohl das einzige Gefährt im Dorf, das mit Musik und Gesang zur Wiese zog und am späten Nachmittag, oder auch erst in der Abenddämmerung wieder zurück kam. Nur, auf dem Heimweg war der Wagen hoch mit Heu beladen und wir saßen alle schön weich gepolstert und bequem oben auf dem Fuder.

So richtig lustig wurde es beim Abladen. Großvater stand auf dem Heuboden, nahm das auf Gabeln gespickte Heu entgegen und lagerte das erste in die hinterste Ecke. Von da aus wurde alles gleichmäßig über den Boden verteilt, und die nächsten Schichten kamen darüber. Wir Kinder hatten dabei eine ganz besondere und notwendige Aufgabe zu erfüllen. Wir mussten das Heu festtrampeln. Eine schönere Arbeit gab es gar nicht für uns. Besonders, wenn schon mehrere Fuder eingefahren waren und unser „Arbeitsplatz“ nur noch mit einer Leiter erreicht werden konnte, weil das Heu schon so hoch gestapelt war. Man konnte sich darauf schubsen und stoßen, oder man fiel von allein über die weichen Unebenheiten. Natürlich laut schreiend! Das war ein Lachen und Toben und dennoch eine durchaus wichtige Aufgabe.

Was war es für ein besonderes Vergnügen für uns, wenn sogar unser Opa die Balance verloren hatte und alle Viere von sich gestreckt im Heu lag. Natürlich staksten wir sofort zu ihm hin, um ihn wieder auf die Beine zu helfen. Aber bis er wieder seinen festen Stand hatte, tat er meist noch so einiges, um unsere Heiterkeit zu steigern. Auch alle anderen Erwachsenen waren gut aufgelegt. Das Heu war trocken eingefahren und ein arbeitsreicher Tag neigte sich dem Ende zu. Die Scherzworte flogen hin und her, auch wenn alle von der Anstrengung des Tages von Schweiß überströmt waren. Nur einer fehlte in diesem Jahr 1939 bei der Ernte. Das war Onkel Kurt, der zum Wehrdienst eingezogen war.

September 1939

Der 30. August war ein Tag wie jeder andere auch. Man hatte seine Arbeit verrichtet und begab sich am Abend müde zur Ruhe. Doch in dieser Nacht wachte ich mit panischem Schrecken und voller Angstgefühle auf. Vor meinem Zimmerfenster schrien Männer und klopfen barbarisch, wie sich später herausstellte, mit Mutters Wäschestangen an mein Fenster. Schreiend lief ich hinüber in das Schlafzimmer meiner Eltern. Durch den Lärm ebenfalls geweckt, beugte sich mein Vater bereits zum geöffneten Fenster hinaus. Die Männer waren inzwischen zur anderen Seite zu ihm gelangt.

Sie riefen: „Es ist Krieg!“ und überreichten ihm seinen Stellungsbefehl. Meine Mutter reagierte ihre ersten Aggressionen bei den Überbringern dieser Hiobsbotschaft ab. Sie beschimpfte sie, weil sie mich armes Kind so verschreckt hatten. Doch wie sollten die auch wissen, wo wessen Schlafzimmerfenster waren. Sie nahmen es gelassen hin. Wer weiß, was sie schon alles bei ihrer nächtlichen Runde zu hören bekamen, als sie die Leute aus dem Schlaf rissen, um den Männern den Marschbefehl in die Hände drücken. Mit den drei grausigen Worte: „Es ist Krieg!“

Dies geschah am 1. September 1939, morgens 4.30 Uhr. Zwei Stunden später fuhr der Zug, den mein Vater zu erreichen hatte. Irgendwie gelang es meiner Mutter, trotz der Aufregung und Hektik, in der kurzen Zeit für ihn einen Koffer mit allen nötigen Sachen zu packen. Nicht wie es ihrer Freundin passierte, die ihrem Mann in völliger Kopflösigkeit das beste Sofakissen ins Gepäck verstaute. Aber bei seinem ersten Urlaub brachte er es wohlbehalten zurück.

Dann standen wir auf dem Bahnhof. Mit uns noch viele andere Männer, Frauen und Kinder. Die Frauen weinten, einige laut, andere verhalten. Auch bei etlichen Männern stand eine Träne im Auge. Wir Kinder schauten uns verlegen an und konnten gar nicht so richtig begreifen, was denn da eigentlich geschah. Der Zug kam und nahm die einberufenen Soldaten in seine überfüllten Wagen auf. Der Abschied war kurz. Dann standen wir Zurückgebliebenen auf dem Bahnsteig und winkten dem davondampfenden Zug nach, bis er in der Kurve entschwand. Bei mir war die große Frage: „Vater ist weg! Er musste weg! Warum? Wohin und wie lange? Gar für immer?“ Eine der Frauen, die mit uns auf dem Bahnsteig stand, erhielt nur vier Wochen später die Nachricht, dass ihr Mann als tapferer Soldat, für Führer, Volk und Vaterland in Polen gefallen war.

Kriegszeiten

Nun war es also geschehen. Der Krieg war da, und es hagelte Stellungsbefehle. Abrupt wurden die Männer aus ihrem Leben und ihren Familien herausgerissen. Die Zurückgebliebenen standen jetzt immer öfter in Gruppen zusammen, um ihre Meinungen auszutauschen. Die einen meinten optimistisch, dass der Krieg vermutlich nur Wochen dauern könne, höchstens ein paar Monate. Andere waren pessimistischer, vielleicht auch realistischer. Doch diese mussten schon jetzt entschieden vorsichtiger mit ihren Äußerungen sein. Die Zeit rückte immer näher, wo es gefährlich werden

konnte, seine freie Meinung zu äußern, seine Bedenken und Befürchtungen auszusprechen.

Mein Vater wurde nicht sehr weit weg von uns stationiert. Er war in einem kleinem Dorf bei den Landeschützen gelandet. Er und seine Kameraden mussten das dortige Munitionslager bewachen. Drei Wochen nach seinem dramatischen Aufbruch hatte er Geburtstag. Mutter und ich setzten uns in die Bahn, um ihn zu besuchen. Wir hatten uns beide schick gemacht, und meine Mutter hatte auch ihre neuen Schuhe angezogen. Wir konnten nicht wissen, dass wir von der letzten Bahnstation bis zu dem Ort und zur Kaserne noch einige Kilometer zu Fuß gehen mussten. Ein Bus fuhr nicht. Der Fußmarsch machte meine Mutter zu einer halben Invalidin. Die schönsten und größten Blasen hatte sie an den Füßen. Als wir dann später mit Vater, er als Soldat und in Uniform - ich war ganz stolz auf ihn – spazieren gingen, konnte sie sich nur mit Mühe an seinem Arm fortbewegen. Ich hingegen hatte den Marsch gut überstanden und konnte laufen oder springen wohin ich wollte. Also war ich zu dem Munitionslager gelaufen, an dem Vater gerade seine Wache schieben musste. Es war nicht zu verfehlen, denn es lag auf einem nicht zu übersehbaren Berg.

Von weitem habe ich ihn erkannt, wie er das Gewehr geschultert, innerhalb der Umzäunung seine Wachrunde drehte. Das heißt, eigentlich ging er da so richtig schön gemütlich spazieren, so wie wir es immer gemeinsam taten. Schon von weitem rief ich laut: „Vati, Vati !“ Dann haben wir das Munitionslager zusammen bewacht. Wir gingen nebeneinander. Zwischen uns war nur der Maschendrahtzaun, der oben mit Stacheldraht versehen war. Endlich kam die Ablösung. Mir war es inzwischen schon langweilig geworden. Mehrmals hatte ich ihn ungeduldig gefragt, wann er denn endlich hier Schluss mache. Aber jetzt wurde es interessant. Vater hatte sich in die Marschkolonne eingereiht. Sein Platz war links außen. Und als sie da singend durch das Dorf in ihre Kaserne marschierten, ritt mich der Teufel. Ich wusste genau, was ich da tat. Aber auch Kinder haben ja mitunter Narrenfreiheit, und auf die setze ich. Ich lief zu ihm und fasste seine Hand. Und ab ging's im Gleichschritt, mit ihm und seinen Kameraden.

Vater schaute mich an mit einem halb amüsierten, halb abweisenden Ausdruck in seinen Augen. Seine Hand, die die meinige sonst stets fest umschlossen hielt, machte jetzt unauffällige, aber für mich stark fühlbare Abwehrbewegungen. Ich ließ ihn erst noch ein bisschen zappeln, ehe ich mich mit einem verschmitztem Lachen von ihm löste. Ich wollte ihn ja auch nicht zu lange in Verlegenheit bringen. So hüpfte ich eben neben dem Zug her bis zur Kaserne. Im Radio erklang jetzt oft Marschmusik. Reden von Göbbels

und Hitler und dazwischen immer wieder Sondermeldungen, eingeleitet von einer großartigen Fanfare, welche die Siege der deutschen Truppen in Polen verkündeten. Doch schon bald folgten weniger gute Meldungen, wie die, dass England und Frankreich uns den Krieg erklärten. Einerseits ging das Leben im alten Trott weiter, andererseits hatte sich so viel verändert. Für eventuelle Luftangriffe wurden Vorsorgemaßnahmen getroffen. Jedes Fenster, hinter dem Licht brannte, musste verdunkelt werden. Für diesen Zweck gab es extra steifes, schwarzes Papier. Wie jeder damit umging, war seine Sache. Es kam nur darauf an, dass kein Lichtschimmer nach außen drang. Zeigte sich auch nur der kleinste Ritz in der Verdunkelung, so wurde dieser von den Wächtern, die eigens aus diesem Grunde durch die Straßen patrouillierten, energisch beanstandet.

Die Straßenlaternen waren ebenfalls zum Teil ausgeschaltet. Nur noch jede zweite oder dritte brannte, und diese waren auch noch mit schwarzen Hauben überzogen, die an der unteren Seite mit 10 cm langen und 2 cm breiten Schlitzern versehen waren. Aus diesem schmalen Spalt kämpfte dann ein trübes, milchiges Licht gegen die Dunkelheit an. Von unten konnte man gut sehen, dass da oben etwas Helligkeit war, aber leider drang diese meist nicht bis zu uns kleinen Erdenbürgern hernieder, für die sie eigentlich gedacht war. Somit herrschte an den Abenden und Nächten mitunter totale Finsternis innerhalb der Städte und Ortschaften. Damit man sich in dieser Dunkelheit einigermaßen orientieren konnte und nicht mit anderen Passanten zusammen stieß, trugen alle in Brusthöhe an ihrer Kleidung Knopf große Phosphorplaketten. So konnte jeder, dem so ein grüner Schimmer auf einem Schatten entgegen leuchtete, rechtzeitig ausweichen. Manchmal hat es aber trotzdem leichte Karambolagen gegeben. Zum Beispiel, wenn jemand schnell in einen anderen Mantel geschlüpft war, und in der Eile vergaß, den Phosphorknopf umzustecken.

Eines Tages hieß es: „Alle Hausböden müssen aufgeräumt werden!“ So mancher hat das sicher auch mal dringend nötig gehabt. Auf jedem hatte von nun an zu jeder Zeit ein Eimer mit Wasser zu stehen, ein Eimer mit Sand und eine Feuerklatsche. Letztere bestand aus einem Holzstiel, an dem möglichst dicke Stofflappen befestigt sein sollten, die im Notfall in den Eimer mit Wasser getaucht werden konnten, um damit ein auftretendes Feuer zu bekämpfen. Die Keller, nur wenige Häuser in unserem Ort hatten einen, wurden registriert und begutachtet, wie viele Menschen dort im Notfall unterkommen könnten. Alle Einwohner wurden dann informiert, in welchen der Schutzräume sie sich im Ernstfall zu begeben hatten. Luftschutzübungen wurden durchgeführt. Jede Straße hatte ihren Blockwart, der für diesen

Bereich verantwortlich war und an den sich jeder mit eventuellen Fragen wenden konnte.

Dann wurden die Lebensmittelkarten eingeführt. Jeder konnte nur noch, ganz gleich, ob sein Appetit groß oder klein war, die Mengen darauf kaufen, die in 50 und 100 g Abschnitten vorgedruckt waren. Diese Lebensmittelkarten hatten die Größe von DIN A 5 Bögen. Jede einzelne Person bekam so eine. Der Mittelteil der Karte bot Platz zum Eintrag der Personalien. Den weiteren Raum nahmen die kleinen Kästchen für die Fleisch-, Fett-, Brot- und Zuckerrationen ein. Ein paar Felder waren noch vorgesehen für eventuelle Sonderzuteilungen. Die angegebenen Rationen auf der Karte mussten für einen ganzen Monat reichen. Diese kleinen Abschnitte, die mitunter nur halb so groß waren wie eine Briefmarke, wurden von den Kaufleuten ausgeschnitten und die darauf verzeichnete Menge an Lebensmitteln dem Kunden, der sicher gern mehr gehabt hätte, verkauft. Ja und dann hatten die Geschäftsleute nach Feierabend das Vergnügen, jeden kleinen Schnipsel auf einem großen Bogen Papier, alles sortiert nach Ware, wieder schön nebeneinander aufzukleben. Das war für die Warenabrechnungen notwendig.

Zu den obligatorischen Selbstverständlichkeiten gehörten die Reden „unseres Führers“, die im Radio übertragen wurden. Damals war der bekannteste Apparat der Volksempfänger. Inzwischen standen schon entschieden mehr dieser Prunkstücke in den Wohnzimmern, denn es gab ja tatsächlich einen gewissen Aufschwung, seit Hitler die Macht übernommen hatte. Es war das modernste Medium der damaligen Zeit und finanziell durchaus erschwinglich. „Für jeden einen Volksempfänger und für jeden einen Volkswagen!“ Das war eines der Versprechen, die Hitler seinem Volk gegeben hatte. Also gab es auch inzwischen einige, die sich beides leisten konnten.

Während alle weiterhin aus ihrem Radio erfahren konnten, was in der Welt passierte, beziehungsweise das, was man ihnen zu hören erlaubte, musste sich aber bald so mancher Autobesitzer von seinem ganzen Stolz trennen, wenn er diesen nur rein privat nutzte. Männer, meistens Parteigenossen, kamen plötzlich mit einer Bescheinigung, welche besagte, dass der Wagen für kriegswichtige Zwecke beschlagnahmt sei. Sie stiegen ohne viel Federlesen in das Fahrzeug ein, und zurück blieb der schockierte Besitzer, der seinem Auto nur noch mit Wehmut oder Wut im Bauch hinterher schauen konnte.

Auf die gleiche Art wurden auch Pferde abgeholt. Bei so manchem Besitzer kullerten die Tränen, wenn er seinen Gaul, der sein Freund und

Arbeitsgehilfe war, zum letzten Mal streichelte, klopfte und ihm noch ein paar liebe Worte ins Ohr flüsterte, ehe der auf Nimmerwiedersehen aus seinem Stall in den Krieg traben musste. Die Kriegsführung verlangte immer mehr Opfer. Bald wurden auch junge Mädchen und Frauen zum Dienst verpflichtet. Sie wurden zu Rotkreuzschwestern und Nachrichtenhelferinnen ausgebildet oder mussten in Munitionsfabriken arbeiten.

In unserem Lehrerzimmer stand ein Volksempfänger. War während des Unterrichtes eine Rede des Führers angekündigt, mussten sich sämtliche Schüler in diesem Raum versammeln. Der war jedoch viel zu klein für alle. Wer dort keinen Platz mehr fand, musste sich auf den Flur stellen, möglichst dicht an die geöffnete Tür, damit auch ihm kein Wort entginge. Wer freut sich als Schüler nicht, wenn der Unterricht ausfällt? Aber hier standen wir wie die Ölsardinen und konnten uns kaum rühren. Mit der Zeit wurde diese Art Unterrichtsunterbrechung zur Tortur, denn der Führer sprach mindestens ein bis zwei Stunden. Nach einer gewissen Zeit fingen wir an zu dösen und wurden nur aufgeschreckt, wenn Adolf seine Stimme erhob, um mit dramatischen Worten unsere Feinde zu warnen. Oder wenn er uns, sein Volk, aufforderte, bis zum letzten Einsatz zu kämpfen. War dann endlich das Ende gekommen, hielt unser Rektor für gewöhnlich noch eine Rede auf die wunderbaren, genialen Worte des Führers.

Und dann kam das „dicke Ende“ – nämlich die Aufgabe, bis zum nächsten Tag einen Aufsatz zu schreiben, über all das Hervorragende, das uns „unser glorreicher Führer“ heute verkündet hatte! Na ja, in der Zeitung war ja alles nachzulesen, auch wenn es die von vorgestern war. Schließlich standen überall nur die gleichen Parolen darin: „Der Gegner, der uns vernichten will, muss besiegt werden. Wir lassen uns nicht unterkriegen, und niemals werden wir es zulassen, dass jemals einer unserer Feinde deutschen Boden betritt!“ Selbstverständlich hob unser Führer auch immer wieder die Tapferkeit hervor, mit der unsere Wehrmacht an den Fronten kämpfte. Darin stimme ich noch heute mit ihm überein. Doch nicht nur unseren Soldaten gilt diese Anerkennung, sondern allen, ob hüben oder drüben, die an den vordersten Linien ihre Haut zu Markte trugen. Welch ein Wahnsinn. Doch die Menschheit hat auch heute, über 55 Jahre danach, noch nichts daraus gelernt.

Gespart werden musste nun mit allem und jedem, was uns zum Leben zur Verfügung stand. Da war das Gas, der Strom, die Kohle. Bei den Nahrungsmitteln brauchten wir uns keine besonderen Gedanken machen, denn die wurden ja durch die Lebensmittelkarten rationiert. Hierfür bedurfte es nur des Erfindergeistes jeder Hausfrau, um ihrer Familie trotz karger Mittel ein sättigendes und möglichst auch schmackhaftes Mahl vorzusetzen zu

können. Als große Mahnung für uns alle waren überall Plakate angebracht. Auf jedem war dasselbe Bild zu sehen: Eine große unförmige, schwarze Gestalt. Sie trug einen Sack auf dem Rücken und schaute mit einem verhältnismäßig kleinen, ganz miesen Gesicht mit verkniffenen Augen, aus dem das schlechte Gewissen sprach, über die Schulter. Das war der Kohlenklau! Er wurde zu einer Symbolfigur der Deutschen im Zweiten Weltkrieg.

Nach einem Jahr wurde mein Vater vom Militär entlassen, als „Unabkömmlicher für die Heimat“, wie es genannt wurde. Zwölf Monate seine Werkstatt verwaist dagestanden, und in dieser Zeit waren genügend Reparaturarbeiten angefallen. So waren also nicht nur wir erfreut darüber, dass wir ihn wieder zu Haus hatten, sondern auch alle seine alten Kunden. In der Schule hatten wir inzwischen neue Lehrer für unsere Klasse bekommen. Alles waren ältere Herren, die normal schon längst ihren Ruhestand genießen sollten und einige, die man daraus zurückgerufen hatte. Sie mussten für ihre jüngeren Kollegen einspringen, da diese zum Militärdienst eingezogen wurden. Außerdem waren noch zwei Lehrerinnen da.

Die Hitlerjugend

Dann begann auch für mich die Hitlerjugendzeit. Der HJ hatten alle Jugendlichen im Alter ab 10 Jahren beizutreten. Die Mädchen kamen zu den Jungmädels und die Jungen zum Jungvolk, das waren die Pimpfe. Jeden Mittwoch und Samstag Nachmittag hatten wir, Jungen und Mädchen, in getrennten Gruppen Dienst. Treffpunkt war ein Klassenzimmer in der Schule, oder wir trafen uns bei schönem Wetter auf dem Sportplatz.

Zu Beginn des Dienstes rief die diensthabende Führerin mit lauter Stimme in die lärmende Schar hinein: „Jungmädels, Achtung!“ Nach diesem Ruf standen wir alle, ganz gleich wo wir uns gerade befanden, wie erstarrt und warteten das weitere Kommando ab, das da lautete: „Alle in einer Reihe der Größe nach angetreten!“ Hatten sich dann alle sortiert, kam der Befehl: „Abzählen!“ Die Reihe stand dann stramm, den Kopf geradeaus. Beim Abzählen wendete jede, die gerade dran war, ihren Kopf der linken Nachbarin zu, um der die eigene Zahl zuzurufen. Dies Ritual wiederholte sich, bis die Reihe durch war. Der Kopf wurde nach Nennung der Zahl sofort wieder zackig nach vorn gerichtet.

Mitunter wurde später der Vorwurf laut, man habe seiner linken Nachbarin zu laut ins Ohr geschrien. Aber vorher machte die Diensthabende der Gruppenführerin mit erhobenen Arm die Meldung: „Gruppenführerin ich melde dir, von 62 Mädels 52 zum Dienst angetreten. Zehn fehlen, davon drei unentschuldig!“ Die Gruppenführerin, ebenfalls mit erhobenen Arm, nahm diese Meldung entgegen und gab danach die Kommandos.

Es war Pflicht, bei jedem Fernbleiben des Dienstes eine begründete schriftliche Entschuldigung vorzulegen. Ebenfalls war es Pflicht, dass jedes Jungmädels oder Pimpf auf der Straße die Führer und Führerinnen mit erhobenen Arm und „Heil Hitler“ grüßten. Wenn man dann noch Lehrern, oder gar dem Herrn Rektor begegnete, kam man aus dem Grüßen gar nicht mehr heraus. In den Kaufläden spielte sich das Gleiche ab. Beim Eintreten rief man sein obligatorisches „Heil Hitler!“ und ebenso, wenn man den Laden wieder verließ. Kurz, es ging so in Fleisch und Blut über, dass ich eine Woche, nachdem die Amis uns schon besetzt hatten, gedankenverloren einen überfüllten Metzgerladen betrat und anstatt mit dem nun wieder normal gewordenen „Guten Tag!“ meinen Eintritt zu bekunden, prompt „Heil Hitler!“ sagte.

Oh, diese Blicke die mir da zugeworfen wurden. Amüsierte, empörte und ermahnende. Doch dann stellte sich heraus, dass ich durch meinen Fauxpas ein neues Gesprächsthema geschaffen hatte. So etliche berichteten von ähnlichen persönlichen „Ausrutschern“. Aber alle waren sich einig, dass es wirklich einiger Anstrengung bedurfte, diesen seit Jahren eingepflichten, aber nun sogar gefährlich gewordenen Gruß aus dem Gehirn zu löschen.

Doch nun zurück zu unserem Dienst. Nachdem die Meldung über die Zahl der Anwesenden und die Namen der Abwesenden gemacht wurde, hieß es: „Abzählen bis drei!“ Dann kam das Aufreihen, und wir marschierten in Dreierformation los. Vorweg unsere Wimpelträgerin, rechts und links von je einem Jungmädels flankiert. Nach einem kleinen Abstand kam meistens ich mit meinem Akkordeon, dann die Gruppe. Seitlich davon marschierte unsere Gruppenführerin, die den Gleichschritt ansagte. Vor einer Kurve hieß es: „Links- oder Rechtsschwenk marsch!“ So zogen wir dann mit Musik und Gesang durch den Ort ins freie Feld. Dort wurde dann entweder noch ein bisschen exerziert, oder wir begannen gleich mit einem lustigen Spiel. Es wurde gesungen oder auch neue Lieder eingeübt. Ich war Singwartin und Schaffführerin. Betreffend der Lieder war mein Vater eine wahre Fundgrube. Viele unbekannte Lieder hatte er mir beigebracht, nun konnte ich einige davon weitergeben.

An anderen Tagen sammelten wir Altmaterial. Besonders Eisen und Buntmaterial war gefragt. In der Weihnachtszeit bastelten wir Spielzeug für die Kinder. Denn auch dieses wurde wegen der kriegsnotwendigen Produktion nur noch in geringen Mengen hergestellt. Gelegentlich fanden auch hin und wieder Treffen mit HJ-Gruppen aus der weiteren Umgebung statt. Eigentlich war es für uns genauso, als wenn heute die Jugend eine Zusammenkunft hat. Nur mussten wir damals alle stramm stehen, zackig marschieren und mit „Heil Hitler!“ grüßen. Und natürlich mussten wir auch auf Abfrage den Lebenslauf unseres Führers wie das Einmaleins, selbst im Schlaf, aufsagen können.

Die Zeit läuft weiter, ganz gleich ob sie gut, schlecht oder für die Menschen erdrückend ist. Wie immer sprach es sich schnell herum, wenn wieder eine Familie „den Brief“ erhalten hatte, worin die Nachricht stand, dass der Mann, Vater oder Sohn für Führer, Volk und Vaterland als tapferer Soldat gefallen war. Ein freudiges Ereignis war es daher immer wieder, wenn einer der Soldaten auf Urlaub kam. Sie kamen jetzt nicht nur von der Westfront, sondern auch aus Russland. Denn unser „genialer Führer“ hatte 1941 auch seinem einstigen Verbündeten Stalin den Krieg erklärt. Nach langer Zeit kam auch mein Onkel Kurt für 14 Tage nach Haus. Welche Freude, als er plötzlich in der Tür stand. Aber welche Wehmut, als er Abschied nahm; denn keiner wusste, ob es jemals ein Wiedersehen geben würde.

Im Sommer 1943 war es, als meine beiden Onkel, Kurt und Herbert, gleichzeitig Urlaub hatten. Somit war unsere Familie einmal wieder vollständig zusammen. Auch ein Vetter kam noch von der Front, und alle drei mit ihren Frauen besuchten uns in Benneckenstein. Auf dem Weg zurück nach Trautenstein begleitete ich sie mit meinen Eltern. Es war für uns alle ein heiterer und unbeschwerter Sommertag. Wir wanderten durch den Wald über Grüntal. Ich hatte mein Akkordeon um, und jeder sang aus voller Brust die Lieder, die ich spielte. Plötzlich blieben alle acht Erwachsenen mitten auf dem Weg stehen, jeder umfasste seinen Partner und sie fingen an zu tanzen. Zwei Tage darauf musste der Vetter wieder zurück zu seiner Einheit an die Front. Einige Wochen später erreichte uns die Nachricht von seinem Tod. So war dieser Tanz auf dem steinigen Waldweg zwischen Benneckenstein und Trautenstein sein letzter gewesen.

In den Klassen der Schule

In unserer Schule hatte sich so einiges verändert. Wir Einheimische waren schon längst nicht mehr unter uns. Viele Fremde waren hinzu gekommen und hatten die Einwohnerzahl wachsen lassen. Aus dem Osten trafen Transporte mit Flüchtlingen ein, die wegen der Kampfhandlungen ihre Heimat verlassen mussten. Aus den Städten flüchteten die Menschen, meist Mütter mit Kindern, vor den Bombenangriffen. In den Landgegenden waren sie weniger gefährdet.

Hermann Göring hatte einst gesagt, dass er Meier heißen wolle, wenn jemals ein feindliches Flugzeug über Deutschland aufkreuzen sollte. Nun stand fest, dass er Meier hieß. Einige der Vertriebenen hofften, ihr Zuhause eines Tages wieder so unversehrt vorzufinden, wie sie es verlassen mussten. Aber das war zumeist eine Illusion. Andere wiederum wussten genau, dass ihr Heim mit Hab und Gut bereits von Bomben zerstört war, und viele trauerten um den Verlust ihrer nächsten Angehörigen. Wer Verwandte oder Bekannte in den Landgegenden hatte, versuchte dort Unterschlupf zu finden. Da aber nicht genügend Wohnraum für all die vielen Menschen vorhanden war, wurden Zimmer beschlagnahmt und jeder verfügbare Raum hergerichtet. Sogar in den obersten Dachböden, die eigentlich kaum als Wohnraum zu bezeichnen waren, wurden sie untergebracht. Mitunter war es eine Zumutung, wie eine Mutter mit ihren Kindern, und oft war noch die Oma dabei, in einem kleinen Zimmer hausen musste. Aber irgendwie waren doch alle glücklich, endlich ein festes Dach über dem Kopf zu haben.

Kinder und Jugendliche wurden aus den bombardierten Städten gesammelt und in Schullandheimen untergebracht. Auch in unserem Ort wurde die Jugendherberge für einen solchen Zweck umfunktioniert. Jungen aus dem Ruhrgebiet, im Alter zwischen 10 und 14 Jahren, fanden dort eine Unterkunft. Einige ältere Jungen im „Führerstand“ waren für alle verantwortlich und leiteten diese Schar. Aber ein Elternersatz waren sie gewiss nicht. Zackig, in Reihe und Glied, marschierten sie in ihren schwarzen HJ-Uniformen durch unsere Straßen und sangen aus voller Brust ihr Lied. Der Refrain lautete:

Was kann das Leben uns schöneres geben, wir wollen KLV-er sein!

(KLV-er = Kinderlandverschickte)

Arme Kinder! Weit weg von zu Haus, während dort jede Nacht die Bomben fielen. Dazu jeden Morgen die bange Frage, ob die Mutter wohl noch

lebt? Die Väter der Meisten waren an der Front, oder bereits gefallen. Nach einiger Zeit trafen wir, die HJ aus Benneckenstein, mit den KLV-er zusammen und lernten uns näher kennen. Nachdem einige der Jungen aus dem Lager uns Mädchen unter anderem erzählten, welche Mühe ihnen die Stopfarbeit bereitete, beschlossen wir an einem Nachmittag zu ihnen zu gehen - Pardon - zu marschieren, um ihnen die Strümpfe zu stopfen.

Die Jungens hatten Außendienst und wir saßen drinnen bei unserer Arbeit. Vor uns lag auf einem Tisch ein großer Haufen von zusammengezogenen Socken. Was war es lustig, allein die Strümpfe anzusehen, an denen sie schon ihre Künste erprobt hatten. Da waren Beulen an den Beinen reingestopft, dass man denken konnte, der arme Junge hätte einen Auswuchs an der Wade. Manche Fersen sahen wiederum aus wie ein zugebundener Mehlsack. Inzwischen hatten sich auch Freundschaften herausgebildet; so kam es, dass jede Socke mit den Initialen des Besitzers solange hin und her flog, bis sie bei derjenigen landete, die so etwas wie die Freundin des Eigentümers der zwei Buchstaben war. Jede, die so ein Paar aufgefangen hatte, hoffte dann inbrünstig, dass ihr Sympathikus noch etwas von der Urform des Strumpfes übrig gelassen hatte. Allerdings, groß pflegen konnten wir diese Freundschaft nicht. Sie bestand allein darin, dass man sich die Hand reichte, wenn es sich ergab. Oder man begegnete sich in der Stadt, wenn man singend in Reihe und Glied durch die Straßen marschierte. Dann wurden Blicke gewechselt, mitunter auch ganz schön feurige! Aber was nützten die schon. Nur ganz selten bestand die Möglichkeit, sich allein miteinander zu unterhalten. Ja, und das war es dann auch schon.

Und trotzdem haben einige dieser Jugendfreundschaften über Jahre hinweg bestanden. Briefe wurden noch ausgetauscht, als die KLV-er schon längst wieder in ihrer Heimat waren. Auch mit meinem Brieffreund stand ich noch einige Jahre in Verbindung – bis diese dann irgendwann endete. Wie überraschend war es deshalb, als eines Tages im Jahre 1953 plötzlich das Telefon klingelte und ich die Stimme von „Heinz“ aus Mönchengladbach vernahm! Zusammen mit seiner Frau war er in Hohegeiß. So gern wäre er nach Benneckenstein gekommen, aber beide Orte waren ja durch die Zonengrenze voneinander getrennt. Sechs Tage verweilten sie dort und er rief täglich an. Natürlich hatten wir uns viel zu erzählen. Dabei erfuhr er auch, dass ich in drei Monaten unseren Sohn erwartete. Einige Wochen danach erhielten wir ein großes Paket, gefüllt mit Luxusartikeln wie Schokolade, Kakao und Bohnenkaffee, aber auch wunderschönen Babysachen und Windeln.

Die Tenno und der Fliegeralarm

Mein Vater herrschte also wieder in seiner Werkstatt. Die Geräusche der Maschinen und das Klopfen der Hämmer schallten über den Hof. Sogar einen Gesellen konnte er inzwischen einstellen, einen älteren Mann, der nach seiner Flucht aus Ostpreußen mit seiner Frau in unserem Ort eine Bleibe gefunden hatte. Er war ausgemustert und gehörte dem gleichen Berufsstand an. Vater konnte die Hilfe gut gebrauchen, und die Leute waren froh, nun ihre zerbrochenen Teile wieder repariert zu bekommen.

Doch wie sehr er auch bemüht war alle Kunden zufrieden zu stellen, es gelang nicht immer. Oft wusste er nicht, wo er zuerst anfangen sollte. Mitunter schien der Teufel mit im Bunde zu sein, wenn gleichzeitig drei verzweifelte Fuhrleute an einem Tag kamen, denen die Schere oder ein Rad gebrochen war. Dazu noch Waldarbeiter, die neue Axthelme benötigten. Und jeder wollte möglichst alles sofort. Einige seiner Kunden kamen auch und sagten: „Herr Auschrat, wenn sie mir das ganz schnell machen, dann bringe ich auch ein Stück Butter mit!“ Oder eine Wurst, oder ein Stück Speck. Das waren Verlockungen in jener Zeit, in der man zum Leben zu wenig, aber zum Sterben zu viel hatte. Verlockungen, denen selbst mein so gerecht denkender Vater nicht immer ganz widerstehen konnte.

Seit seiner Rückkehr war er schon des Öfteren „angesprochen“ worden, in die Partei einzutreten. Doch was mein Vater als „Erstes“ und „Letztes“ ganz gewiss nicht wollte, das war eine Mitgliedschaft in der NSDAP. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er mit krauser Stirn, mit untergeschlagenen Armen, im Mund seine abendliche Zigarre, gedankenvoll rauchend durch die Wohnung wanderte. Doch plötzlich stand er vor uns still, die Stirn glättete sich und aus den Augen blitzte die spontan gekommene Erleuchtung. Die Zigarre wanderte aus seinem Mund in die rechte Hand, und er verkündete uns mit triumphaler Stimme. „Jetzt habe ich’s! In die Partei trete ich nicht ein. Aber ich melde mich zur Tenno!“ (Technische Nothilfe)

Das war es! Mit diesem Schritt war er organisiert, aber bei einer Truppe, die ihm mehr zusagte. Und welche Gruppe ist nicht erfreut, wenn sie wieder ein neues Mitglied dazu gewinnt. Als er nach seiner Anmeldung nach Haus kam, trug er schon seine Uniform mit allem Zubehör, was ein Tennemann brauchte, unter dem Arm. Es handelte sich um einen Drillanzug, ein Paar schwere, schwarze Schaftstiefel, ein Käppi, einen Helm, eine Gasmaske und noch diverse Kleinigkeiten. So ausgerüstet zog er dann jede Woche, wenn die Übungen abgehalten wurden, zur Sammelstelle.

Dann kam die Zeit, wo es auch bei uns Fliegeralarm gab. Die zwei nach seiner Flucht aus Ostpreußen mit seiner Frau in unserem Ort eine Bleibe gefunden hatte. Er war ausgemustert und gehörte dem gleichen Berufsstand an. Vater konnte die Hilfe gut gebrauchen, und die Leute waren froh, nun ihre zerbrochenen Teile wieder repariert zu bekommen. Sirenen auf dem Rathaus und auf dem Kirchturm verkündeten laut das Nahen feindlicher Flugzeuge. Die Menschen wussten, was die einzelnen unterschiedlichen Heultöne bedeuteten. Bei Voralarm konnte noch jeder, der gerade in der Stadt war, versuchen auf dem schnellsten Weg nach Haus zu laufen. Bei Vollalarm musste die Straße sofort verlassen werden. Die Schule bekam die erste Warnung, noch bevor die Sirenen los heulten. Man war vorbereitet. Einige Schüler waren dafür verantwortlich, dass jede Klasse auf dem schnellsten Weg benachrichtigt wurde. Diese Melder waren die einzigen, außer dem Rektor, die eine Tür zum Klassenzimmer ohne anzuklopfen aufreißen durften, um ihren Ruf: „0, 15 !“ loszuschreien. Die Tür flog zu und schon waren sie im nächsten Raum.

Aber ganz gleich, welches Thema auch behandelt wurde, ob Geschichte, Biologie, bei einer Rechenarbeit oder einem Diktat, wir mussten alle so schnell wie möglich die Taschen packen und im Laufschrift die Schule verlassen. Nach der Entwarnung wurde der Unterricht laut Stundenplan fortgesetzt. War keine Vorwarnung möglich und gleich Vollalarm gegeben, mussten wir uns in die Kellerräume der Schule begeben. Dann waren die Flugzeuge bereits über uns. Oft konnte beobachtet werden, wie sie in Formationen von Dreiecken über uns hinweg zogen. Wir gehörten zu den Glücklichen, die von ihren Bomben verschont blieben. Aber über welche Stadt würden sie ihre todbringende Fracht entladen und die darin lebenden Menschen in panische Angst versetzen? Und wie viele Opfer würde es zu beklagen geben?

Die Männer von der Tenno mussten beim Ertönen der Sirenen sofort in ihre Drillanzüge und Stiefel steigen, alles Notwendige fassen und zur Sammelstelle eilen, um im Notfall hilfreich einzugreifen. Für viele der Helfer waren die dauernden Unterbrechungen der Arbeit, die der Alarm auslöste, eine große Belastung. So auch für meinen Vater, der trotz seines Gehilfen immer mehr in Zeitverzug geriet. Oft stand er bis in den späten Abend in seiner Werkstatt, um das Stück fertig zu stellen, das am Morgen darauf abgeholt werden sollte. Mitunter heulten am Tag vier mal die Sirenen, und keiner wusste, wann die Entwarnung kam. Eines Tages ließ Vater Alarm, Alarm sein und blieb bei der Arbeit. Die Quittung sollte er zwei Tage später erhalten ...

Von Natur aus war mein Vater ein ruhiger und besonnener Mensch. Nur eines gab es, worüber er sich ganz furchtbar erregen konnte, und das war die Politik. Wir waren immer in Sorge, dass er eines Tages einem regimetreuen Kunden gegenüber eine unüberlegte Äußerung tun könne. Oft schaute er zu dem verordneten Hitlerbild an der Wand und sagte Adolf persönlich seine Meinung. Er konnte sich derart erregen, dass ihm allein aus diesem Grunde gute Freunde einen kleinen eingerahmten Spruch schenkten. Er lautete: „Nicht ärgern, nur wundern!“ Das Führerbild zu entfernen, wagten wir nicht, denn dazu kamen zu viele Kunden ins Haus. Vermutlich wäre es gerade einem Verkehrten aufgefallen. So blieb Adolf, und neben ihm prangte der kleine Spruch.

Ich kam aus der Schule und fand meine Mutter weinend am Herd stehend vor, aufgeregt im Suppentopf rührend. Natürlich war meine erste Frage: „Was ist denn los?“ Darauf erhielt ich die verzweifelte Antwort: „Vati hat sich den Mund verbrannt!“ Ich stutzte und sagte etwas einfältig: „Aber wir haben doch noch gar nicht gegessen!“ Mutterklärte mich auf, dass er sich den Mund bei dem Vorgesetzten des Tenno verbrannt hatte. Man hatte ihm sein Fernbleiben vorgeworfen, sicher mit Worten, die er gar nicht mochte. Da hat er dann seinerseits seinem Ärger freien Lauf gelassen - was ihm prompt eine Vorladung ins Rathaus einbrachte. Nun war er bereits auf dem Weg dorthin. Er sollte sich entschuldigen! Ja, und da lag wieder der Hase im Pfeffer. Sich entschuldigen, für etwas, zu dem er stand!?

Unsere Angst wuchs, dass er womöglich doch mehr sagte als erlaubt war, so wie er es zu Haus oft tat. Natürlich nur wenn es um Politik ging, worauf meine Mutter immer sofort das Fenster schloss. Womöglich behielten sie ihn gleich dort, und wer weiß, wo er dann hinkam. Als ich dies alles gehört hatte, sagte ich gar nichts, sondern handelte ganz spontan. Ich holte den Küchenstuhl, stellte ihn an die Wand, stieg darauf und holte unseren Adolf von dort oben runter. Eigentlich wollte ihn auch gleich noch aus dem Rahmen montieren, aber Mutter meinte, ich sollte ihn erst einmal so weglegen. Man konnte ja nie wissen! Also kam er, so wie er war, auf den Kleiderschrank.

Dann kam Vater endlich nach Haus. Er schmunzelte, als er uns wie zwei Häufchen Unglück vor sich sah. Wir hingen ihm gleich beide am Hals, froh, dass wir ihn unversehrt wieder hatten. Dann berichtete er, dass er sich „mit denen“ in aller Ruhe unterhalten habe und sie wären auch recht vernünftig gewesen. „Aber entschuldigt habe ich mich nicht!“ Sein Triumph: Er war sich bei dieser leidigen Angelegenheit selber treu geblieben.

Die Bezugscheine

Alles was der Mensch so zum normalen Leben brauchte, wurde noch knapper und vieles gab es überhaupt nicht mehr. Auch für Textilien, die selten und nur in kleinen Mengen vorhanden waren, gab es Kleiderkarten, deren kleine Abschnitte von 1 bis 100 als Punkte zählten. Wollte man einen von den raren Stoffen kaufen, fragte man nicht etwa: „Wie hoch ist der Preis?“ Nein, man fragte: „Wieviel Punkte kostet der Meter?“ Die Qualität war oft fragwürdig, aber man war ja schon froh, überhaupt etwas zu bekommen. Wer noch ein Paar halbwegs gute Schuhe besaß, war glücklich dran. Aber es hieß ja schon immer: „Die Deutschen, das Volk der Denker und Erfinder.“ Und siehe da, sie erfanden wieder etwas: „Den Holzschuh!“ Nicht etwa den holländischen, den gab es ja schon. Sondern einen Schuh mit massiver Holzsohle, der oben drüber mit bunten Stoffbändern bespannt wurde. Gleiche Bänder waren an den Fersen angebracht, deren Verlängerungen nach vorn gezogen und gebunden wurden, um dem Ganzen Sitz und Halt zu geben. Ich glaube, die gab es sogar frei, also ohne Bezugschein.

Ach ja, die Bezugscheine! Diese mussten auf dem Rathaus beantragt werden, wollte man ein Paar neue Schuhe erwerben oder einen Mantel, für dessen Stoffverbrauch die Punkte auf der Kleiderkarte nicht ausreichten. War man also der Ansicht, dass nun endlich und dringend eines von beiden gebraucht wurde, führte der Weg zum Rathaus in das betreffende Büro. Allerdings beides zu fordern, wäre zu gewagt gewesen. Da riskierte man, wegen Unverschämtheit abgewiesen zu werden.

Im Rathaus hieß es, sich erst einmal in eine lange Warteschlange einzureihen, denn die Bedürftigkeit war groß. War man dann endlich vor dem Gewichtigen angelangt, der die Entscheidungsgewalt besaß, hatte man sich ordnungsgemäß auszuweisen. Daraufhin holte er die Kartei heraus, auf der vermerkt war, wann, wie oft und wofür sein letzter Bezugschein ausgestellt wurde. Oh, welcher Überredungskunst bedurfte es, den Beamten von der eigenen Bedürftigkeit zu überzeugen. Sogar die gestopften Stellen an dem schäbigen Mantel, den man trug, wurden ihm gezeigt. Außerdem hatte man aus reiner Bescheidenheit so lange gewartet, und nicht schon viel früher einen Antrag gestellt. Ein Argument konnte selten angebracht werden! Nämlich, daß der Mantel inzwischen zu eng geworden sei. Meistens war das Gegenteil der Fall. Aber das hatte betreffs des Stoffverbrauchs auch wieder seinen Vorteil. Ging es um ein Paar Schuhe, musste genauso gefeilscht werden. Wahrheitsgetreu musste angegeben werden, ob nicht doch noch ein „Paar Gute“ irgendwo im Haus versteckt waren. Aber wer hätte das schon zugegeben, wo die Zeiten doch nur noch schlechter werden konnten und

befürchtet werden musste, dass man eines Tages noch barfuß durch die Gegend traben musste.

Wie war ich stolz, als ich meine ersten Holzschuhe bekam. Ich war geradezu besessen darauf, so ein Paar zu besitzen. Sie bestanden aus einer durchgehenden Holzsohle, und über den Zehen war der gewisse Stoffstreifen. Wie herrlich klapperte man damit über das Straßenpflaster, ohne dass jemand als Verwarnung rufen konnte: „Mach nicht so laut, tritt leiser auf!“ Da konnte man ja zurück rufen. „Ich habe Holzschuhe an!“ Etwas später wurden sie verfeinert. Die Sohlen waren nicht mehr nur aus einem Stück Holz, sondern unterteilt und mit festem, aufgenagelten Stoff oder Lederresten wieder zusammengefügt. Diese Verbesserung ergab eine gewisse Gelenkigkeit. Nun konnte man den Fuß, wie es seiner Natürlichkeit entsprach, wieder abrollen und stolperte nicht mehr beim Laufen über die senkrecht stehenden Sohlenspitzen. Wie wurden die Ersten, die im Besitz dieser schicken Schuhe waren, beneidet. Ich habe geschrieben - schick - und das waren sie für damalige Verhältnisse tatsächlich.

Die Modewelt damals

Heute richtet sich die Dame von Welt, was ihre Kleidung betrifft, nach den Kreationen, die die genialen Modeschöpfer für jede Saison neu kreieren, ob in Paris, Rom, oder in anderen Häusern, die einen guten Ruf zu verteidigen haben, oder es zumindest glauben. Doch damals richtete sich die Mode nach dem Inhalt des Kleiderschranks. Waren ein Kleid, ein Rock oder ein Bluse nicht mehr tragbar, so konnten sie ja nicht wie heute einfach durch den Kauf eines neuen Stückes ersetzt werden. Also wurde alles durchgeschaut, was sich da so im Laufe der Jahre angesammelt hatte. Etwas wegwerfen kam nicht in Frage. Es wurde alles aufgehoben und deshalb konnte, wenn man nur richtig wühlte, so ein Schrank eine wahre Fundgrube sein. Entzückt war jede Frau, wenn sie zwei schon ausrangierte Kleider fand, die farblich so halbwegs zu einander passten.

Diese wurden dann genommen, aufgetrennt, gewaschen, gebügelt, danach die noch gut erhaltenen Teile auf dem Tisch ausgebreitet. Anhand des Schnittmusters wurde schwer überlegt, wie man aus den zwei verschiedenfarbigen alten Stoffen ein neues Kleid nähen könne. Was sah wohl besser aus: Wenn man eine bunte Passe machte und grüne Ärmel, oder lieber grüne Passe mit buntem Rückenteil? Mitunter war die Entscheidung gar nicht so einfach. Oft fehlten auch ein paar Zentimeter Stoff am Zuschnitt, und es musste dann eben noch eine Naht extra angebracht werden, damit am Ende

alles seinen Sitz hatte. Aber wie auch immer die Kleider zustande kamen, es wurde so große Mode, dass jede Frau stolz ihr „Aus-zwei-mach-eins-Kleid“ trug. Später war es sogar „Mode“ wenn man aus drei alten noch eins zusammenstückeln konnte, also ein „dreifarbiges“ trug.

Dann wurde weiter in den Kleiderschränken nachgesehen, ob da nicht eventuell noch ein ausrangierter Herrenanzug, vielleicht noch der vom verstorbenen Großvater, hing. Wenn ja, dann wurde der triumphierend herausgeholt und begutachtet. Meist sah er schon recht abgetragen und speckig aus. Aber kein Problem! Man trennte das gute Stück auf, die Teile wurden gewaschen, gedämpft, gebügelt, und „danach“ der Stoff einfach gewendet. So wurde die ehemalige linke Seite die rechte. Aller Speck war weg und man konnte dann, wie sollte es anders sein, ein ganz schickes Kostüm daraus nähen. Dickere Frauen, für die der Stoff eventuell nicht gereicht hätte, gab es damals nur ganz, ganz wenige. Dank der Lebensmittelkarten hatten die meisten eine schlanke Idealfigur. Keiner brauchte sich zu der Zeit mit einer sowieso erfolglosen Diät herum zu plagen. Nur eines muss noch gesagt werden: Die vielen Flüchtlinge und Ausgebombten unter uns besaßen noch nicht einmal mehr einen Kleiderschrank, in dem sie wühlen konnten.

Die Kriegsgefangenen

Es war ein richtig schöner Sommertag. Vater arbeitete mit seinem Gesellen in der Werkstatt, Mutter hing Wäsche auf die Leine und ich saß auf einem der unteren Baumstämme, die auf dem Hof gelagert waren und spielte Akkordeon. Unser Hof war zu der Zeit offen und hatte kein Tor. Plötzlich standen sechs gefangene Soldaten vor mir. Es waren Franzosen, die in unserer Nachbarschaft gearbeitet hatten. Alle trugen noch ihre Uniformen, an dem Käppi die lustige Troddel. Sie hatten gerade Pause und wollten schauen, woher die Musik kam. Erst hörten sie nur zu und freuten sich. Dann fragten sie in gebrochenem Deutsch, ob ich einen Tango spielen könnte. Also spielte ich „Du hast Glück bei den Frau'n, bel Ami“. Gleich nach den ersten Takten hatten sich je zwei von ihnen umgefasst und tanzten auf dem unebenen Erdboden unseres Hofes, als wäre er das glatteste Parkett und jeder von ihnen hätte ein schönes Mädchen im Arm. Es gab noch ein paar Zugaben, bis sie wieder zu ihrer Arbeit gingen. Aber erst viel später wurde mir bewusst, dass ich hier, an jenem Sommertag, zum ersten Mal unbewusst die Mentalität der Franzosen kennengelernt hatte.

Der Tabak

Das Schlimmste war für alle Raucher: Auch der Tabak war rationiert! Jede Person hatte eine Raucherkarte mit genauem Quantum, die ihre Ration bestimmte. Wie froh war da so mancher Mann, dass seine Frau Nichtraucherin war. Den Frauen stand zwar weniger zu als den Männern, aber auch sie erhielten erstaunlicher Weise eine Karte. Obwohl Hitlers Parole lautete: Eine deutsche Frau raucht nicht! Für meinen Vater, dessen Lebenselixier der blaue Dunst war, war es eine nicht einfache Zeit, obwohl er Mutters Ration mit verkonsumieren konnte. Mit jedem Krümel Tabak wurde sorgfältig umgegangen. Von den Zigarren die er am Abend rauchte, wurden die „Stummel“ nicht etwa weggeworfen, sondern fein säuberlich aneinander gereiht neben das Ofenrohr auf den Küchenherd zum Trocknen gelegt. Dann wurde je einer oder zwei in die Pfeife gesteckt, das Streichholz darüber entzündet und mit besonderem Genuss geraucht.

Der Küchenherd war aber auch noch zum Kochen da. Eines Tages gab es Rindfleischsuppe bei uns. Wie wunderte sich meine Mutter, als sie beim letzten Umrühren lauter dunkelbraune Fasern darin fand, die sie ganz gewiss nicht rein getan hatte. Diese mysteriösen Fasern wurden untersucht und identifiziert. Sie stammten von Vaters zum Trocknen ausgelegten „Stummeln“. Aber wie waren sie in die Suppe gekommen? Also wurde rekonstruiert. Dabei kam heraus: Mutter hatte den Topfdeckel abgenommen, um die Nudeln in die Suppe zu geben, hatte ihn aber in der Eile versehentlich auf die bewussten Stummel gelegt. Von der Wärme und der Feuchtigkeit fühlten diese sich so angezogen, dass sie sich unter ihm anhafteten und sich auf diese Weise, für Mutter unsichtbar, als sie den Deckel wieder über den Topf stülpte, in die Suppe schmuggeln konnten. Schön durchgekocht ließen sie sich wunderbar mit verrühren. Somit war also beides, unser Mittagessen und der köstliche Pfeifeninhalt, zum Teufel. Aber ich glaube, der Verlust der Stummel hat meinen Vater mehr gegrämt.

Nebenher wurden noch Zigarettenkippen gesammelt. Natürlich nur die eigenen. Obwohl es auch Männer gab, die überall danach suchten, auch in den Gossen. Filterzigaretten gab es damals noch keine. Nur gut, denn dadurch waren die „Hugos“, wie man sie nannte, etwas länger. Also war alles, was man als Rest in den Aschenbecher drückte, reiner Tabak, oder auch manchmal noch ein bisschen Saft dazwischen, der aber trocknete. Und aus vier oder fünf solcher Kippen konnte dann noch eine Zigarette extra gedreht werden. Aber wie auch immer, die Rationen waren und blieben knapp für einen gestandenen Raucher. So war es kein Wunder, dass sich die Betroffenen

auf ihre Art unterhielten und berieten, wie man so über die Runden kommen konnte.

Eines Tages waren meine Mutter und ich in einem Geschäft, welches einem sehr seriösen älteren Herrn gehörte. Ich konnte mich nicht entsinnen, dass ich ihn jemals ohne seine Zigarre im Mund gesehen hatte. Aber auch für ihn waren jetzt schlechte Zeiten angebrochen. Wir unterhielten uns noch mit ihm, nachdem wir unseren Kauf getätigt hatten. Wir fragten ihn auch, ob er denn nicht bald einmal wieder neue Ware bekäme. Nach seinem bedauernden Kopfschütteln wurde die Unterhaltung dann allgemein, und natürlich kam auch das Thema „Rauchen“ zur Sprache, denn er stand ohne seine Zigarre vor uns. Da er wusste, dass mein Vater ein Leidensgenosse war, gestand er uns, dass er zum Priem greifen wollte, um die Magerzeiten bis zur nächsten Tabakration zu überbrücken. Er riet uns, dies meinem Vater doch auch zu empfehlen. Aber meine Mutter reagierte entsetzt auf den so gut gemeinten Vorschlag. Sie sagte ihm, wie scheußlich das doch aussieht, wenn der schwarze Saft an den Mundwinkeln kleben bleibt. Aber diesen älteren Herrn konnte sie damit nicht beeindrucken. Mit einem wissenden Lächeln entschärfte er den schnöden Verdacht mit den Worten: „Sie können es glauben, man sieht überhaupt nichts!“ Dann gestand er uns, dass er bereits einen Priem im Mund habe, und man würde doch gar nichts merken!

Er kam so richtig in Fahrt, uns von dessen Vorzüglichkeit zu berichten und von dem Genuss, wenn man erst den richtigen Mundwinkel als Depot herausgefunden hatte. Außerdem gab es den noch frei - soweit vorhanden - oder auf einem Abschnitt der Raucherkarte in doppelter Menge. Er sagte uns, wie sehr es ihm am Herzen läge, meinem Vater seine guten Erfahrungen zu unterbreiten, obwohl der Gepriesene keinen Tabak und schon erst recht nicht eine gute Zigarre ersetzen könne! Natürlich schauten wir ihn schon aus reiner Höflichkeit an, während er so eindringlich auf uns einredete. Aber keine von uns hat es gewagt, ihn bei seiner so enthusiastischen Rede zu unterbrechen, um ihm zu sagen, dass nun ein scheußlicher schwarzer Fleck an seinem Mundwinkel klebte!

Doch auch mein Vater ging eines Tages zum Priemen über, und meine Mutter übernahm damit unfreiwillig eine neue Aufgabe. Die bestand darin, ihm immer, mitunter in frustriertem Ton zu sagen: „Richard, wisch die schwarze Ecke weg!“ Ich machte es etwas dezenter. Wenn ich das „Mal“ bei ihm sah, sagte ich mit so einem gewissen Augenblinzeln: „Vati!“ und zeigte dann mit dem Zeigefinger an einen meiner Mundwinkel. Aber wer auch immer ihn aufmerksam machte, er zog sofort sein Taschentuch und wischte vorsichtshalber gleich beide Seiten ab.

Wie aus heiterem Himmel kam eines Tages auch mein Onkel Herbert auf Urlaub. Noch dazu, „Urlaub auf Abruf!“ Die Zeit seines Aufenthalts war also unbestimmt. Die ihm zustehende Lebensmittelkarte hatte er erhalten, so, dass die Ernährung schon mal geklärt war. Nur eine Raucherkarte hatte er nicht bekommen. Er musste sich mit der Ration seiner Frau begnügen. Nachdem bereits sechs Wochen seit seiner Heimkehr vergangen waren, und er immer noch nicht in dem Besitz seiner ihm zustehenden Raucherkarte war, beschloss er, sich zu beschweren.

Also wandte er sich an das Gemeindeamt in Trautenstein. Dieses wandten sich daraufhin an seine Truppeneinheit. Hätte ja sein können, dass er von dort aus seine Rauchwaren verschrieben bekam. So ging dann ein Schreiben aus Trautenstein nach Mecklenburg zum Bodenpersonal der Luftwaffe, aber was tat man nicht alles für einen Soldaten. Noch dazu für einen, dem man seine Zigaretten vorenthielt. Hätte er doch lieber auf seine Raucherkarte verzichtet! Auf Grund dieser Anfrage wurde seine Einheit wieder an Onkel Herbert erinnert, dem man Urlaub auf Zeit gegeben und total vergessen hatte. Wer weiß, vielleicht hätte er, wäre er Nichtraucher gewesen, gar nicht wieder in den Krieg gemusst.

Die Kachelwand

Eines Tages kam meine Mutter selig mit der Nachricht nach Haus, dass sie eine Kachelwand ergattert habe. So eine hinter unserem Kochherd in der Küche zu haben, war schon lange ihr Wunsch gewesen. Da die Kacheln für sie zu schwer waren, um sie gleich nach Haus zu transportieren, holte Vater das gute Stück, sobald seine Zeit es zuließ. Natürlich sollte sie auch sofort angebracht werden. Also ging Vater in die Werkstatt, um zwei große Haken zu holen und den dazu entsprechenden Hammer. Dann ging es los. Der rechte Haken ging genauso rein, wie man das von ihm erwartet hatte. Dann aber der linke.... Vater schlug erst mit der Kraft, die er glaubte zu brauchen, aber nichts tat sich. Also schlug er entschieden stärker zu. Aber es tat sich immer noch nichts. Sein Gesicht war schon rot vor Anstrengung und seine gute Laune hatte schon um einiges gelitten, als er sich entschloss, wieder in die Werkstatt zu gehen, um den großen Vorschlaghammer zu holen.

Damit donnerte er ein paarmal gewaltig auf den Haken ein. Zwischen den Zähnen presste er beim Schlagen hervor: „Jetzt zieht er!“ Tatsächlich, Zentimeter um Zentimeter verschwand der Haken bei jedem Hieb etwas mehr in der Wand. Dann war es soweit, das neue Prunkstück die Kachelwand konnte angebracht und von uns bewundert werden.

Doch welche Überraschung erlebte ich, als ich mein Zimmer betrat, das hinter der Küchen- und Kachelwand lag. Wo sonst stets eine saubere Wand war, klaffte jetzt ein großes Loch. Aus diesem ragte ein Mauerstein, triumphierend, weil ihn weder Haken noch Vorschlaghammer geschafft hatte, als ein längliches Dreieck heraus. Auf dem Fußboden darunter lagen verstreut die Lehmbrocken. Auch meine Eltern schauten erstaunt auf den Durchbruch. Doch Vater meinte lakonisch. „Aber die Kachelwand sitzt!“

Dieses Loch musste aber nun wieder repariert werden. Doch Vater sagte immer. „Mal sehen, vielleicht morgen, heute habe ich keine Zeit dazu!“ Der herausragende Stein wurde dann eines Tages seiner Ecke beraubt, was allein schon ein großer Kraft- und Zeitaufwand war. Aber das Loch blieb noch. „Bis ich wieder Zeit habe!“ sagte Vater. Doch mich hat es jämmerlich gestört. Und da kam mir die Idee! Ich holte wieder den Küchenstuhl, stellte ihn diesmal an den Kleiderschrank, stieg darauf und holte unser Hitlerbild von dort her runter. Und siehe da, es passte. Dann holte ich meinen Zeichenblock, Talent hatte ich, und malte für den Rahmen passend ein sehr schönes Bild. Als es fertig war, kam Adolf endgültig raus und mein Kunstwerk rein. Da hing nun mein Gemälde. Toll sah es aus, wirkte sehr dekorativ, und von dem Loch war keine Spur mehr zu sehen. Vater war hell begeistert bei seinem Anblick. Nun wurde er doch nicht mehr täglich bedrängt, doch endlich das Loch in der Wand zu verputzen.

Das Jahr 1942

Wir schrieben das Jahr 1942. In den Nachrichten kam die Meldung, dass unsere siegreiche, tapfere Armee in Stalingrad stehe. Einen Tag darauf hatten wir, die ganze Jugend aus unserem Ort, ein Treffen auf dem Sportplatz. Unser Rektor erschien in brauner Uniform, das Haupt erhoben, und in straffer Haltung leitete er mit markigen Worten den Grund unserer Zusammenkunft ein. Insbesondere aber stellte er heraus, dass unsere siegreichen Truppen so weit in Russland vorgedrungen seien, dass sie mit der Einnahme Stalingrads, einen der größten Siege errungen hatten. Eine Schulkameradin von mir hob die Hand. Unser Rektor schaute sie irritiert, fast vernichtend an, weil sie damit seine Rede unterbrechen wollte. Am Schluss fragte er sie dann, was sie denn wolle. Sie sagte: „Mein Vater ist in Stalingrad!“ Ja, und das war wie Öl auf den Salat, und unser Rektor hielt nochmals eine Rede speziell für sie. Wie stolz sie sein kann, die Tochter eines so tapferen Soldaten zu sein. Nur leider, meine Schulkameradin hat ihren als vermisst gemeldeten Vater nie wiedergesehen!

Nur wenige ahnten damals, dass diese Kesselschlacht vor Stalingrad auch die Wende des Zweiten Weltkrieges sein sollte. Der Vormarsch war beendet! In den Nachrichten kamen jetzt meistens nur Meldungen von den „planmäßigen“ Rückzügen unserer Truppen. Immer mehr Städte wurden in Deutschland bombardiert, und immer mehr Menschen kamen in die weniger gefährdeten Landorte. Menschen, die bereits alles verloren hatten, oder dem Horror der nächtlichen Kelleraufenthalte und Bombenangriffe entfliehen wollten. In vielen Familien herrschte Trauer um einen ihrer Lieben, die an der Front ihr Leben lassen mussten.

Das Kino

Das einzige uns noch verbliebene Vergnügen (Tanzen und alle anderen Lustbarkeiten waren seit dem Krieg verboten) war das Kino. An den Sonntagen gab es oft am Nachmittag einen speziellen Film für Kinder und so etwa viermal in der Woche die Abendvorstellungen für Erwachsene. Wenn um 15 Uhr die Kindervorführung begann, rannten wir schon vor 14 Uhr los, um uns in dem dichten Gedränge anzustellen, bzw. hineinzuzwängen. Wurde dann endlich die große Tür zur Kasse geöffnet, gab es ein Schreien, furchtbares Schubsen und Schieben.

Meistens schafften es die Jungen, sich mindestens fünf Reihen vorzudrängeln. Hatten sie ihre Eintrittskarte erstanden, rannten sie weiter durch den Saal. Jeder wollte nach Möglichkeit einen Platz in der ersten Sitzreihe ergattern.

Die Erwachsenen, die zur Abendvorstellung kamen, hatten es da einfacher. Sie erstanden im Vorverkauf ihre Karten mit nummerierten Plätzen. Und sie wussten selbstverständlich, dass die besten Plätze im Kino auf der hintersten Sitzreihe waren. Hatte man es sich endlich auf seinem Platz bequem gemacht, und auch die letzten Nachzügler waren einem bereits über die Zehen getrampelt, starrte jeder voller Erwartung zur Leinwand. Dann konnte man es genießen, all die großen Schauspieler wie Marika Röck, Zara Leander, Heinz Rühmann, Hansi Knotek, ach, und Grete Weiser nicht zu vergessen, etc., mit all ihren tollen Partnern, Willy Fritsch, René Deltgen und wie sie alle hießen, auf der großen Leinwand zu bewundern.

Zuerst zeigte die Wochenschau in ihren Berichten, wie unsere Soldaten an den Fronten kämpften. Sie wurden nur als freudige, mutige, siegreiche Truppen gezeigt. Aus diesen Bildern konnte man nur schließen, dass es für jeden einzelnen das größte Vergnügen war, dabei zu sein und im

Notfall als Held sein Leben zu opfern. Die feindlichen Gefangenen hingegen wirkten abgekämpft, müde und schmutzig. Nie fehlten Bilder und Kommentare von „unserem Führer“. Oft sah man ihn über Landkarten gebeugt stehen, auf denen er den nächsten strategischen Ort, den unsere Truppen erobern sollten, festlegte. Man sah ihn auch mitten unter seinen freudestrahlenden Soldaten und seinem Volk. Berichte suggerierten Zuversicht.

In seiner genialen Voraussicht hatte der Führer alles fest im Griff. Ein lustiger Kurzfilm folgte noch in der Vorschau und dann ging es endlich los! Jeder rückte sich besonders bequem auf seinem Klappstuhl zurecht, um das nun Gebotene aus vollem Herzen zu genießen.

Noch heute werden im Fernsehen die damaligen Filme übertragen. Was wir einst voller Begeisterung und viele mit Tränen der Rührung in den Augen anschauten, sehen wir heute mit einem amüsierten Schmunzeln. Und - wie schuftig - an den dramatischen Stellen, die früher Tränen hervorriefen, entlockt es einem heute sogar Lacher. Aber es ist wohl bei vielen, die diese Filme damals schon im Kino sahen, kein abwertendes, sondern eher ein beschaulich, nostalgisches Lächeln. Heute haben sich mit vielen anderen Dingen auch die Filme verändert. Damals liebte man auch die herzergreifendsten Schnulzen. Denn es war die Zeit des Krieges, der Bomben, des Hungers und der Angst um die nächsten Angehörigen, die an den Fronten kämpfen mussten. Wer hat sich da nicht wenigstens für ein paar Stunden nach einer heilen Welt gesehnt?

Damals und auch später nach dem Krieg gab es noch eine ganz strenge Altersklassifizierung. Ganz harmlose Filme mit Pat und Patachon oder Filme mit Hans Moser, Paul Kemp, Heinz Rühmann, Theo Lingen, Hans Albers waren zum Teil jugendfrei ab 6 Jahre. Aber dann gab es die Filme, wo sich am Ende, wenn sich das Liebespaar endlich, nachdem alle Verwirrungen entwirrt und alle Missverständnisse ausgeräumt waren, aufs innigste anschaut und zu einem Kuss ansetzte. Diese wurden erst für Jugendliche ab 14 Jahren frei gegeben. Wenn sich das Liebespaar aber innig anschaut und nicht nur zu einem Kuss ansetzte, sondern sich diesem auch sehnsuchtsvoll schmachtend hingab, dann durften nur Erwachsene und Jugendliche über 18 Jahren zuschauen. Eine junge Frau und Mutter eines Kindes, wollte sich gemeinsam mit ihrem Mann am Abend einen nicht jugendfreien Film ansehen. Der jungen Frau wurde der Zutritt verboten, denn sie war erst 17 Jahre alt.

April 1945

1944 begann die Invasion in Frankreich. Die Amerikaner beschränkten sich nicht mehr nur darauf, unsere Städte zu bombardieren, sondern landeten in der Normandie. Nun war auch im Westen wieder eine Front, an der gekämpft wurde, und in den Nachrichten kamen auch von dort bald die Meldungen von dem „planmäßigen“ Rückzug. Wurden solche Meldungen durchgegeben, waren sie so verpackt, dass man fast meinen konnte, es wäre ein Sieg errungen. Meistens erklang nach dem darauf folgenden Kommentar noch die Stimme von Zara Leander, die mit ihrer Altstimme sang: „Davon geht die Welt nicht unter“. Kam die Meldung von einer Seeschlacht, bei der wir stets nur ganz wenige, aber der Feind sehr große Verluste erlitten hatte, war das schnittige Lied zu hören: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“.

In vielen Wohnzimmern in denen ein Radio stand, beschränkte man sich nicht nur auf die Nachrichten von unseren deutschen Sendern, sondern schaltete auch den BBC ein. Nachrichten aus England. Nur wehe, wenn man dabei erwischt wurde! Meine Mutter oder ich gingen dann stets in das andere Zimmer und schauten zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob da etwa jemand kam oder gar unter den Fenstern stehen blieb, während Vater, das Ohr fest an den Lautsprecher gepresst, die feindlichen Nachrichten abhörte. Das Verräterische an dem Sender war stets das Sendezeichen:

„Bum, bum, bum, bummm ! Bum, bum, bum, bummm!“

Bei diesen dumpfen Tönen musste die Lautstärke so herunter gedreht werden, dass es gerade noch vernommen werden konnte, um zu wissen, dass man auf der richtigen Wellenlänge lag. Waren die Nachrichten vorbei, wurde sofort wieder auf einen deutschen Sender umgestellt. Denn geübte Spitzel hatten auch dafür einen Blick und schauten bei einem harmlosen Besuch auf die Skala des Rundfunkempfängers, um festzustellen, welche Wellenlänge dort angezeigt war. Außerdem durfte man sich am anderen Tag nicht verplappern, wenn über die Frontereignisse gesprochen wurde. Beim Vormarsch der deutschen Truppen waren unsere Sender auf der Landkarte stets etwas voraus. Doch seit der Rückzug begonnen hatte, immer um einige Tage im Verzug.

Der Krieg neigt sich dem Ende zu. An allen Fronten wurde bereits auf deutschem Boden gekämpft. Von dem einstigen Großdeutschen Reich, wie es unser Führer gern nannte, war nur noch ein kleiner Fleck auf der Landkarte übrig geblieben. Aber noch immer durfte keiner laut äußern, dass der Krieg für uns verloren ist. Ein Teil unserer Wehrmacht zog bei ihrem Rückmarsch

auch durch unseren Ort. Da hieß es, wer ein Bett frei machen kann, um Soldaten aufzunehmen, soll sich melden. Wir und unsere Mitbewohner bekamen jeder einen von einer Panzertruppe. Sie sollten drei Tage bleiben. Doch mitten in der ersten Nacht kam der Marschbefehl zum Sammeln. Sie zogen weiter nach Osten, vor den Amerikanern her, die Deutschland immer weiter vom Westen her einnahmen, und hofften dabei so sehr, bloß nicht den Russen in die Hände zu fallen, denen sie entgegen gingen. Die Großstädte lagen zumeist in Schutt und Asche. Selbst die kleinere, am Harzrand gelegene Stadt Nordhausen, wurde noch einige Wochen vor Kriegsende ein Opfer der Bomben und zu 80 % zerstört.

Schon oft hatten wir die dumpfen Schläge gehört, wenn die Bomben in den Städten explodierten. Wir konnten mitunter auch nachts den hellen Schein am Himmel sehen, wenn eine Stadt brannte. Aber dann war es so weit, dass wir auch den Kanonendonner der Front deutlich vernehmen konnten. Als er bedrohlich näher kam, war der Zeitpunkt gekommen, an dem Vater die Holzbohlen, die auf dem Hof lagerten, nicht zur Verarbeitung in seine Werkstatt brachte, sondern damit unsere Kellerfenster verbarrikadierte. Alles was uns wichtig erschien, wurde nach unten transportiert. Es war der 12. April 1945.

In der ersten Nacht war noch Ruhe und wir schliefen in unseren Betten. Doch am nächsten Vormittag, um 10.30 Uhr, war es eindeutig, dass man schnellstens den Keller aufsuchen sollte, denn von diesem Zeitpunkt an beschossen die Amis unseren Ort mit Granaten. Man hatte gewusst, dass es so kommen würde. Es wurden Vorkehrungen getroffen. Doch als es soweit war, stand man da und konnte nicht fassen, dass es tatsächlich geschieht.

Drei Detonationen folgten hintereinander, dann trat erst einmal Ruhe ein. Danach setzte bei uns ein Massenandrang ein. Nicht nur die Leute aus unserer Straße kamen, um Schutz in unserem Keller zu suchen, sondern auch die aus den vor und hinter uns liegenden Häusern baten um Aufnahme.

Viele liefen noch einmal zurück, um ihr Gepäck zu holen. Am Ende saßen wir dann mit 56 Personen zwischen Kohlen, Kartoffeln, Sägespäne, dem Waschzuber, drei Hühnern und all dem, was jeder glaubte retten zu müssen, wie Schafe in einem zu engem Pferch zusammengedrängt, in drei Kellerräumen. An dem Nachmittag wurden nur noch zwei mal Salven abgegeben, mit großen Pausen dazwischen.

Aber der Mensch ist ja auch neugierig! So liefen einige in die Stadt, um zu erfahren, was der erste Beschuss angerichtet hatte. Sie kamen mit der Nachricht zurück, dass bei Lindes in der Bahnhofstraße der Balkon

abgeschossen wurde, und natürlich hatten auch Dachziegel und Fensterscheiben daran glauben müssen. Ansonsten war nichts Schlimmeres passiert. Der Rest der Granaten war in den Feldern hinter den Häusern der Stadt eingeschlagen.

Mit Lindes Balkon hatte es so eine gewisse Bewandtnis. Vor X Jahren wurde er ganz sicher als gute Schmiedearbeit zur besonderen Zierde an der oberen Hausfront angebracht. Aber der Zahn der Zeit hatte an ihm und dem Eisen beträchtlich genagt. So mancher, der den darunter liegenden Bürgersteig passieren musste, hatte schon besorgte Blicke nach oben gerichtet. Ist dann aber mutig voran geschritten, in der Hoffnung, dass der vom Rost Zerfressene nicht gerade in diesem Augenblick wie ein Riesenstein, der seinen Mutterfelsen endgültig verlässt, heruntersaust und ihn erschlägt. Vielleicht haben die Amis auf diese Art sogar Leben gerettet!?

In der Nacht ging der Beschuss in kürzeren Abständen weiter. Einmal glaubten wir, alles wäre über uns zusammen gekracht. Als die Detonation vorbei war, sagte ich in die entsetzte Stille hinein: „Nun haben wir kein Haus mehr!“ Alle, die wir im Keller saßen, fürchteten um Hab und Gut und nicht zuletzt um unser Leben. Nach dem nächsten Beschuss, nun wussten wir genau, dass immer eine Pause dazwischen kam, ging mein Vater nach oben, um nachzusehen was passiert war.

Als er die Kellertreppe hochgegangen war, fand er noch alles so wie immer vor. Er öffnete die Haustür und ging raus auf den Hof. Als er kurz darauf zurück kam, sagte er: „Es steht noch alles, auch die Fensterscheiben sind noch drin. Aber die müssen mit einer ganz klebrigen Masse schießen, ich konnte kaum gehen!“ Wir hielten eine Kerze an seine Stiefel und die sahen wirklich schlimm aus. Als hätte man sie von oben bis unten und auch unter der Sohle Zentimeter dick mit Kitt beschmiert. Am nächsten Morgen, als wir uns wieder heraus wagten, sahen wir dann, dass eine Granate einen Meter hinter Vaters Werkstatt auf des Nachbars Wiese eingeschlagen war und einen fünf Meter großen Krater gerissen hatte.

Die Amis hatten auch nicht mit einer klebrigen Masse geschossen, sondern es war ganz einfach der Lehm aus dem der Boden bestand. Der war durch die Explosion zuerst in die Höhe geflogen und hatte sich dann über die Werkstatt, den Hof und über das Dach unseres Hauses mit Wucht wieder niedergelassen. Überall lag er nun als pampige, zähe Masse herum. Aber zum Glück waren nur ein paar Dachziegel auf dem Haus und einige Fenster in der Werkstatt kaputt. Wir wären sicher nicht so glimpflich davon gekommen, hätte sich in unserem Bereich, statt Lehm, steiniger Boden befunden.

In der letzten Nacht hörten wir zu unser aller Schrecken noch etliche Schusswechsel aus Maschinengewehren und das Dröhnen der Panzer. Erst am nächsten Tag erfuhren wir, dass in unserem Ort noch eine kleine Gruppe der Waffen-SS gelegen hatte, die ihn verteidigen wollte. Etliche Tote hatte es in dieser Nacht noch gegeben. Sinnlos dahingeraffte Leben. Welches Glück hatten wir Einwohner, dass sich die Amerikaner nach diesem Schusswechsel nicht zurückgezogen haben, so wie es öfter geschehen ist, um den Ort dann noch einmal verstärkt unter Beschuss zu nehmen. Wie später bekannt wurde, war Dr. Noack den dann am 15.4. einrückenden Amerikaner mit einer weißen Fahne entgegen gegangen. Vielleicht war das der Grund, dass Benneckenstein vor weiteren Zerstörungen bewahrt blieb. Unser Bürgermeister hatte sich erschossen.

Endlich war es dann soweit, dass wir den Keller, unseren sicheren Hort, endgültig verlassen konnten. Alle, die während der Zeit des Beschusses mit uns darin ausgeharrt hatten, liefen auf den kürzesten Wegen, zum Teil über die Höfe und Zäune der Nachbarn kletternd, nach Haus. Zuerst hatten wir sie gehört, dann sahen wir die Panzer der Amerikaner, die in unseren Ort einzogen. Eine Gruppe Soldaten, jeder ein Maschinengewehr in den Händen, durchsuchte alle Grundstücke.

Am nächsten Tag verließen auch wir unser Haus, um in den Ort zugehen. Dort bot sich uns ein ganz neues Bild. Die Häuser standen zwar noch alle dort, wohin man sie einst gebaut hatte, aber um ein paar Fensterscheiben und Dachziegeln waren einige beraubt. Ja, und Lindes Balkon hing nicht mehr oben an der Frontseite des Hauses, in der außerdem ein Loch klaffte, sondern lag mit all den Ziegeln und dem zerbrochenen Glas auf der Straße. Es sah schlimm aus. Zum Glück war jedoch das materielle Opfer gering, das unsere kleine Stadt für den großen Krieg hatte bringen müssen.

Dennoch hatte sich das Ortsbild gravierend verändert. Die Straßen, die sonst nur wir Einwohner benutzten, waren jetzt gefüllt mit Fahrzeugen, die zur Kriegsführung gebraucht wurden: Panzer, Kanonen Lastwagen, Jeeps und den dazu gehörenden, für uns noch sehr fremdländischen, Kaugummikauenden Soldaten der amerikanischen Armee. Wenn man sie so sah, waren das Soldaten an der vordersten Front, genau wie unser deutschen Truppen auch. Und trotzdem wirkten sie im Vergleich zu ihnen so ganz anders. Diese Amis hatten so eine legere, jungenhafte, lässige Art. Sicher trugen auch die ständigen Kaubewegungen zu diesem Eindruck bei. Es kam einem vor, als besäßen sie eine katzenhafte Geschmeidigkeit, und alle waren wohl genährt.

Unsere Soldaten hatten genagelte harte Stiefel, die Amerikaner liefen auf Gummisohlen.

Nun sah ich auch die ersten (heute zurecht ein Unwort) „Neger“ in meinem Leben. Sie saßen oder standen mit ihren weißen Kameraden auf oder in den Panzern, Lastwagen oder Jeeps und benahmen sich genau so wie alle anderen auch. Doch nicht nur ich, sondern alle Einwohner warfen mehr oder weniger auffällige und verstohlene lange Blicke auf sie. Denn für uns, die wir noch nie einen Farbigen in Natura gesehen hatten, wirkten sie schon recht exotisch.

Dann gab es die Verordnungen, die ein neues Regime stets bekannt gibt. Zuerst war da die Ausgangssperre. Ab 20 Uhr abends bis 8 Uhr morgens durfte sich niemand auf der Straße aufhalten. Dazu kam die Aufforderung, dass alle Waffen, Fotoapparate und Ferngläser an einer bestimmten Sammelstelle abgegeben werden müssen. Nun, Waffen hatten wir keine, außer den Feuerhaken, Beilen und sonstigem Werkzeug, aber danach war nicht gefragt. So holten wir dann als erstes unsere Kamera her. Wir alle drei schauten sie traurig an, unser ganzes Leben hatte sie bisher in Bildern festgehalten, dann schauten wir uns an und Vater sagte: „Die bekommen sie nicht!“ Er nahm unser gutes Stück, ging damit in die Werkstatt, nahm von dort einen großen Hammer, und damit hat er unsere geliebte „Agfa“ mit seiner ganzen Wut und Wehmut dermaßen bearbeitet, dass am Ende nur noch ein flaches, schwarzgraues Etwas übrig blieb. Mit einer gewissen Genugtuung kam dieser traurige Rest dann in den Müllkübel.

Nun war da noch unser Fernglas. Wir schauten auch erst dieses und dann uns wieder an. Nach einigem Zögern ging Vater einfach weg damit. Irgendwo innerhalb des Schuppens, zwischen Holzbohlen die dort gelagert waren, hat er es versteckt. Sehr lange lag es dort, bis er es eines Tages triumphierend wieder herausholte.

Ach, hätten wir es doch mit dem Fotoapparat genauso gemacht. Denn später stellte sich heraus, dass so einige andere mit ihren Teleobjektiven, ganz besonders unsere berühmt-berüchtigten Wilddiebe mit ihren Waffen, auf ähnliche Weise verfuhrten.

Nach einigen Tagen wurden wahllos Häuser beschlagnahmt, um darin Quartiere für den Kommandeur und die amerikanischen Soldaten zu schaffen. Da sich alles schnell herum sprach in unserem Ort, hörten wir sehr bald, dass sich auch das Haus von Freunden meiner Eltern unter denen befand, die geräumt werden mussten. Für uns war es gar keine Frage, sondern eine Selbstverständlichkeit, dass wir ihnen Unterkunft boten. Also nahm mein

Vater gleich unseren Handwagen mit, als er zu ihnen ging, um das Wenige, was sie in der kurzen Zeit packen konnten, darauf zu verstauen. Der Befehl lautete, innerhalb von zwei Stunden das Haus zu räumen!

Als Vater dort ankam, traf er die Tochter des Hauses und er berichtete ihr, weshalb er gekommen war. Sie ging zu ihrer Mutter und sagte: „Herr Auschrat ist da...!“ Ehe sie weiter reden konnte, warf ihre im höchsten Grade erregte Mutter die Arme nach oben und rief, den Blick starr auf die Tochter gerichtet: „Du lieber Gott, was will denn der jetzt hier?“ Die Tochter sagte: „Wir sollen zu ihnen kommen!“ Da nahm die Mutter die Arme herunter, schlug sie vor der Brust zusammen, warf nun den Blick nach oben und sagte mit demütig, dankbarer Stimme: „Den hat der liebe Gott geschickt!“ So zog dann die ganze Familie, Jung und Alt, zusammen sieben Personen, in unserer Guten Stube ein, wo notdürftige Nachtlager errichtet wurden. Aber wie heißt es in der Bibel: Geduldige Schafe gehen viel in den Stall! Die Belagerung Ihres Hauses dauerte nur etwa acht Tage, dann wurde es wieder freigegeben und die Familie konnte zurück in ihr Heim, beziehungsweise, sie mussten erst wieder eines daraus machen.

Die Tage kamen und vergingen im gleichen Rhythmus wie eh und je. Am Abend ging die Sonne im Westen unter und am Morgen ging sie im Osten wieder auf. Nichts hatte sich seit unserem großen Umbruch daran geändert. Nur unser Leben verlief aufregender, belastet von den vielen Fragen, die bisher noch keiner beantworten konnte. Unsere Hauptbeschäftigung war das Einkaufen der notwendigen Nahrungsmittel, denn auch der Nachschub in den Geschäften wurde erst einmal auf Eis gelegt, und großer Vorrat war dort nie vorhanden. Als die Versorgung der Bevölkerung einigermaßen wieder florierte, hieß es weiterhin, wie in den Kriegsjahren und auch noch lange Zeiten danach, sich oft stundenlang anzustellen, um die notwendigsten Nahrungsmittel heranzuschaffen. In den Gemüseläden stand man wegen eines Kohlkopfes, ein paar Möhren oder Äpfeln, je nachdem, was geliefert wurde. Das Gleiche spielte sich in den Schlachterläden ab wegen ein paar Gramm Fleisch oder Wurst. Dann wurde geschaut, ob es sonst noch irgendwo irgendwas gab. Ganz gleich um was es sich handelte, gebraucht wurde alles, auch wenn es nur Streichhölzer oder Kerzen waren.

Vor allen Läden, die Ware bekommen hatten, stand eine gedrängte Menschenmasse. Sah man so einen Andrang von weitem, lief man, um sich möglichst schnell dazu zu stellen. Erst dann fragte man, was es eigentlich gebe. Am Ende war es auch ganz egal, Hauptsache, es war etwas Essbares. Während des Wartens hatten alle viel Zeit, um die neue Lage zu besprechen und das Neueste vom Neuen zu hören oder zu berichten. Aber das Anstellen

nach dem Nötigsten waren wir ja seit Jahren gewohnt. Ebenso die abendlichen Stromsperrungen. Wenn plötzlich das Licht ausging, wusste keiner, wann es wieder aufflackerte. Immer noch gab es die Sperrstunden, in denen keiner zwischen 20 Uhr und morgens 8 Uhr die Straße betreten durfte. Es herrschte eine große Ungewissheit, wie alles weiter gehen würde.

Für die Hausfrauen ergab sich somit auch weiterhin die täglich neue Frage: Was bringe ich auf den Tisch? Sie schaute ihre karge Beute an. Manchmal waren es nur Möhren und Kunsthonig, die das lange Anstehen in den verschiedenen Läden eingebracht hatten. Dann überlegte sie, wie man aus dem Wenigen noch eine Mahlzeit zusammenstellen konnte, von der alle halbwegs satt würden. Naja, und ein bisschen schmecken sollte es ja auch. Wir hatten schon gelernt, als Abendbrot aus einem Ei für drei Personen Rührei zumachen. Da kam eben soviel Wasser und Mehl hinein, bis es reichte. Natürlich kam noch Salz dazu, das hatten wir! Mit dem Pfeffer hingegen sah es schon wieder anders aus, der war Mangelware. Aber da gab es auch viele, die hatten weder ein Ei noch Mehl.

Dass wir Eier hatten, verdankten wir den drei Hühnern, die wir uns in der Zwischenzeit zugelegt hatten. Jedes hatte einen Namen, mit dem es gerufen, angesprochen und somit zu einer Persönlichkeit erhoben wurde. Ich glaube, sie haben bei uns ein gutes Leben gehabt. Auch wenn sie leider, unsererseits schweren Herzens, aber doch notgedrungen eines Tages im Suppentopf gelandet sind. In einem Kellerraum hatten sie ihr Quartier mit Stangen und Nest. Ein geöffnetes Fenster, aus dem sie auf einer Leiter ganz nach Belieben jederzeit ein- und aussteigen konnten.

Nur des Nachts wurde es geschlossen. Dazu immer liebevolle Ansprache unsererseits. Sie waren bereits so zahm, dass sie unser dankbares Streicheln über sich ergehen ließen, wenn sie wieder ein für uns so kostbares Ei gelegt hatten. Wie lebten also gemeinsam mit ihnen in einer Symbiose zur beiderseitigen Zufriedenheit.

Wir lernten auch noch, selbst „Schmalz“ herzustellen. Dazu wurde zuerst eine reichliche Menge Mehlschwitze mit viel, viel Zwiebeln angerührt. Dann kam Wasser hinzu. Das Ganze wurde mit dem Schneebesen geschlagen, bis alles dick und rund war. Zuletzt wurde das „Butterschmalz“ hinzugefügt. Dieses gab es auf Sondermarken, sogar in doppelter Menge, wenn man Glück hatte. Es kam immer darauf an, wieviel gerade davon eingetroffen war. Das Butterschmalz bestand aus einer undefinierbaren Masse, die aussah wie fester Honig, scheußlich roch und genauso schmeckte, aber doch fetthaltig war. Und darauf kam es an. Alles wurde schön aufgekocht, verrührt und zum Erkalten abgestellt. Dank der Zwiebeln, deren Aufgabe es war, den ganzen miesen

Geschmack zu übertönen, war es für damalige Zeiten ein köstlicher Brotaufstrich.

Kapitel 2

Der Frieden

Am 8. Mai war es soweit: Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands war unterzeichnet! Unser „allwissender Führer“ hatte sich in Berlin durch Selbstmord aller Verantwortung entzogen. Die anderen Haupttäter wurden arretiert, um dann in Nürnberg vor Gericht gestellt zu werden. In Torgau an der Elbe hatten sich die Amerikaner und die Russen bei ihrem Zusammentreffen die Hand gereicht. Es war Frieden! Deutschland gab es nicht mehr, nur noch ein von vier Siegermächten besetztes Land, das in vier Zonen aufgeteilt worden war. Es gab aber auch keine Bomben mehr, die über den Städten entladen wurden, keine Fronten mehr, an denen gekämpft wurde. Auch keine Gewehre, Panzerfäuste oder Maschinengewehre, die auf Menschen gerichtet wurden. Endlich, endlich war Frieden! Jeder hoffte, er möge ewig währen. Alle waren sich einig, nie wieder Krieg! Doch was wurde in Wirklichkeit daraus und wie sieht es heute, nach über einem halben Jahrhundert, in der Welt aus?

In den ersten Wochen nach dem Einzug der Amerikaner durfte keiner seinen Ort verlassen. Jeder ging nur aus dem Haus, um die notwendigen Einkäufe oder sonstige dringende Angelegenheiten zu erledigen. Aber immer wieder trat bei uns, so wie bei den anderen, die ebenfalls Verwandte in der nächsten Umgebung hatten, die große Frage auf: Wie mag es bei ihnen aussehen?

Zu Fuß war es nur eine Stunde nach Trautenstein, aber trotzdem war das Dorf vorerst unerreichbar. Nach etwa 4 Wochen wagten wir es, nach einer Absprache mit allen denen, die ebenfalls Angehörige in Trautenstein hatten, uns gemeinsam mit ihnen auf den Weg zu machen. Wir waren eine Gruppe von ca. 20 Personen. Die Männer kamen mit Gehstöcken. Dies waren zwar harmlose, aber doch beruhigende Waffen. Nachdem wir uns an dem vereinbarten Treffpunkt versammelt hatten, marschierten wir los. Wir gingen nicht auf der Hauptstraße, sondern nahmen den Weg über Grüntal, durch den Wald.

Alle Häuser Trautensteins standen unversehrt. Keines war durch Beschuss beschädigt worden. Unsere Begrüßung fiel noch intensiver als sonst aus.

Dann erzählten wir ihnen von unseren Tagen im Keller und sie berichteten uns, wie sie den Übergang vom „Tausendjährigen Reich“ - vom Krieg bis in den Frieden - ebenfalls im Keller, auf den Kartoffeln lagernd, überstanden hatten. Nur einen Unterschied gab es. Bei uns in Benneckenstein waren die Amerikaner eingezogen, aber Trautenstein hatten die Engländer erobert. Meine Oma versorgte uns noch mit einer Bratwurst, einem Stück Butter und einer Scheibe Speck. Mit diesem Reichtum gingen wir dann zur verabredeten Zeit mit unserer Kolonne wieder zurück nach Haus.

Einige Zeit später, es muss im Juli gewesen sein, als man in Trautenstein viel von einer unübersehbaren Stelle beim Allerbach sprach. Hier hatten deutsche Soldaten zuletzt gelagert, ehe sie in Gefangenschaft kamen. Meinen Tanten, Kusinen und noch ein paar Frauen aus der Nachbarschaft wollte ich mich anschließen, um diesen Ort aufzusuchen. Inzwischen konnte man sich am Tage wieder ohne Furcht außerhalb der Orte bewegen. Allerdings unternahm aus Sicherheitsgründen keiner allein einen längeren Gang durch Wald und Flur. Alles war klar! Aber ich musste, wie so oft, erst noch meinen Lieblingsplatz, die Birke aufsuchen. Als ich an diese gelehnt andächtig das Panorama überblickte, sah ich plötzlich, dass meine Leute, mit denen ich gehen wollte, bereits über den gegenüber liegenden Berg spazierten. Ich riss mich los von meinem Baum, rannte die Stufen herunter, über die Straße und durch Nachbars hinter dem Haus liegenden steilen Garten wieder hinauf. So kam ich auf dem schnellsten Weg auf die gegenüber liegende Höhe, um den Anschluss an meine Gruppe zu finden. Ihr Vorsprung war jedoch größer als ich dachte. Machte aber nichts. Ich musste nur noch einen wunderschönen Waldweg durchlaufen, einen mit Tannen bewachsenen Berg, über den sich ein Weg im Zick-Zack zog, dann hatte ich sie bestimmt bald eingeholt. Der Waldhang hatte den Namen „Der-schöne-Bäcker-Weg“. Warum, das weiß ich nicht. Es könnte sein, dass ein Bäcker den „schönen Weg“ oft passierte, oder es spazierte oft ein „schöner Bäcker“ hier entlang.

Jedenfalls lief ich schon auf dem oberen Teil, nicht mehr auf dem Weg, sondern quer durch den Wald, um Zeit zu sparen, als plötzlich von dem unteren Pfad eine Stimme erklang, aber keine einheimische. Ich spähte durch die Bäume hindurch und sah einen britischen Soldaten. Zuerst wurde es mir etwas mulmig, denn weit und breit war außer ihm und mir kein Mensch zu sehen. Aber dann holte er mit einem Arm aus und warf mir gut gezielt von dort unten her einen Riegel Schokolade nach oben. Genau vor meine Füße. Ich hob ihn auf, rief ihm ein freudiges „Thank you!“ zu und rannte weiter. Aber nur ein paar Schritte, denn dann bin ich über etwas gestolpert. Etwas, was des näheren Hinsehens wert war. Es war eine Wolldecke! Welche Kostbarkeit hatte ich da gefunden. Decken wurden nämlich mangels besserer,

beziehungsweise nicht erhältlicher Stoffe, auch zu Mänteln verarbeitet. Auch wenn die fertigen Stücke am Ende nur aussahen wie eine Wolldecke. Also, die Decke fest an mich gepresst, den Riegel Schokolade in der Hand, lief ich weiter.

Nun muss ich gestehen, dass die Versuchung sehr groß war, den Riegel aufzureißen und die Schokolade zu verschlingen. Aber ich widerstand eisern. Endlich hatte ich meine Leute eingeholt. Ganz selig zeigte ich ihnen meine Kostbarkeiten, die mir auf dem Weg so zugefallen waren. Zuerst die Decke, die auf meinem Arm nicht zu übersehen war. Dann berichtete ich von meinem Erlebnis mit dem britischen Soldaten. Ich öffnete meine Hand und zeigte triumphierend den Riegel Schokolade. Doch das alles konnte ich gerade noch so bis zum Ende berichten. Während meiner Rede war mir schon aufgefallen, dass meine Tanten Liesbeth und Irmchen mich mit so komischen Blicken ansahen und ihre Augen immer größer wurden. Dann konnte Tante Liesbeth nicht mehr an sich halten und ihre Frage brach regelrecht aus ihr heraus: „Wo hast du die Decke gefunden?“ Ich konnte ihr die Stelle ganz genau beschreiben. Doch je weiter ich mit meinen Ausführungen kam, um so entsetzter wurde ihr Augenausdruck. Dann traf mich ihr Ruf, als hätte ich die größte Ungerechtigkeit der Welt begangen: „Schmeiße sofort die Decke weg!“ Erst konnte ich es nicht fassen, tat es dann aber sehr irritiert, und dachte mir, aufheben kann ich sie ja immer wieder!

Doch dann rückten meine beiden Tanten mit einem Geständnis heraus. Es ging um etwas, was eigentlich kein Außenstehender wissen sollte. Sogar für uns, Schwester, Schwager und Nichte, war diese Enthüllung erst für einen späteren Zeitpunkt vorgesehen. Durch meinen Fund konnte es nun aber kein Geheimnis mehr bleiben. Es war folgendes geschehen: Die britische Armee war bereits einige Tage zuvor ins Dorf eingezogen, als es plötzlich an einem späten Abend, schon lange war Sperrstunde, an der Hintertür des Hauses meiner Großeltern klopfte. Als sie öffneten, stand ein deutscher Soldat vor ihnen. Er war vom Berge über die Felder flüchtend, in den erstbesten Garten eingedrungen und somit auf dem Hof meiner Großeltern gelandet. Es war ein ganz junger Kerl, der bisher erfolgreich der Gefangennahme entgangen war und sich wie so viele andere auch, nach Haus durchschlagen wollte. Er wurde aufgenommen, oder besser gesagt, man gewährte ihm Unterschlupf, was bei Strafe verboten war. Er bekam zuerst einmal etwas zu essen, Wasser zum Waschen und dann ein Bett zum Schlafen. Er wurde in Zivilkleidung gesteckt, und am nächsten Tagen verbrannte man seine Uniform. Von allen Besuchern, die ins Haus kamen, hielt man ihn fern.

So weit war alles gut. Nur, es stellte sich heraus, nachdem er sich nach drei Wochen verabschiedet hatte, dass er nicht allein gekommen war, sondern mit ihm noch eine ganze Kompanie Filzläuse. Und denen muss es anscheinend im Haus meiner Großeltern besonders gut gefallen haben, denn sie sind nicht mit ihm gegangen, sondern einfach da geblieben. Nachdem man dies mit ungläubigem, fassungslosen Entsetzen festgestellt hatte, fand dann eine große Wascherei statt. Läusepulver oder dergleichen gab es zu der Zeit bei uns nicht. Denn es war eine Selbstverständlichkeit, dass jeder Haushalt so sauber war, dass Ungeziefer darin keine Nistplätze fand. Doch gerade diese für die Menschheit so lästigen Plagegeister wie Läuse, Flöhe und Wanzen, die damals für uns als längst ausgerottet galten, erhielten durch den Krieg neue Nährböden. Sie vermehrten sich und gediehen wie die Maden im Speck.

Also wurde alles gewaschen, was im Haus vorhanden und für diese Prozedur geeignet war. Schmierseife und alle sonstigen Mittel, die damals zur Verfügung standen, wurden dafür verwendet. Da aber keiner wusste, wo die lieben Tierchen inzwischen überall Quartier bezogen hatten, auch nicht, ob eventuell doch noch ein paar von ihnen die Prozedur überlebt hatten, kam alles dafür in Frage kommende, nicht nur einmal, sondern mehrmals in den Waschzuber, um immer wieder tüchtig geschrubbt zu werden. Den Nachbarn, die täglich mal hereinschauten und sich bereits schon sehr wunderten, wieso die Wascherei hier überhaupt kein Ende nahm, hatte man gesagt (eine bessere Ausrede war ihnen nicht eingefallen): „Jetzt wird es Sommer und der Krieg ist vorbei. Da wollen wir alles besonders sauber haben!“ Mit einem erstaunten Gesichtsausdruck nahmen sie diese Erklärung zur Kenntnis. Schauten ein bisschen zu, wie hier gewaschen wurde und gingen dann mit verwundertem Kopfschütteln wieder nach Haus. Wer hätte auch damals allein aus großem Schamgefühl heraus zu sagen gewagt: „Wir haben Läuse oder sonstiges Ungeziefer im Haus!“

Erst später, als unsere Soldaten so nach und nach aus dem Krieg zurückkehrten und erzählten, wie sie von Flöhen, Läusen und Wanzen geplagt wurden und einige davon sogar noch mit nach Haus gebracht hatten, sah man dieses Ungemach etwas lockerer. Aber diese, meine gefundene Decke, das einzige Stück, welches der junge Soldat außer seiner Uniform bei sich hatte, hatten sie nicht verbrannt. Sie hatten die Decke, nachdem sie die Läuse darin festgestellt hatten, in den Wald geworfen, um sie loszuwerden. Und ausgerechnet ich, die keine Ahnung von alledem hatte, musste sie da finden.

Nach dem Bekenntnis meiner Tante - eine spannende Geschichte, die wir da vernommen hatten - waren wir schon bald an unserem Zielort angekommen. Das letzte Lager einer Truppe deutscher Soldaten war auf

keinen Fall zu übersehen. Mitten auf einer großen, von dichtem Wald umgebenen Wiese, lagen haufenweise Papiere, Briefe, Fotos von Frauen, Kindern, Bräuten und Eltern umher. Auch Gasmasken und noch so etliches mehr, was ein Landser stets bei sich trug. Daraus konnte man ersehen, dass es nicht wenige waren, die aus dem jetzt so friedlich daliegenden Tal in die Gefangenschaft gehen mussten, nachdem sie sich von allem was ihnen lieb und wert war, hatten trennen müssen. Alles lag verstreut auf einer Fläche von der Größe eines Fußballplatzes. Dazwischen standen abgestellte Kanonen und anderes Kriegsgerät herum. Jetzt so harmlos aussehend - im Einsatz doch so todbringend. Autos und Geländewagen, manche nur noch Wracks, lagen dazwischen. Bei dem sich hier gebotenen Bild hätte man glauben können, Kinder von Riesen hätten hier gespielt und wären dann, ohne ihr kaputtes Spielzeug aufzuräumen, einfach davon gelaufen.

Wir waren jedoch nicht die Ersten an diesem seltsamen Schauplatz. Schon vor uns hatten sich die ganz Schnellen der militärischen Hinterlassenschaft bedient und nach Hause getragen, was noch einigermaßen zu verwenden war. Man hatte Teile aus Autos ausgebaut, um damit eigene Ersatzteillücken zu schließen. Aus Autositzen wurden Sessel für die gute Stube hergestellt. Etliche der noch funktionsfähigen Wagen hatte man, ob mit oder ohne Genehmigung, abgeschleppt, sie entweder angemeldet oder daheim in einer Scheune unter Stroh versteckt. Ebenso waren schon alle Fleischdosen, die Verpflegung der Truppen, längst verschwunden. Lebensmittel waren damals nun einmal das Kostbarste.

Die Ostzone

Plötzlich und für uns kaum zu glauben tauchte das Gerücht auf, dass die Amerikaner abziehen und statt dessen die Russen unsere Besatzungsmacht werden sollten. Da dies keiner wünschte, wollte es auch keiner glauben. Aber auch das größte Wunschdenken half nichts, die Amerikaner zogen eines Tages ab. Daraufhin schafften mich meine Eltern nach Trautenstein, denn dort waren noch immer die Engländer stationiert, und es gab keine Anzeichen dafür, dass auch sie den Russen weichen wollten. Man muss dazu bemerken, dass Trautenstein seit Jahrhunderten territorial zum braunschweigischen Kreis Blankenburg gehörte, während das preußische Benneckenstein ebenso lang im Thüringischen verwurzelt war.

Einen jungen Soldaten der britischen Armee lernte ich in der Werkstatt meines Großvaters kennen. So oft wie er dort anzutreffen war, musste man annehmen, dass er jede freie Stunde bei meinem Opa verbrachte. Wie er

hauptsächlich durch Zeichensprache verständlich machte, denn er sprach kein Deutsch, hatten sie zu Haus in England auch eine Tischlerei. So stand er dann da und schaute Großvater bei der Arbeit zu. Ich versuchte, mich mit ihm in meinem gebrochenen Englisch zu unterhalten. Aber die Verständigung war nicht gerade weltbewegend. Hingegen hatte meine Oma, die sich mit ihm in einfachem Trautensteiner Platt unterhielt, erstaunlicher Weise deutlich größere Erfolgsquoten zu verzeichnen.

Am 1. Juli zogen dann tatsächlich die russischen Truppen in unseren Ort Benneckenstein ein. Auch sie beschlagnahmten Häuser für die Kommandantur und die Unterbringung ihrer Soldaten. Es wurde bekannt gegeben, wer sich alles auf der Kommandantur oder im Rathaus zu melden hatte - für Neu-Registrierung, für den Empfang von Reglementierungen, Anweisungen, Befehlen und Verboten. Was blieb, waren die abendlichen Sperrstunden! Eigentlich ein Jammer! Denn nach sechs Jahren Krieg waren endlich die Straßen erhellt, wenn auch zumeist nur von dem Licht, das nun wieder aus den Fenstern scheinen durfte. An etlichen Stellen funktionierten sogar die während des Krieges stark abgeblendeten Straßenlaternen noch. Doch nun durfte am Abend keiner hinaus, um das „Wunder des Lichtes“ zu bestaunen. Welch herrlichen Anblick boten jetzt doch die nächtlichen Häuser, die so unendlich lange Zeit nur als schattenhafte Umrisse zu erkennen waren. Für uns war jeder Lichtschein in den Straßen etwas ganz Besonderes – ein Zeichen von Hoffnung, von Geborgenheit und von Neubeginn.

Bei Tageslicht gesehen war alles weniger schön. Das Straßenbild hatte sich geändert. Statt der legeren, Kaugummi malmenden, schwarz - weiß gemischten amerikanischen Armee waren es jetzt die russischen Soldaten, die es belebten. Sie waren nicht ganz so selbstbewusst wie ihre Vorgänger. Und ihre Ausrüstung war viel primitiver und schäbiger. Aber die Ordern der Oberen wurden im lautstarken Befehlston gegeben, dem sich kaum einer zu widersetzen wagte. Die Worte „Njet“ - „Stoj“ - „Dawei“ - „Nix Kultura“ - „Sabotage“ und „du Spion“ hallten durch die Stadt und die Räume der Kommandanturen wie grollender Donner.

Nach einer Woche Aufenthalt bei meinen Großeltern beschlossen wir, dass ich nun wieder nach Haus zurückkehren sollte. Man hatte allgemein festgestellt, dass die hiesige Besatzung keine Gefahr für junge Mädchen und Frauen darstellte, so wie während des Krieges aus anderen Orten berichtet wurde. Jedoch nur wenige Tage nach meiner Heimkehr ereignete sich etwas Aufregendes in Trautenstein. Ganz plötzlich und unerwartet drangen englische Soldaten in die Häuser ein. Die Bewohner wurden in einem Zimmer eingeschlossen und danach Wohnungen, Ställe und Scheunen von oben bis

unten durchsucht. Keiner wusste wieso, weshalb, warum. Dann sprach es sich nach einigen Tagen herum, dass im Wald Schüsse gehört wurden, die nicht aus den Gewehren der Alliierten stammen konnten. Folglich kamen nur die Einheimischen dafür in Frage. Laut neuem Schusswaffengesetz durfte aber kein Deutscher mehr im Besitz einer Waffe sein. Also wurde eine große Razzia durchgeführt. Erst Jahre später kam heraus, dass es Benneckensteiner Wildddiebe waren, die auf ein Reh oder einen Hirsch geschossen hatten, um ihre kargen Mahlzeiten mit Wildfleisch aufzubessern. Es waren einige Tage nach dieser Aktion vergangen. Keiner hatte bei all den Aufregungen daran gedacht, nachzusehen, ob noch alles im Haus an seinem Platz war; ein Engländer ist ja ein Gentleman! Es war also eine böse Überraschung, als meine Oma feststellte, dass ihr ganzer Schmuck, und es war ein beträchtlicher, mit den Engländern das Haus verlassen hatte.

Bald darauf gehörte auch Trautenstein zum russisch besetzten Gebiet. Beim Treffen der Obersten der vier Siegermächte auf Jalta, wurde bereits während des Krieges festgelegt, wie die Grenze einst in Deutschland verlaufen sollte. Thüringen und Sachsen wurden demzufolge von den Westmächten, die es erobert hatten, wieder geräumt und den Russen übergeben. Dafür erhielten sie, die Amerikaner, die Engländer und Franzosen von dem westlichen Teil Berlins jeweils ein Drittel. Berlin wurde damit eine viergeteilte Stadt. Von Anfang an nannte man den sowjetischen Sektor nur Ostberlin und die drei Zonen der westlichen Mächte, Westberlin. Durch diese Maßnahmen wurde auch Benneckenstein zu einem Grenzort auf der östlichen Seite. Nur drei Kilometer entfernt: Hohegeiß. Dazwischen verlief die Grenze, die im Laufe der Jahre so viele Opfer fordern sollte.

Nachdem der Grenzverlauf unwiderruflich feststand, setzte eine neue Völkerwanderung ein. Alle diejenigen, die aus den im Westen Deutschlands gelegenen Städten im östlichem Teil Deutschlands Zuflucht vor den Bomben und der näher rückenden Front gesucht hatten, versuchten nun wieder in ihre Heimat zurück zu kommen. Ebenso zogen viele Menschen in die westlichen Gebiete, weil sie auf keinen Fall unter russischer Herrschaft leben wollten. Darunter besonders Flüchtlinge aus den Ostgebieten, auf denen die Fluchterlebnisse noch immer wie ein Trauma lastete. Noch war es kein Problem, die Grenze zu überschreiten. Die Straße nach Hohegeiß war zwar durch einen stets bewachten Schlagbaum gesperrt, wie alle nach Westen führenden Straßen entlang der Grenze. Aber es gab ja noch die Wege quer durch den Wald. Hier wurde die Demarkationslinie nur durch markierte Bäume und Pfähle gekennzeichnet. Auch als die Russen in den Wälder patrouillierten, war es kein großes Risiko, von unserem Ort aus nach Hohegeiß und somit in den Westen zu gelangen.

Die „Schwarzburg“

Etwas gab es in Trautenstein, das der Aura des kleinen Dorfes eine ganz besondere Note verlieh. Das war die Schwarzburg. Es war zwar keine mit Zinnen, Türmen und Schießscharten bestückte Raubritter-Festung, aber doch ein von seiner Architektur her sehr schönes und dekoratives Gebäude. Mit seiner Holzverschalung, dem farblich abgestimmten Anstrich und der großzügigen Eingangspforte, zu der zwei Treppenaufgänge rechts und links führten, passte es wundervoll in die Umgebung. An zwei Seiten wurde es von einem mit Tannen bewachsenen Berg umschlossen. Gegenüber neigte sich ein leichter Abhang, in dessen Senke die Bode auf ihrem langen Weg zur Saale plätscherte. Dieses Haus wurde einst erbaut, um Kinder aufzunehmen, die in der gesunden Harzluft Erholung finden sollten. Die Herrscherin darin war die Frau Oberin. Sie leitete das Kinderheim mit einer Gruppe von neun „Schwestern“, wie sie allgemein genannt wurden. Es waren ausgebildete Lehrkräfte im Alter zwischen 35 und 50 Jahren. Alle waren unverheiratet, bewohnten je ein Zimmer im Haus und konnten sich somit voll ihren Aufgaben widmen. Mir schien es, als wären sie schon ewig da. Wenn nur eine von ihnen das Heim verlassen hätte, so wäre wohl im Dorf eine Lücke entstanden.

Das Wort „Schwestern“ traf eigentlich nicht für sie zu, denn außer der Frau Oberin gehörte keine von ihnen einem Orden an. Die Frauen kannte ich von klein auf, denn sie waren oft zu Gast bei meinen Großeltern. Es war immer an einem der Sonntage, wenn die Glocke beim Öffnen der Haustür schellte, an die Stubentür geklopft wurde und nach einem „Herein“ die Frau Oberin mit der einen oder anderen Helferin in die Stube trat. Und stets fanden alle einen Platz an der großen Kaffeetafel. Auch dann, wenn schon der Herr Pastor, oder der Herr Lehrer mit ihren Frauen, die auch gern unverhofft auf einen Plausch herein schauten, sich bereits am Kuchen meiner Oma gütlich taten.

Die Frau Oberin war eine geborene Baroness. Wer sie, ihre Art und ihr Auftreten kannte, zweifelte nicht im mindesten an ihrer adligen Abstammung. Damals stellte man sich noch etwas ganz besonderes darunter vor. Jeder kannte die Frau Oberin nur in ihrer schwarzen Ordenstracht, mit der ebenfalls schwarzen Haube auf dem dunklen Haar. Meist befand sie sich in Gesellschaft von Schwester Maria. Schwester Maria war eine ausgebildete Krankenschwester, die es verstand, alle Wehleiden der Kinder und sonstigen Mitbewohner des Hauses mit ihrem medizinischen Wissen und ihrer großen Menschenliebe zu lindern oder zu heilen. Schwester Maria kannte man nur in weißer Kleidung. Selbst ihr Haar, auf dem die Haube befestigt war, wich nicht

von ihrer Einheitsfarbe ab. Dieses farblich so gegensätzliche Paar war eine vertraute Erscheinung im Dorf und den umliegenden Ortschaften, in denen sie die gemeinsamen Einkäufe tätigten. Traf man nur eine der Beiden außerhalb des Heimes an, so konnte die Andere nicht fern sein.

Dann zog da täglich aus der Schwarzburg eine Kinderschar, von einer oder zwei Schwestern begleitet durch die Straßen des Dorfes. Wer immer sie sah, grüßte die Begleiterinnen, tauschte Worte mit ihnen aus und schaute dem Zug lächelnd nach. Zu dem Heim gehörte auch noch eine kleine Gruppe von jungen Mädchen im Alter zwischen 14 und 16 Jahren. Diese waren aber nur an den Sonntagen, ebenfalls unter Aufsicht einer Schwester zu sehen, wenn sie am Nachmittag ihren Spaziergang machten, oder am Vormittag gemeinsam die Kirche besuchten. Die Mädchen waren die „Hausgeister“, kurz Geister genannt. Sie waren Schülerinnen der Haushaltsschule, die in der Schwarzburg nebenher geführt wurde. Allerdings kann man über das „Nebenher“ aus heutiger Sicht auch zwiespältiger Meinung sein. Aber wie auch immer, die Kombination Kinderheim und Haushaltsschule funktionierte tadellos.

Der Krieg war endlich zu Ende. Jede einstige Ordnung, oder das, was man dafür hielt, war in Unordnung geraten. Die bisherigen Bediensteten in den Rathäusern und anderen Behörden waren nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ umgehend entlassen worden. An ihrer Stelle wurden jetzt zum Teil Laien eingesetzt, die man so auf die Schnelle zusammengesucht hatte. Verständlich, dass sich unter denen einige befanden, die sich dann für diese Ämter wenig oder überhaupt nicht geeignet zeigten. Sie sorgten eher dafür, dass aus dem schon vorhandenem Durcheinander noch ein bunterer Salat wurde. Die alten Regeln galten nicht mehr. Neue kamen hinzu. Es hagelte nur so Verordnungen seitens der russischen Kommandanturen. Hatte man sich gerade an eine gewöhnt, war auch schon der Widerruf gekommen. Hatte man von dem noch nichts vernommen und handelte somit noch nach der vorherigen Bestimmung, konnte es sein, dass dieses ein ganz böses „Du, Sabotage!“ einbrachte.

Ich war 14 Jahre alt, die Schulen waren alle geschlossen. Irgend etwas musste mit mir geschehen. Und es geschah! Meine Oma kam eines Nachmittages aus dem Kilometer entfernten Trautenstein gelaufen, um uns mit der guten Nachricht zu überraschen, dass sie mit der Frau Oberin gesprochen habe und diese sich sehr freue, wenn ich in ihre Haushaltsschule - also als „Geist“ - in die Schwarzburg eintreten würde. Eigentlich hatte ich mir meine Zukunft etwas anders vorgestellt, aber trotzdem freute ich mich. Aber die anfängliche Freude blieb nicht ungetrübt, denn Oma offerierte uns

gleichzeitig eine Auflage über die benötigte Kleidung. Diese umfasste nicht weniger als vier waschbare Kleider, vier weiße und vier farbige Schürzen.

Ja, und damit fing das Problem an! Woher all die Sachen nehmen? Zu kaufen gab es ja nichts. Also war ich wieder auf den Erfindungsreichtum meiner Mutter und Tanten angewiesen. In allen verfügbaren Kleiderschränken wurde herumgewühlt und nach alten Kleidungsstücken gesucht, aus denen man waschbare Kleider und Schürzen herstellen konnte. Mit Erfolg - nur für die weißen Schürzen musste am Ende doch ein Bettlaken geopfert werden. Zum Glück hatte ich eine Figur wie ein Hering und somit hielt sich der Stoffverbrauch in Grenzen. Während wir noch mit den Vorbereitungen für meine nächste Ausbildung beschäftigt waren, die ja immerhin auch eine Grundlage für mein künftiges Leben sein sollte, war dann so etwas wie ein Wunder geschehen. Keiner hatte damit gerechnet. Die Haustürglocke meiner Großeltern hatte einen Besuch angekündigt, und ich, die dem Flur am nächsten war, hatte nachgeschaut. Da stand Onkel Kurt vor uns, erschöpft und mit verdächtig in Wasser schwimmenden Augen. Er hatte tatsächlich das Glück gehabt, nach drei Monaten Gefangenschaft seinen Entlassungsschein zu erhalten. Auf allen möglichen und unmöglichen Wegen, teils gefahren oder zu Fuß, hatte er sich bis nach Hause durchgeschlagen.

Fast sieben Jahre waren vergangen, seitdem er noch in Friedenszeiten zu einer Wehrübung einberufen wurde, die eigentlich nur ein Vierteljahr dauern sollte. Doch dann war der Krieg ausgebrochen und man hatte ihn, wo er nun schon einmal dabei war, gleich dort behalten. Nur ein Tag war seit Onkel Kurts Heimkehr vergangen, als wieder das Glockenspiel an der Haustür zu hören war. Diesmal stand Onkel Herbert im Flur. Lachend sagte er: „So, da bin ich!“ War es die zweite oder gar die dritte Gnade, die unserer Familie gewährt wurde? Beide Männer hatten das Inferno des Krieges fast unbeschadet überlebt und waren danach in so kurzer Zeit wieder in den „heimatlichen Hafen“ zurückgekehrt. Unsere Familie war wieder komplett.

Dann kam der Tag, an dem ich Abschied nehmen musste von zu Haus. Mit meiner Mutter ging ich los, in den neuen Lebensabschnitt hinein. Gemeinsam zogen wir den Handwagen, auf dem der Koffer mit all meinen Sachen und den aus „Alt“ genähten neuen Kleidungsstücken stand. Zurück ließen wir einen traurigen Vater. Eigentlich sollte man ja wehmütig sein, wenn man zum ersten Mal in die Fremde zieht und für vermutlich lange Zeit seinem Elternhaus den Rücken kehrt, selbst wenn, wie in meinem Fall, die „Fremde“ nur 5 Kilometer entfernt war und „Trautenstein“ hieß. Aber ich fand es großartig, endlich der mütterlichen Obhut entfliehen zu können. Und: Besuche waren im Heim unerwünscht.

In der Schwarzburg angekommen, nahm uns eine mir bekannte Schwester, Fräulein Rehring, in Empfang. Sie begleitete uns aus der großartigen Eingangshalle über eine etwa vier Meter breite Treppe hinauf bis zur Mittelstufe. Von dort aus führten dann rechts und links zwei schmalere Aufgänge bis in die erste Etage. Dann ging es noch weitere zwei Treppen empor. Durch eine riesige Korridortür gelangten wir auf einen langen Flur und dann endlich in das Zimmer, in dem ich in nächster Zukunft schlafen sollte. Es war ein großer Raum mit vier Betten, den dazugehörigen Nachtschränken und Stühlen. Auf letzteren hatten wir Mädchen, wie ich später zu erfahren bekam, unsere Kleidung abzulegen, bevor wir zu unserer wohlverdienten Nachtruhe niedersinken konnten. An den Wänden befand sich rechts und links je eine Kommode mit einem Spiegel darüber. Auf den Kommoden standen je zwei Waschschüsseln mit Wasserkrügen für die morgendliche Wäsche, in der Mitte des Raumes ein rechteckiger Tisch. Fräulein Rehring erklärte sehr viel. Sie hatte aber noch viel mehr Fragen zu beantworten, die meine Mutter ihr stellte. Dann musste ich noch eine Probe meines Könnens auf dem Akkordeon absolvieren.



Sie war zufrieden mit mir. Auch der Frau Oberin, zu der ich zur Begrüßung geführt wurde, sollte ich auf Wunsch vorspielen. Aber das hatte ich ja schon des Öfteren getan. Immer dann, wenn ich bei ihren Besuchen bei meinen Großeltern anwesend war.

Meine Mutter hat sich mit Tränen in den Augen von mir verabschiedet. Sie ist dann, den nun leeren Handwagen allein ziehend, zu meinen Großeltern und ihren Schwestern gegangen, um sich dort Trost zu holen. Ich legte in dieser Zeit meine Sachen in den nun mir gehörenden Kommodenkasten und versuchte, auf meinem Nachttisch irgend etwas nett herzurichten. Dann sah ich mich schüchtern und zaghaft in der näheren Umgebung meines neuen Domizils um. Ich ging auf den, wie mir schien, ewig langen Flur. Wo waren nur die Toiletten? Doch plötzlich kam Leben in die Bude. Die Geister, zu denen ich ja nun auch gehörte, kamen angestürmt, um sich für das Abendessen vorzubereiten. Die Hände hatten sich alle schon in den unteren Räumen gewaschen. Also brauchten jetzt nur noch die Schürzen gewechselt werden. Statt der bunten, die für die Arbeit vorgesehen waren, kam jetzt eine weiße vor den Bauch. Alles ging in Eile. Aber trotzdem machten wir uns schnell miteinander bekannt. Dann zogen sie mich mit in den Aufenthaltsraum, der gleichzeitig unser Esszimmer war.

Es war ein länglicher Raum mit einem langen Tisch, und Stühlen ringsherum. Damit war der meiste Platz auch schon ausgefüllt. Hinter der Tür stand noch eine Art Kleiderschrank, in dem unser Geschirr aufbewahrt wurde. Trotz eines zusätzlichen kleinen, runden Tisches mit zwei Stühlen an der Längswand konnte man sich insgesamt eines recht spartanischen Eindruckes nicht erwehren. Aber wenn alle „Geister“ im Raum waren, kam auch Leben hinein und er bekam ein Flair, der alle Kahlheit vergessen ließ. Hier nahm ich mit meinen Mitschülerinnen meine erste Mahlzeit im Heim ein. Danach ging es hinunter in den Abwaschraum, wo das gesamte Geschirr für über 100 Personen gespült werden musste. Nur kurze Zeit verblieb noch, um in unserem Ess- und Aufenthaltsraum zu verweilen. Vor dem Schlafengehen trafen wir uns allabendlich in dem großen gemeinsamen Wasch- und Duschaum. Danach begab sich jeder „Geist“ in sein Zimmer. Die Räume der anderen zu betreten, war nicht erlaubt.

Der Ernst des Lebens begann am nächsten Morgen um 6 Uhr früh. Da hieß es aufstehen! Dabei konnte ich ohne mich anzustrengen bis Mittag schlafen. Aber damit war es wohl nun vorbei! Also, raus aus dem Bett, Wasser aus dem Krug in die Schüssel, waschen, anziehen, die Schüssel mit dem Schmutzwasser über den Flur in der Toilette ausgießen, Schüssel sauber machen, den Krug neu füllen und Betten richten. Ach ja, und das Kämmen durfte nicht vergessen werden. Wenn man sich bei all diesen Verrichtungen in der Runde umsah, schaute man nur in gähnende Münder und hörte dabei das Nörgeln und Maulen, weil die Nacht schon wieder vorbei war. Aber wenn sich alle so einig in einer Sache sind, wirkt das Gejammer der anderen wie Balsam auf den eigenen Frust. Dann ging es an die Arbeit. Ich war für die

Küche eingeteilt. Sie erschien mir riesengroß, bestückt mit einem riesigen Herd, zwei kleineren und einem ebenfalls riesigen Arbeitstisch, auf dem das Gemüse geputzt und geschnitten wurde. An dem großen standen wir nun zu dritt und beschmierten Brote für fast 80 Kinder, die in diesem Heim eine Unterkunft gefunden hatten.

Arme Kinder! Ganz, ganz dünn wurde etwas Butterähnliches auf die Schnitten geschmiert. Dann kam Pflaumenmus darauf. Aber davon durfte es etwas mehr sein. Dazu bekamen alle einen Teller Mehlsuppe. Ein klägliches Frühstück und dennoch fürstlich. Wie viele hatten nur trockenes Brot, oder noch nicht einmal das zu jener Zeit! Nach 1½ Stunden Arbeit war auch unser Frühstückstisch gedeckt. Dazu gehörte ebenfalls eine Terrine mit Mehlsuppe. Zuerst habe ich dumm geschaut, weil das so gar nicht mein Fall war. Doch sie schmeckte, und da der Mensch ein Gewohnheitstier ist, freute ich mich später sogar auf die Morgensuppe. Außerdem hatte ich Hunger - und nicht nur ich, sondern wir alle.

Nach dem Frühstück begann der eigentliche Arbeitstag. Zum Beispiel in der Waschküche unten im Keller. Dort, hinter unendlichen Bergen von schmutziger Wäsche waltete und schaltete Fräulein Pohl. Mit Routine organisierte sie die Arbeit, führte Aufsicht und packte selbst tüchtig mit zu. Für jede Etage war eine Schülerin zum Zimmerdienst eingeteilt. Diese musste täglich die Betten der Kinder machen, die Schlafräume, wie auch den langen Flur fegen und feucht aufwischen. Danach von allen Betten und Möbeln den Staub entfernen. Es gab drei Etagen im Haus. Dazu noch den Turnboden, auf dem sich auch die Heil- und Gymnastikräume befanden und , wie schon erwähnt, den Keller. Wir „Geister“ waren also voll ausgelastet. Zeit zu verbummeln konnte sich keine von uns erlauben. Erstens musste die angewiesene Arbeit an den Vormittagen geschafft werden, zweitens war eigentlich zu jeder Zeit mit dem Auftauchen von Fräulein Rehring zu rechnen. Unter uns nannten wir sie Sanna. Sie war für uns zuständig und hatte wohl auch am Hinterkopf Augen. Waren die Etagen fertig, ging es schnellstens in die Küche hinunter, wo jede schon dringend erwartet wurde. Nun wurden für alle Heiminsassen die gekochten Kartoffeln gepellt, das Gemüse in die Schüsseln gefüllt und noch viele andere Vorbereitungen getroffen, damit das Essen pünktlich serviert werden konnte.

Zwei Geister waren damit beschäftigt, die Tische der Kinder in der großen Halle zu decken. Teller, und je nach dem was es für ein Gericht gab, genügten Gabel oder Löffel. Der Tisch im Schwesternzimmer wurde mit etwas mehr Aufwand und Sorgfalt gerichtet. Hier gehörte zu Teller, Messer, Gabel und Löffel auch der Luxus einer Serviette. Auf unserem „Geistertisch“

war zu den Mittagsmahlzeiten kein Messer in Gebrauch. Es gab ja kein Fleisch zu schneiden. Die lagen nur am Abend bereit, um unsere Brote zu beschmieren. Da diese sehr knapp bemessen waren, und satt sollten wir ja werden, gab es vorher eine Kartoffelsuppe.

Zwei weitere Mädels hatten die Aufgabe, den Schwestern das Menü zu servieren. Auch das fachgerechte Servieren muss schließlich gelernt sein. Heimlich lebte jede von uns, die für dieses Amt auserkoren war, stets mit der Angst, einem unserer Vorbilder den Rock mit Soße zu bekleckern. In der Küche hatte Fräulein Magerfleisch die Oberherrschaft. Eine Köchin stellt man sich zwar immer rundlich vor, aber die Figur der Unseren entsprach genau ihrem Namen. Die Küche wurde für das erste Vierteljahr mein „Reich“. Mit drei anderen „Geistern“ war ich Frau Magerfleisch unterstellt.



Unser Tag nach dem Frühstück begann jeden Morgen mit einer Aufstellung vor dem großen Herd. Da standen wir dann. Außer den bunten Schürzen über unseren „Waschkleidern“ trugen wir noch so etwas wie eine Kordel um die Taille, an der wiederum an Schnüren unser Arbeitszeug hing. Das waren verschiedene Arten von Messern, die wir je nach Arbeitsvorgang somit jederzeit sofort zur Hand hatten. Auf dem Kopf trugen wir weiße Hauben, die mit Nachtmützen Ähnlichkeit hatten. Die Kopfbedeckungen fanden also nicht gerade unsere Sympathie, doch sorgten sie dafür, dass kein Haar in die Suppe fiel. Gegenüber des Herdes stand Fräulein Magerfleisch,

die uns über das aktuelle Mittagessen informierte. Wir sollten ihr nun unsere eigenen Gedanken über die Zubereitung mitteilen. Erst im Anschluss daran ging es an die gemeinsame Arbeit, wie Möhren putzen, Erbsen puhlen, Kohl oder Steckrüben schneiden. Das waren die einzigen Gemüsearten, die zur Verfügung standen. Zwischendurch mussten noch die Kartoffeln vorbereitet werden, die das Haupt jeder Mahlzeit bildeten.

Der alltägliche Vorgang des Kartoffel Säuberns spielte sich auf dem Hof ab. Wir waren immer zu zweit dabei. Zuerst wurde eine große Zinkwanne im Keller zurecht gestellt und diese bis zu $\frac{3}{4}$ ihres Volumens mit Kartoffeln gefüllt. Damit ging es auf den Hof. Hier wurde die Wanne bis zum Rand mit Wasser aufgefüllt. Dann ging es los! Mit einem altem Schrubber fuhr man zwischen die Kartoffeln und bewegte den ganzen Inhalt mit aller Kraft die man aufwenden konnte hin und her, denn auch die am Boden liegenden mussten sauber werden. War das Wasser schon fast schwarz vor Dreck, wurde es abgelassen, neues kam rein und der Vorgang wiederholte sich noch zwei mal. Dann wurde die schwere Wanne mit den nun sauberen Kartoffeln nach oben gewuchtet. Dort kamen sie in einen riesigen Kochtopf, wurden gekocht, gepellt, ja und dann auf den Tisch gebracht und verzehrt.

Abwechselnd hatte jede von uns „Küchendienstlerinnen“ ihre sogenannte Kochwoche. Man stand am Herd und war verantwortlich für jede Mahlzeit, die da täglich bereitet wurde. Natürlich unter der Aufsicht der Köchin, damit am Ende auch alles genießbar war. Damit wir Kleingerätenen auch in die großen 30- und 50-Liter-Suppentöpfe schauen und umrühren konnten, stand extra eine Fußbank vor dem Herd, auf die wir oft steigen mussten. Jene, die dieses Amt für acht Tage inne hatte, erkannte man sofort an ihren Arbeitsgeräten, die an der Schürze herunter baumelten. Außer den Messern war sie zusätzlich noch mit Topflappen bestückt. Allerdings war die für den Kochdienst Ausgewählte auch täglich am Weinen. Nicht etwa wegen der Arbeit am Herd, nein – sondern, weil speziell ihr die Aufgabe des Schälens und des Schneidens der Zwiebeln oblag. Und diese wurden in Massen verbraucht. Wenn es ganz schlimm in den Augen brannte und sie vor lauter Tränen nichts mehr sehen konnte, ging sie an das geöffnete Fenster, um sich ein wenig zu erholen. Dann konnte sie vielleicht verschwommen wahrnehmen, wie wir zwei anderen uns auf dem Hof mit den Kartoffeln herumplagten. Oder es war umgekehrt, und wir sahen von unten zu dem heulenden Elend am Fenster hinauf.

Als einzigen Mann zwischen all den Frauen gab es Friederich. Friederich war etwa 45 Jahre alt, Junggeselle und für alle Arbeiten zuständig, die eine Frau in einem so großen Haus nicht zu verrichten in der Lage war.

Unter anderem fuhr er die Frau Oberin und die Schwestern aus, wenn sie in den anderen Orten etwas zu erledigen hatten. Früher fuhr er sie in einem Auto, welches der Schwarzburg gehörte. Doch während des Krieges wurde erst das Auto, dann auch er eingezogen. Friederich kehrte halbwegs heil aus der Gefangenschaft zurück. Das Auto blieb verschollen. So kutschierte er von da an die Frau Oberin und ihre Schwestern mit einem Pferdefuhrwerk. Es war nur ein kleinerer Tafelwagen, mit einem Pferd namens Moritz davor. Mit diesem Gefährt schaffte er auch alle Lebensmittel heran, die im Heim gebraucht wurden.



Friederich stammte aus Berlin. Trotz der langen Jahre, die er bereits in der Schwarzburg verbracht hatte, konnte er seine Herkunft auf Grund des Dialektes nicht verleugnen. Nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen, und die gelegentlichen Wortwechsel mit ihm sorgten bei uns „Geistern“ immer für die schönste Erheiterung. Stets verleitete es uns zum Schmunzeln, wenn plötzlich die Stimme der Frau Oberin erklang, die nach Friederich verlangte. Sie rief nicht etwa seinen Namen, sondern sie sang ihn regelrecht. Mit hohem Sopran setzte sie ein: „Fröö-de...“ dann folgte in einer höheren Tonlage das langgezogene „...rüüüch“, und zwar so, dass es für jeden unüberhörbar vom Boden bis in den Keller schallte.

Einmal befand sich der gute Friederich im Keller und warf uns ein paar Scherzworte zu, als wir die schwere Wanne kurz abgestellt hatten, um für den Weg in die Küche, zu der noch eine steile Treppe zu überwinden war, frische Kräfte zu sammeln. Da erklang die Stimme der Frau Oberin, die gewichtig aus einer der oberen Etagen die Stufen herunter schritt. Ohne eine Miene zu verziehen nahm Friederich langsam seine Pfeife aus dem Mund, zeigte damit nach oben und sagte: „Nu jrölt se schon wieda!“ Dann erklang das zweite „Fröö-de - rüüüch“, diesmal noch eindringlicher und näher. Friederich grinste und sein Kommentar war: „Wat se woll nun schon widda will?“ Nach dem dritten Ruf meinte er gönnerhaft: „Na, nu wer ick ma antworten!“ Sprach’s und lief eiligen Schrittes die Kellertreppe empor der Oberin entgegen, nicht ohne dienstbeflissen zu rufen: „Frau Oberin, Frau Oberin, ick komme ja schon!“

Eine besonders prägnante Persönlichkeit innerhalb des Heimes wurde von allen „Tante Lisa“ genannt. Sie war eine sehr resolute Frau und wohl auch die einzige in weitem Umkreis, für die es selbstverständlich war, tagsüber in langen Hosen herumzulaufen. Diese waren jedoch keineswegs so schick wie die von Marlene Dietrich, die so ein gewagtes Bekleidungsstück als erste Frau in einem ihrer Filme trug und dafür ehrfürchtig bewundert wurde. Nein, Tante Lisa ihre waren ganz gewöhnliche, strapazierfähige Männer-Arbeitshosen. Ihr unterlag, wie sollte es auch anders sein, die Obhut der Jungen. Und die liebten sie. Ja, eigentlich liebten sie alle Kinder und Erwachsenen, obwohl ihre Zunge manchmal auch ziemlich scharf sein konnte. Immer wieder war es amüsant und herzerfrischend zu sehen, wenn sie ihre Schützlinge an den Vor- und Nachmittagen aufstellte, ihnen mit ihrer tiefen kräftigen Stimme ihre spaßig formulierten, aber auch Gehorsam fordernden Befehle erteilte und dann mit ihnen loszog.

Wunderbar war es, wenn sie jeden Samstagabend vor dem Abendbrot in der großen Halle an dem herrlichen Flügel saß und alle Kinder frisch geduscht, in Bademäntel gehüllt, um sie herum saßen und dazu sangen. Für uns war das immer etwas Besonderes, und unsere Arbeit ging viel flotter von der Hand. Es waren die einzigen musikalischen Klänge, die wir tagsüber hörten, die Abende mit eingeschlossen. Denn ein Radio gab es nur im Aufenthaltsraum der Schwester, und ein zweites stand im Zimmer der Frau Oberin.

Etwas abgelegen vom Dorf, mitten in einem Waldstück, verbarg sich seit Jahren eine kleine Sensation. Wer ihrer ansichtig wurde, staunte und konnte sich mitunter nicht satt daran sehen. Man nannte es das „Indianerdorf“. Dort standen Hütten, die Pfähle oben spitz

zusammengebunden und mit Moos bedeckt. Um die Hütten herum waren Gärten angelegt. Allerdings waren darin keine Blumen, sondern Totem aus geschnitzten Baumstämmen und Trophäen aus Baumwurzeln. Alraunen lagen fein drapiert auf dem Moos, oder sie hingen an dünnen Wurzelfasern befestigt an Ästen und an den Hütten. Wie auch immer die Formen der Hölzer gestaltet waren, es war unübersehbar, dass dies alles nur den Indianern gehören konnte. Auch Pfeile und Bogen waren da und ein Marterpfahl. Selbst die Kriegsaxt und die Friedenspfeifen fehlten nicht. Das Phantastische an diesem Dorf aber war, dass alles, was es dort zu bewundern gab, nur aus dem geschaffen war, was die Natur von ihrem unbegrenzten Reichtum hergab. Selbst mit Bindfaden zu arbeiten war verpönt, denn dafür gab es dünne Wurzeln. Zur Verzierung dienten Tannenzapfen und Moos, die Umzäunungen bestanden aus Ästen. Dies alles war Tante Lisas Werk, das sie gemeinsam mit ihren Kindern geschaffen hatte. Und welcher Junge oder auch welches Mädchen war da wohl nicht mit Begeisterung dabei, seine Träume von Karl May in die Wirklichkeit umzusetzen?!





Ich erinnerte mich. Es war lange vor meinem Eintritt ins Heim, als meine Eltern mit mir, sowie mit Freunden und deren Kindern zum ersten Mal einen Spaziergang dorthin unternahmen, um sich die kleine Wunderwelt anzusehen. Nicht nur wir Kleinen sondern auch die Großen waren fasziniert. Natürlich wollte jeder von uns Indianer spielen. Begeistert waren wir, als auch einige Erwachsene sich uns anschlossen. Einen von ihnen ernannten wir zu unserem Häuptling. Doch da wir in der Schule noch keine römische Geschichte hatten und auch Karl May uns noch relativ fremd war, nannten wir unseren Häuptling sinniger Weise „Nero“. Er hat den Namen angenommen und für unsere Begriffe den idealen Indianerhäuptling gespielt. Ich hoffe, Winnetou droben in den ewigen Jagdgründen war uns nicht zu sehr Gram für diesen Fauxpas.

Da kurz vor Kriegsende die meisten der Haushaltsschülerinnen aus der Schwarzburg von ihren Eltern nach Haus geholt wurden, war bei meinem Eintreffen die anfängliche Anzahl von 20 auf nur 8 „Geister“ geschrumpft. Die Verrichtungen im Haus waren aber die gleichen geblieben. Folglich hatten wir einen langen Arbeitstag. Allein der Abwasch von über 100 Personen, der nach dem Mittagessen stattfand, nahm ein Großteil unserer 1½ stündigen Freizeit in Anspruch. Nach dem Abendbrot fand die gleiche zeitraubende Prozedur statt. Allmählich trafen dann weitere Bewerberinnen ein, die sich unserem Club anschließen wollten. Früher war die Direktion darauf bedacht, nur Schülerinnen aus entfernterer Umgebung aufzunehmen. Doch jetzt war man für jeden Neuzugang dankbar, egal von woher. So kam dann auch Irene, eine Freundin von mir, und später noch einige andere Benneckensteinerinnen in das Heim. Jede „Neue“ wurde erst einmal von uns Alteingesessenen beschnüffelt und ausgefragt. Die erste Frage war meist: „Wo kommst du denn her?“ Dann die Frage nach dem Alter und so ging es weiter.

Eines Tages wurde wieder eine Neue von ihrer Mutter ins Heim gebracht. Es ergab sich, dass ich ihr als erste begegnete und sich aus der Begrüßung zwischen uns so etwas wie eine „Liebe auf den ersten Blick“ entwickelte. Sie hieß Annemarie und kam aus Wolfen. Am Abend waren wir beide ganz allein auf unserer Geisterstation in meinem Zimmer. Dass dieses Zusammensein überhaupt möglich war, dafür gab es zwei Gründe. Annemarie war erst am Nachmittag eingetroffen, und ich als Jüngste und Kleinste hatte das einmalige Privileg, nach einem besonders anstrengenden Tag früher schlafen gehen zu dürfen, ohne mit den anderen bis 22 Uhr Gemüse putzen zu müssen. Aber anstatt den Anordnungen zu gehorchen und sich brav in die Federn zu legen, saßen wir auf meinem Bett und hatten uns wahnsinnig viel zu erzählen. Annemarie war in einem anderen Zimmer einquartiert worden,

und erst zwei Tage später sollte sie mit Sannas Genehmigung auf mein Zimmer verlegt werden.

Bei unseren gegenseitigen Fragen hatten wir bereits festgestellt, dass wir am gleichen Tag im gleichen Ort geboren waren. Doch ihre Eltern waren bald nach Wolfen verzogen. Zudem stellte sich später noch heraus, dass uns unsere Mütter gemeinsam im Kinderwagen spazieren gefahren hatten. Na, wenn so etwas nicht verbindet! Aber unsere Schwätzerei brachte uns auch einen schweren Tadel von Sanna ein. Sie war wieder einmal im ungünstigsten Moment aufgetaucht und hatte Annemarie zur angeordneten Nachtruhe nicht in ihrem Zimmer vorgefunden, und mich nicht schlafend, sondern uns beide schwatzend auf meinem Bett sitzend. Und dazu brannte auch noch das Licht. Aber wir hatten Glück. Nach einigen ernsten, tadelnden Worten ihrerseits und einer nochmaligen Entschuldigung unsererseits am nächsten Tage, war die Sache erledigt.

Doch wie der Teufel es wollte, der uns wohl auch geritten hat, waren wir am nächsten Tag schon wieder dran. Am Abend, es war Zeit für die Bettruhe, verließen wir zwei als erste unseren Aufenthaltsraum. Oben auf der Treppe angekommen, stellten wir fest, dass uns die anderen nicht gefolgt waren. Da liefen wir eiligst in unsere Zimmer, rafften unsere Betttücher, hängten sie uns über und stellten uns damit auf den obersten Treppenabsatz. Sehen konnten wir nichts mehr, aber wir hörten Schritte. Sofort fingen wir an mit den Händen zu flattern und stimmten - wie wir hofften - ein recht gruseliges „Huuh – huuuh“ an. Aber die Stimme die wir daraufhin vernahmen, ließ uns jäh verstummen. Es war die von Sanna! Wir wurstelten uns aus den Betttüchern heraus, um dann mit hängenden Ohren, ob unseres Vergehens, vor ihr zu stehen. Sie nahm zwar unsere erste Entschuldigung an, aber am nächsten Tag mussten wir diese in ihrem Zimmer wiederholen. Nun war Annemarie erst drei Tage in der Schwarzburg, und wir waren bereits zum zweiten Mal gemeinsam bei Sanna aufgekreuzt. Diesmal wurden die Ermahnungen eindringlicher als zuvor. Aber wir gelobten reumütig und aus vollem Herzen Besserung. Froh war ich nur, dass mich als Strafe nicht eine extra „Feierwoche“ erwischt hatte.

Tage später traf die nächste Schülerin ein, die dann das vierte Bett in unserem Schlafrum belegte. Das Kuriose war, dass auch sie am gleichen Tag wie Annemarie und ich geboren war. Allerdings in einem anderen Ort. So nannten wir unser Zimmer dann die Drillingswiege, und Ziemchen, so war ihr Spitzname, die 1½ Jahre älter als wir und von Natur aus ein mütterlicher Typ war, ernannten wir zu unserer „Mutter“. Aber bald stellte ich fest, dass ein gleicher Geburtstag allein kein sicherer Garant für eine Freundschaft ist.

Somit blieb es bei der Herzens-Verbindung zwischen Annemarie und mir. Und die sollte bestehen bleiben über einen Zeitraum von 40 Jahren hinweg, bis uns das Schicksal nach der deutschen Wiedervereinigung zum ersten Mal wieder zusammenführte. Auch die Freundschaft zu Irene sollte ein Leben lang halten. „Wir“ – ein immergrünes Kleeblatt!

Ach ja, die Feuerwoche! Die war das Schlimmste für uns alle. Sie ging bei uns Geistern von einem zum anderen über. Wer die Feuerwoche hatte, dem wurde der Wecker übergeben. Der war der einzige, den es bei uns gab, und er klingelte unbarmherzig morgens um 5 Uhr! Die ersten Arbeiten waren: In der Küche den Herd anzünden, die großen Töpfe mit der Milch zurechtrücken, einen Ofen im Keller anzünden, dann durch das ganze Haus gehen und jeden zu seiner bestimmten Zeit wecken. Diese Feuerwoche wurde auch bei schlimmen Vergehen als Strafe verordnet. Je nach Grad ein bis zwei Tage, oder wenn es ganz schlimm war, die ganze Woche. Mir ist heute noch nicht klar, wieso es zu dem Strafvollzug kommen konnte, denn braver als wir es waren, konnte bald keiner sein. Allerdings muss ich gestehen, einmal hätte es mich um Haaresbreite erwischt.

Es war eines Tages nach dem abendlichen Duschen, als ich als erste in unserem Zimmer war und mir eine Idee kam, die ich dann auch sofort in die Tat umsetzte. Ich holte mir in aller Eile eine lange Stricknadel aus meinem Kasten, legte mich damit bewaffnet unter Annemaries Bett und begann, diesen spitzen Gegenstand durch die Matratze zu bohren. – Aber nicht bis ganz oben - Inzwischen hatten es sich auch die anderen drei in ihren Betten bequem gemacht und ich konnte in meinem Versteck hören, welche Sorgen sie sich wegen meiner Abwesenheit machten. Keine hatte eine Ahnung, wo ich sein könnte. Ganz besonders klagte Annemarie. Doch mitten in ihrem Kommentar rief sie: „Au, da piekt doch was!“ Als sie tastend nach der Ursache suchte, war meine Stricknadel schon längst wieder auf dem Rückzug. Nach dem dritten „Au!“ stand sie auf und durchsuchte ihre Matratze. Meine vierte Bohrung musste ich abbrechen, da unvorhergesehen unsere Sanna in der Tür stand, um nachzuschauen, ob wir auch alle brav im Bett liegen. Welch Solidarität meiner Zimmergenossen. Alle sagten einstimmig: „Ja, Fräulein Rehring!“ Zum Glück war das Licht schon aus und alles dunkel. Ganz sicher war Sanna an diesem Abend sehr müde, denn normal hätte sie die Beleuchtung noch einmal angedreht und in jedem Bett nachgeschaut. Aber so begnügte sie sich mit der zufriedenstellenden Antwort und verschwand wieder.

Als sich die Tür geschlossen hatte, war auch meine Starre von mir abgefallen. Ich schoss, zum nochmaligem Schrecken von Annemarie, wie der

Blitz unter ihrem Bett hervor und sprang in meines, samt der Stricknadel. Die legte ich erst später, als ich meinen Schock überwunden hatte, auf den Nachttisch. Aus meiner kleinen Neckerei wäre beinahe ein Fall für mindestens zwei Feuertage geworden. Als ich dann das erste Mal an der Reihe war mit der Feuerwoche und der Wecker mich morgens um fünf Uhr scheppernd aus dem Schlaf riss, musste ich als einzige im ganzen Haus aus dem warmen Bett in die Kälte raus. Zu diesem Zeitpunkt habe ich zum ersten Mal daran gezweifelt, ob ich wirklich zur rechten Zeit am rechten Ort war.

Ja, die Kälte. Im Winter kam es vor, dass sich am Morgen eine Eisschicht auf unserem Waschwasser gebildet hatte. Aber die Fenster durften wir nur schließen, wenn unsere Köpfe von den abendlichen Haarwäschen, die alle vier Wochen stattfanden, nass waren. Die Haare mussten während der Nacht trocknen. Wir hatten zwar Heizungsrohre im Zimmer, doch das Quantum Kohlen, das im Keller lagerte, sollte für ein ganzes Jahr reichen, und aus diesem Grunde wurden unsere Zimmer nicht beheizt. Es gab da aber auch noch eine Zeit, in der hatte es mit unseren Haaren so eine ganz besondere Bewandnis ...

Die Kopfbefunde

Bis auf einige der Kinder, die nach dem Krieg kein Zuhause und auch keine Angehörigen mehr hatten und aus diesen Gründen im Heim bleiben durften, fanden immer wieder An- und Abreisen statt. Inzwischen war die Kinderschar auf über 120 angewachsen. Viele kamen direkt aus Flüchtlingslagern. Manche waren schon entlaust, hatten sogar einen Kahlschnitt, aber da gab es trotzdem noch den einen oder anderen Neuzugang, der auch einige ungebetene Gäste mitbrachte. Eigentlich kamen wir mit diesen Kindern so gut wie nicht zusammen, aber wir machten ihre Betten und die Zimmer sauber.

Eines Tages begann eine Zimmernachbarin sich auffällig oft am Kopf zu kratzen. Am Abend schaute Sanna ihre Haare durch. Resultat: Positiv! Danach mussten natürlich auch wir uns einer eingehenden Untersuchung unterziehen. Noch hatten wir Glück gehabt, doch sollte sich das schon bald ändern. So wurde dann jeden Abend eine Läuse-Durchsuchung durchgeführt und es gab immer mehr Volltreffer. Meistens fingen die Befallenen an zu heulen und zu jammern und es erscholl der Ausruf: „Wenn das meine Mutter wüsste!“ Dann kam der Tag, an dem wir glaubten, alles überstanden zu haben. Mindestens fünf Untersuchungen waren negativ ausgefallen. Aber da hatte es mich als einzige doch noch erwischt. Im Gegensatz zu allen anderen fand ich

die Sache aber gar nicht so sehr zum heulen, sondern fand es eigentlich ganz interessant und lustig, auch mal Läuse zu haben. Noch am selben Abend wusch Sanna persönlich, wie allen anderen vorher, auch meine Haare. Dann bekam mein Kopf einen dicken Schwapp Cuprex ab, um schließlich von einem gewaltigen Turban aus Tüchern eingehüllt zu werden. Am nächsten Morgen kam das Schönste. Alle mussten aufstehen, nur ich durfte im Bett bleiben. Sanna musste erst noch meinen Kopf weiter behandeln, hatte jetzt aber noch keine Zeit dafür. So durfte ich als einzige liegen bleiben und weiter schlafen. Allein dieses herrliche Gefühl zu genießen, waren mir die lieben Tierchen auf meinem Kopf wert.

So nach und nach erreichten wir wieder die alte Sollstärke von 20 Wirtschaftslehrlingen. Auf unsere Arbeitszeit wirkte sich das im höchsten Grade positiv aus. Wir mussten zwar noch immer tüchtig ran, aber unsere 1½ Stunden Mittagspause waren gesichert. Der Abwasch wurde jetzt nicht mehr nebenbei besorgt, sondern von einem extra dafür eingeteilten „Geist“. Nach dem Abendbrot brauchten wir ebenfalls unser Geschirr nur noch am Küchenbereich abstellen, und konnten dann sofort unsere abendliche Freizeit genießen. Die Abende verbrachten wir in unserem Aufenthalts- und Essraum. Aber von Däumchen drehen konnte keine Rede sein. Schuld waren unsere Strümpfe! Die waren mit der Zeit in solch schlechtem Zustande, dass die Reparaturen mit der Stopfnadel immer schwieriger wurden. Inzwischen stopften wir schon das Gestopfte. Und mit dem Twist hatte es auch so eine Bewandnis. Er hielt nur so lange, bis er zwischen Fuß und Schuh kam, dann fing er auch schon an zu zerfallen. An einen Kauf neuer Strümpfe war nicht zu denken; es gab ja keine. Somit litten wir nie an Langeweile. Aber schön waren sie, die abendlichen Stunden. Besonders wenn Sanna bei uns saß und uns aus Büchern vorlas, die so rührselig waren, dass einem die Tränen in die Augen schossen. Natürlich beendete sie die Lektüre immer an der spannendsten Stelle, damit wir uns ganz besonders auf die nächste Vorlesung freuen sollten.

Inzwischen hatten wir auch Handarbeits- und theoretischen Unterricht, der aus Zeitmangel vorher ausgefallen war. So erfuhren wir u.a. so manches Wissenswerte über unsere Lebensmittel. Lernten, was Kohlenhydrate, Eiweiß- und Ballaststoffe sind. Lernten auch, wie man ein Federbett reinigt. Man trennt das Inlett auf, füllt die Federn daraus in einen Sack und bindet den fest zu. Dann kommt der Sack ins Seifenwasser und wird tüchtig darin durchgeschwenkt. Dasselbe geschieht dann mehrmals im klaren Wasser. Dann lässt man den Sack mit den Federn an der Luft trocknen. In der Zwischenzeit weicht man das Inlett ein, wäscht und spült es ebenfalls, füllt

nach dem Trocknen die Federn wieder ein und hat somit ein ganz sauberes, fast neues Federbett.

Dann gab es da noch die von uns geliebten Sonntage. Sie begannen damit, dass wir eine Stunde länger schlafen durften. Aber die Arbeit am frühen Morgen blieb uns auch an diesem Tage nicht erspart. Nach dem Frühstück stellten sich alle Hausbewohner in der großen Halle im Halbkreis zur Morgenandacht auf, die von der Frau Oberin abgehalten wurde. Zum Schluss sangen wir einen Choral, von Tante Lisa auf dem Flügel begleitet. Eine kurze Arbeitsphase folgte, dann versammelten wir Geister uns, bis auf zwei Dienstuende, in unserem Sonntagsstaat, mit „Kopfbedeckung“ – das war Pflicht - in der Halle und traten unseren Kirchengang an. Natürlich unter der Obhut einer Schwester. Nach der Rückkehr ging es schnell wieder in die Küche, um das Essen zum Servieren vorzubereiten. Der Sonntag war der Tag, an dem Fleisch auf dem Speiseplan stand. Zwar keine Steaks, Koteletts oder andere Braten, sondern, wie es bei so vielen hungrigen Mäulern zu jener Zeit das einzig Mögliche war: Gulasch mit viel Soße! Nach dem Abräumen des Geschirrs begann endlich, bis auf die zwei Dienstuenden, unser freier Nachmittag.

Jetzt durften, beziehungsweise mussten wir unser Heim verlassen. Je nach Wetterlage wurde ein größerer oder nur kleiner Spaziergang unternommen. Allerdings gingen alle gemeinsam und nur unter der Aufsicht einer Schwester. Innerhalb der Woche hielten wir uns nur im Haus auf. Die so oft gepriesene frische Harzer Höhenluft bekamen eigentlich nur die zwei „Geister“ um die Nase geweht, die auf dem Hof die Kartoffeln schrubbten. Als besonders schön empfanden wir es, zum Rest des Nachmittages nicht auf unseren tristen Aufenthaltsraum angewiesen zu sein, sondern uns in der schönen Halle aufhalten zu dürfen. Dort wurde sogar getanzt. Genauer gesagt: alle anderen konnten tanzen, denn ich musste die Musik dazu machen. Entweder auf meinem Akkordeon oder, und das fand ich herrlich, auf dem wunderschönen Flügel, dessen Benutzung sonst nur Tante Lisa vorbehalten war. Manchmal hatte wir das Glück, den Tanzmusikklängen des kleinen Radios im Schwesternzimmer lauschen zu dürfen. Das erlaubte aber nur eine unserer Aufseherinnen, die ihren Sonntag für uns opfern mussten. Außerdem war dies der einzige Nachmittag in der Woche, wo wir weder eine bunte noch die weiße Schürze tragen mussten. Wir waren sozusagen in Zivil!

Was draußen außerhalb unserer kleinen behüteten Welt geschah, davon hatten wir kaum eine Ahnung. Bei uns gab es weder Zeitungen noch Nachrichten. Selbst wenn wir das Geld für eine Zeitung besessen hätten, so wäre weder Gelegenheit zum Kauf noch zum Lesen geblieben. Wir hatten

unser Tun mit uns. Nämlich unsere Arbeit zu verrichten und uns nach Möglichkeit so zu benehmen, dass uns die Straf-Feuerwoche erspart blieb.

Später durften wir, die aus Benneckenstein waren, einmal im Monat den Sonntag Nachmittag zu Haus verbringen. Bei diesen Besuchen erfuhr ich von meinen Eltern, dass es jetzt eine neue Jugendorganisation gab. Sie nannte sich FDJ, Freie Deutsche Jugend. Alle sollten ein schönes weißes Hemd mit einem Emblem erhalten. Aber noch gab es nicht genug Stoff für alle Mitglieder. Des Öfteren nannten mir meine Eltern auch Namen von Männern aus unserem Ort, die von den Russen abgeholt wurden. Bei einigen ehemaligen Parteifunktionären, mitunter auch recht scharfen, da konnte man es ja verstehen. Bei anderen musste man sich aber fragen: „Wieso der?“ Vielleicht, weil derjenige im Besitz einer Holzwarenfabrik war und dessen Verhaftung den Vorgang der Enteignung und der nachfolgenden Verstaatlichung vereinfachte? Dass weiterhin noch viele Menschen aus der Ostzone in den Westen überwechselten, gehörte schon zum normalen Alltag. Von überall kamen sie, um über die noch unbefestigte Grenze in den anderen Teil Deutschlands zu gelangen. Schön war so ein Nachmittag zu Haus. Meist war es dann mein Vater, der uns abends wieder ins Heim zurück begleitete. Bei schönem Wetter zu Fuß, bei schlechtem fuhr uns ein Freund mit seinem Lastwagen nach Trautenstein.

Weihnachten in der Schwarzburg

Ganz besonders schön in der Schwarzburg war die Zeit vor Weihnachten, wenn wir abends, natürlich unter Regie von Tante Lisa, ein Krippenspiel einübten. Unser gesamtes Können holte sie aus uns heraus, denn sie war sehr anspruchsvoll. Die Mühe wurde belohnt, wenn der Tag der Aufführung kam. Dann war die große Halle voll besetzt mit Kindern, Schwestern, auch Eltern und Verwandten einiger „Geister“, während wir in dem erhöhten, zur Bühne drapierten Schwesternraum unser Bestes gaben und Applaus und Lob ernteten.

Eine alte Tradition war es, die jährlichen Theaterabende ebenfalls in der Dorfschenke abzuhalten. Tante Lisa hatte dafür unter anderem ein Stück von Hans Sachs mit uns eingeübt. Bei der Aufführung passierte mir ein kleines Missgeschick, aber ohne mein Verschulden. Ich war für eine der zwei Hauptrollen ausersehen, und sollte eine ziemlich rundliche Ehefrau darstellen. Da ich aber recht mager war, bestückte man mich von der Taille abwärts und aufwärts mit drei Kissen. Als ich dann jammernd und zeternd während des Stückes rauslaufen musste, löste sich noch auf der Bühne eines

davon, rutschte unten aus meinem weiten Rock heraus und blieb als ein Teil meiner Rundlichkeit liegen. Es gab zwar keinen Sonderapplaus dafür, aber einen Sonderlacher. Das Stück hatte, trotz Missgeschick, den gleichen Erfolg wie all die anderen in den vergangenen Jahren, die ich mir oft, wenn ich gerade in Trautenstein war, mit meinen Verwandten angesehen hatte. Nur habe ich damals nicht geahnt, dass ich eines Tages selber mit dabei sein würde. So vergingen die Monate. In der Zwischenzeit waren noch ein paar junge Schwestern zur Betreuung der Kinder dazu gekommen, deren Zahl sich auf über 130 erhöht hatte. Nun war es aber nicht etwa so, dass wir für unsere Arbeit entlohnt wurden. Im Gegenteil. Unser Schulgeld, das unsere Eltern monatlich zu entrichten hatten, betrug 25 Mark. Für manche Mütter, deren Männer im Krieg gefallen waren, war das sehr viel Geld.

Trotz alledem, trotz der vielen Arbeit, trotz unserer vom vielen Gemüse putzen total rauen und rissigen Hände (Die Seife die es damals gab, fühlte sich an wie fest gebackener Sand, total ohne Schaum, und an Hautcreme war nicht zu denken), war es eine schöne Zeit. Einmal wegen des guten Einvernehmens und der Kameradschaft, die unter uns „Geistern“ herrschte. Außerdem haben wir, auch wenn wir es damals nicht glauben wollten, doch so einiges für unser Leben gelernt. Wie haben wir die Feuerwochen gehasst; aber wie oft mussten wir noch im späteren Leben früh aus dem Bett in die Kälte hinaus. Und das nicht nur für eine Woche, sondern täglich. Nur da hieß es nicht mehr aufstehen zur Feuerwoche, sondern ganz einfach: „Alltag!“ Oft frage ich mich heute: Wie war es möglich, dieses Heim mit den damals über 100 Kindern, in der schweren Zeit mit so wenig Hilfskräften so zu führen, dass es mehr oder weniger reibungslos fortbestehen konnte!? Es gab kaum Lebensmittel, aber trotzdem sind alle satt geworden.

In den Großstädten schufteten die Frauen, die man später mit dem respektvollen Namen „Trümmerfrauen“ bezeichnete. Sie klopfen tagein - tagaus den Mörtel von den Backsteinen der in Trümmer gelegten Häuser, um diese Steine für den Aufbau wieder verwendbar zu machen. Wie viele andere Männer und Frauen krempelten die Ärmel hoch, um aus dem Nichts etwas Neues zu schaffen. Heute bin ich überzeugt, dass die Schwarzburg etwas Wichtiges zum Neuanfang beigetragen hat, indem sie zumindest einigen der armen Kinder, die durch den Krieg so vieles verloren hatten, Obhut, Unterkunft und Fürsorge gewährte.

Wieder Zuhause

Der Schwarzburg musste ich nach einem Jahr adieu sagen, und war nun wieder zu Haus. Eigentlich wäre meine Zeit erst nach weiteren zwölf Monaten abgelaufen, doch eine Sehnenscheidenentzündung an beiden Armen machte einen Abbruch meiner Lehrzeit dort erforderlich. Vielleicht sind die 50 und 30 Liter großen Töpfe doch zu schwer für meine Handgelenke gewesen. Lange hat es gedauert, bis ich nur einen Besen wieder richtig anfassen konnte, um damit die Wohnung zu fegen. Aber die Zeit heilt fast alles.

Während meiner Abwesenheit hatte sich so einiges im Ort verändert. Die Kinder gingen wieder zur Schule und hatten jetzt hauptsächlich junge Lehrer. Die alte Garde, die uns noch unterrichtet hatte, war zumeist aus dem Schuldienst entlassen worden. In der Stadt waren nun an allen möglichen Ecken, leeren Hausflächen und Baumstämmen große Transparente aufgestellt, auf denen Parolen und die übergroßen Köpfe von Stalin, Lenin, Marx, Engels, Rosa Luxemburg und Ernst Thälmann prangten. Zwei neue, bis dahin für uns unbekannte Porträts von Wilhelm Pieck und Ernst Grotewohl waren hinzu gekommen. Befand man sich im Rathaus, konnte man schauen wohin man wollte, von allen Wänden herab wurde man „beobachtet“. Pieck war ein Mann der KPD, und Grotewohl der Vorsitzende der SPD. Beide Parteien waren im Naziregime verboten. Jetzt wurden die linken Führer den Bürgern der Ostzone als Volksvertreter an die Spitze gestellt. Es waren vertrauensvolle Gesichter und das Volk hoffte, dass sie hielten, was ihr Aussehen versprach. Nur zu sagen hatten sie nicht viel, wie es sich bald herausstellte.

Was sich nicht verändert hatte, das waren die Grenze und die Menschen, die auch weiterhin bestrebt waren, diese zu überschreiten, um in den Westen zu gelangen. Erst als 1946 die deutsche Grenzpolizei hinzukam, um die Wälder gemeinsam mit den Russen zu bewachen, wuchs die Gefahr, einem von beiden in die Arme zu laufen, zumal die deutschen Wächter ihre Aufgabe viel ernster nahmen, als die russischen Soldaten. Die hatten auch schon mal weg geschaut, bis so ein Grenzgänger ihren Blicken wieder entschwunden war. Es gab einige passionierte Grenzgänger, die mit den Gegebenheiten der Grenze und deren Schlupflöchern bestens vertraut waren. Zu ihnen wurden die Ortsunkundigen geschickt, die sich vorsichtig und diskret nach ihnen erkundigten, um sicher über die Grenze zu kommen. Viele von ihnen trugen ihre ganze Habe, mitunter auch noch Wertgegenstände in ihren Rucksäcken und Koffern. Wurden sie beim Übertritt gefasst, konnte es sein, dass ihnen alles abgenommen wurde. Dem wollte sich nach Möglichkeit

keiner aussetzen. So herrschte also weiterhin ein reger Verkehr auf diesen verbotenen Wegen und viele kamen auch ungehindert durch. Wer es nicht schaffte und von der Patrouille erwischt wurde, musste zuerst seinen Ausweis abgeben, und lernte dann die Kommandantur im ehemaligen Hotel „Waldhaus“ kennen. Aber vorher wurde er zu einer Gruppe eingesammelter Leidensgefährten mitten im Wald geführt. Wenn diese Gruppe groß genug war, der Weg sollte sich ja auch lohnen, wurde sie mit vorgehaltenem Gewehr von zwei Wachposten abtransportiert und im Waldhaus Keller eingesperrt.

Es konnten Stunden, aber auch zwei Tage darüber vergehen, ehe jeder einzeln dem Kommandanten zu einem Verhör vorgeführt wurde. Das Verhör begann meistens sehr lautstark seinerseits. Oft donnerte er dem Eintretenden ein „du Spion!“ entgegen, wobei die ganze Macht der Sowjetunion in seiner Brust wogte. Nachdem jeder der diese schreckliche Anschuldigung vernommen hatte, aus voller Inbrunst immer wieder beteuert hatte: „ich nix Spion“, kamen dann die Fragen: wieso, weshalb und warum er die Grenze überschritten habe. Aber da gab es ja genügend Ausreden, die man gebrauchen konnte: Die kranke Mutter, den Vater oder Bruder, den man in Hohegeiß besuchen wollte. In den ersten Jahren war es sogar noch möglich, mit solchen Antworten durchzukommen, denn auch dem Kommandanten war bewusst, wie eng die verwandtschaftlichen Beziehungen von Ort zu Ort geknüpft waren. Nur die wahren Gründe durfte so mancher nicht sagen. Da waren aber auch Frauen mit Kindern und Gepäck, so dass es offensichtlich war, dass sie die Ostzone verlassen wollten. Taschen und Rucksäcke wurden durchsucht und alles, was für damalige Verhältnisse kostbar oder gar verboten war, wurde ihnen abgenommen. Nach den Verhören bekamen alle ihren Ausweis wieder zurück und einer nach dem anderen wurde mit der strengen Ermahnung, sich nie wieder auf diesen Abweg zu begeben, entlassen. Ihren Platz im Keller hatten inzwischen schon die nächsten eingenommen, die man nach ihnen an der Grenze eingesammelt hatte. Der Kommandant war stets voll beschäftigt mit den Vernehmungen der Übeltäter. Trotzdem gab es etliche, die dem Keller gerade entronnen, brav in die östliche Richtung gingen, dann aber einen Haken schlagend ihren unterbrochenen Weg nach Hohegeiß fortsetzten.

Die Grenzopfer und die Heringe

Dieser so unseligen Grenze fiel als erstes das schöne „Waldhaus“ zum Opfer. In all den Jahren seines Bestehens war es ein beliebter Ausflugs- und Aufenthaltsort für Gäste und Spaziergänger gewesen. Jetzt lag es dicht an der

Grenze und wurde aus diesem Grunde sofort von den russischen Besatzungsmächten beschlagnahmt. Die einstigen Besitzer des Hotels hatten innerhalb eines Tages ohne Vorwarnung ihr Eigentum zu räumen. Wohin sie gingen und wo sie eine Notunterkunft fanden, das war ihre Sache. Gleiche Schicksale erlitten auch alle anderen, deren Häuser im nahen Grenzbereich lagen. Und fast alle diese Betroffenen zogen es vor, nicht ins Innere der Ostzone zu ziehen, sondern wählten den kürzeren Weg in den Westen, um dort ein neues Leben aufzubauen.



Vor dem Eingang des „Waldhauses“, war quer über die Straße einer jener Schlagbäume errichtet, die rund um die Uhr bewacht wurden. Damit war jedem der reguläre Weg nach Hohegeiß verwehrt. Aber wer war auch schon so blöd, ausgerechnet auf der Straße entlang zu gehen, auf der jeder unweigerlich gefasst wurde. Man benutzte lieber die alten Schleichwege. Nach „drüben“ zu gehen, wie man das damals nannte, lohnte sich immer. Man hatte herausgefunden, dass von „drüben“ so allerhand zu holen war, wenn man nur die richtigen Tauschobjekte zu bieten hatte. Unter anderem gab es dort auch Heringe. Früher war es das Gericht der armen Leute. Aber nach so langer Entbehrung vermisste man nicht nur den herzhaften Geschmack nach Meer und Fisch im Allgemeinen, sondern auch eine Abwechslung in dem Einerlei des täglichen Speiseplans.

Was auch immer der Grund war - die Mutigen gingen über die Grenze und holten von den Händlern die heiß begehrten Heringe. Die standen dort mit ihren Wagen und verkauften sie eimerweise. Natürlich nicht gegen Geld. Jeder, dem so ein Eimer ausgehändigt wurde, musste vorher zeigen, was er zu bieten hatte. Es war fast nicht zu glauben, aber wir hatten etwas im Osten, was es im Westen nicht gab. Das waren alkoholische Getränke. Bei uns gab es Wodka und anderen Schnaps, wie zum Beispiel den „Nordhäuser Korn“. Allerdings auch nur unter der Hand. Aber Genies, die den Schwarzhandel voll im Griff hatten, wussten, wo man solche Raritäten auftreiben konnte. Also wurde ein Rucksack, oder auch ein zweiter, den man auf der Brust trug, mit Flaschen vollgepackt. Mit dieser Last ging es dann ab durch den Wald. Auf dem Rückweg waren dann die Rucksäcke meist mit einem oder auch zwei Eimern Heringe gefüllt. Da man diesen ganzen Segen aber nicht selbst verbrauchen konnte, wurde der Rest, ehe er zu stinken begann, wieder gegen etwas anderes eingetauscht. Eine Heringsmahlzeit stand damals hoch im Kurs. Erwischte man diese Schieber allerdings an der Grenze, wurden sie auf dem Hinweg ihre Schnapsflaschen und auf dem Rückweg ihre Heringe los. Auf einer Veranstaltung, man nannte sie „Ein lustiger Abend“, wurde eine Parodie auf die geschäftigen Grenzgänger gebracht. Der Text lautete:

*Und schon wieder schleicht ein Schieber
immer an der Bahn lang, immer an der Bahn lang,
Sorgen drücken ihn und Flaschen.
Ob sie ihn wohl kaschen, ob sie ihn erhaschen!?*

Der Text ging, haarscharf den Punkt treffend, noch weiter. Aber leider verlässt mich da mein Erinnerungsvermögen. Die es vortrugen, waren zwei junge Burschen aus dem nicht weit von uns entfernten Grenzort Ellrich. Von dort aus benutzte man gern den Weg an den Bahnschienen entlang, um im Westen seine krummen Geschäfte abzuwickeln.

Gelegentlich ist es auch vorgekommen, dass einige dieser eifrigen Händler zu Haus ganz verstört in den Heringseimer schauten. Nachdem sie nämlich die oberste Lage herausgenommen hatten, fanden sie nur noch Heringsköpfe und Schwänze vor. Reklamationen waren natürlich ausgeschlossen, denn die Händler, bei denen sie diesen Tausch getätigt hatten, waren beim nächsten Mal schon längst über alle Berge. So begnügte man sich

damit, seinem Ärger mit Donner und Doria gegen „die verdammten Betrüger“ zu Hause freien Lauf zu lassen. Ganz sicher fielen dabei auch die für Benneckenstein typischen Worte: „Jie soll'n doch 'en dausendsten Schlaachjammer krien, jie verfluchten Jammer-Ekels!“ Doch trotz des niederschmetternden Resultates zogen sie wieder los. Es gab ja nicht nur Heringe, die man aber trotz alledem wieder eintauschte, sondern auch amerikanische Zigaretten! Die schafften sie stangenweise in die Ostzone. Die Glimmstängel konnten sie einzeln, das Stück für sieben bis acht Mark verkaufen. Für den Eigenverbrauch blieb auch noch was über. Vom Gewinn konnte wieder Schnaps erstanden werden. So stand der Tauschhandel in voller Blüte. Es war so verdammt viel, was jeder dringend brauchte, es aber nirgendwo in der Ostzone regulär bekam.

Unsere Jugendzeit

Uns jungen Leute bescherte zu unserer großen Freude der Frieden, oder besser gesagt der Waffenstillstand, etwas ganz Besonders. Ein Gastwirt hatte seinen Tanzsaal, der während des Krieges hauptsächlich als Versammlungsstätte für politische Veranstaltungen gedient hatte, frisch aufpoliert. Die Musiker hatten sich zusammengesetzt und ihre Instrumente gestimmt. Und eines Tages ging der Stadtausrufer mit seiner Klingel durch die Straßen, um neben den neuesten Verordnungen und Neuigkeiten bekannt zu geben, dass in dem genannten Lokal eine Tanzveranstaltung stattfindet! Andere Gastwirte zogen bald nach, und so ließen sich schon bald jeden Sonntagabend aus allen Kneipen und Lokalen die schönsten Tanzmusiken vernehmen. Man konnte sich im Kreis danach drehen und köstlich amüsieren, vorausgesetzt, man war 16 Jahre alt. Meine Freundin Irene war ebenfalls aus der Schwarzburg entlassen und wieder zu Haus. So waren zunächst wir zwei alten Freundinnen wieder zusammen, doch bald gesellte sich eine Dritte zu uns. Sie war als Flüchtling mit ihrer Mutter aus Oppeln gekommen und wohnte bei Verwandten. So waren wir jetzt drei, die in der Freizeit zusammenkamen und alles mögliche unternahmen. Aber was ersinnen drei junge Mädels von 15 Jahren, die sich noch dazu wie Siebzehn fühlen, um auf den Tanzboden zu kommen? Sie erarbeiten eine Strategie – trotz anfänglich schlechten Gewissens! Da hieß es: „Darf ich auch zum Tanzen gehen? Die beiden anderen dürfen!“ Ja, was blieb den Eltern dann anderes übrig, als „ja“ zu sagen, wenn da drei Augenpaare zum Stein erweichen an ihnen hingen? Allerdings war das Zugeständnis mit vielen Ermahnungen verbunden und mit dem Hinweis, ja um 11 Uhr abends zu Haus zu sein. Na, das war doch schon etwas! Dann ging es, aber immer zu dritt, zu den nächsten Eltern, wo sich

dann das Gleiche in Grün abspielte. Bei dem letzten Elternpaar hatten wir dann ein ganz reines Gewissen.

Waren wir der elterlichen Aufsicht endlich entronnen, schauten wir uns mit blitzenden Augen an, rieben uns vor Begeisterung die Hände und zogen am Abend so selig los, als sollte sich das Tor zum Paradies vor uns öffnen. Für den Wirt waren wir ganz sicher keine guten Kunden. Unser Konsum beschränkte sich meist auf drei Flaschen Brause, die bei uns allerdings die Wirkung dreier Flaschen Sekt hervorrief. Da sich auch alle anderen nicht viel mehr leisten konnten, standen auf allen Tischen Sprudelflaschen und vor den Männern ein Glas Bier. Weitere Getränkesorten waren auch gar nicht im Angebot. Ein Klarer oder ein übersüßer Likör kostete ein kleines Vermögen. Die Musik war natürlich eine ganz andere als heute. Die Mitglieder der Kapelle waren, aus unserer damaligen Perspektive, alles ältere Männer. Sie spielten die Stücke, die lange vor dem Krieg modern waren, wie: „Ich hab das Fräulein Helen` baden seh...“ oder „Puppchen du bist mein Augenstern....“ und die Schlager, die nach Nationalsozialismus und Krieg nicht verpönt waren.

Die Zeit blieb nicht stehen, inzwischen hatten wir alle drei das 16. Lebensjahr erreicht und brauchten nun keine Tricks mehr anzuwenden, um am Sonntag tanzen zu dürfen. Bald hatten wir auch alle unsere Freunde und wir waren nun sechs, die gemeinsam loszogen. Nur, geheiratet hat jede von uns einen anderen.

Etwas später gab es noch eine andere Kapelle. Es waren junge Männer mit Akkordeon, Gitarre, einem Klavierspieler und einer ganz attraktiven jungen Geigerin. Sie spielten auch die modernen amerikanischen Melodien, die man jetzt im Radio in den Westprogrammen hörte, auf den Sendern, die für uns eigentlich verboten waren. Dieser Rhythmus rief bei uns ein völlig neues, euphorisches Musikempfinden hervor. Was kam da für eine Stimmung auf, wenn sie Glenn Millers „In the Mood“ spielten oder „Chattanooga Choo-Choo“! Für die letztere Melodie hatte man bald einen neuen deutschen Text, der die damalige problematische Situation der Zug und Reiseprobleme in einer einzigen treffenden Strophe beschrieb.

Es fuhren nur noch wenige Züge. Die meisten trugen die überpinselten Parolen, die trotz der Übertünchung noch lesbar waren: „Räder müssen rollen für den Sieg“ . Viele Gleise waren den Bomben und Granaten zum Opfer gefallen. Unpünktlichkeit war an der Tagesordnung. Oft gab es Wartezeiten von mehreren Stunden, einem ganzen Tag, oder die Reisenden warteten ganz und gar vergebens auf den Bahnsteigen. Aber alle wollten sie irgendwohin fahren; die Flüchtlinge, die entweder ihre Angehörigen oder eine neue Bleibe

suchten, oder die Menschen, die nach langer Evakuierung endlich wieder nach Hause wollten. Aus den Städten kamen Hungernde mit ihren letzten Silberlöffeln, einer goldenen Uhr, einem Ölgemälde, oder gar mit einem guten Perserteppich. Die hofften, dass in Landgegenden irgend ein Bauer ihnen dafür ein Stück Butter, etwas Mehl, ein Stück Speck oder Kartoffeln geben würde. Außerdem waren da noch die professionellen Schieber, die ihren dubiosen Geschäften nachgingen. Einige versuchten, schon auf dem Bahnsteig ihre Schwarzmarktware an den Mann zu bringen. Auf den Bahnhöfen wimmelte es von Menschen. Dazwischen die Polizei, ständig kontrollierend, das Vorzeigen von Ausweisen, Taschen und Rucksäcken verlangend. Mitunter hatten sie einen oder mehrere Großschieber erwischt. Oft traf es aber einen der armen Teufel, dem dann das Wenige abgenommen wurde, was er bereits mit Verlust eingetauscht hatte.

Meine Freundin, eine gebürtige Berliner, erzählte uns in späteren Jahren, wie es ihr auf einer Hamstertour ergangen war, die sie von ihrer Heimatstadt aus unternahm. Sie war beladen mit einem Rucksack aus der ländlichen Gegend zurück gekehrt, als auch sie den Kontrolleuren in die Hände fiel. Der Rucksack wurde durchsucht und auch die Tasche, die sie bei sich trug. Als man ihr aber an den Busen wollte, der von Natur her großzügiger ausgestattet war, als es bei den meisten so jungen und schlanken Mädchen der Fall war, da wurde sie wütend. Sie schleuderte in ihrer Aufregung dem Zudringlichen die empörten Worte entgegen: „Glauben sie etwa, das ist Attrappe!?“

So kam es also, dass nicht nur die Abteile der Züge ständig überfüllt waren, sondern auch an den Außenseiten und Trittbrettern die Menschen wie Trauben hingen. Und darum sang man zu der Melodie von „Chattanooga Choo-Choo“ den Text:

Verzeihen Sie mein Herr, fährt dieser Zug nach Kötschenbroda?

Er schafft es vielleicht. Wenn die Kohle noch reicht.

Ist hier noch Platz, in diesem Zug nach Kötschenbroda?

Das ist nicht schwer, wer nicht mehr stehen kann liegt quer.

Für Geübte ist das Reisen heute gar kein Problem,

auf dem Trittbrett oder Puffer steht man bequem.

Und Dich trifft kein Fußtritt, fährst Du auf dem Dach mit,

obendrein bekommst Du noch frische Luft mit!

Aber diese Melodie muss etwas Inspirierendes an sich haben, denn Jahrzehnte später verfasste Udo Lindenberg eine neue Version und sang sie speziell für „Honni“ in der DDR.

Wir tanzten mit unseren Partnern umschlungen bei einschmeichelnder Musik. Dabei konnten wir uns sogar noch unterhalten, ohne uns die Lungen aus dem Hals zu schreien. Verstärker, die für jede heutige Band eine Selbstverständlichkeit sind, gab es damals nicht. Es war schon ein großes Ereignis, als ein Conférencier wie selbstverständlich in ein Mikrofon sprach. Nicht etwa, dass uns dieses nützliche Instrument unbekannt war, aber wer zu dieser Zeit ein solches besaß, der hielt eine Kostbarkeit in der Hand. Das Image der Kapelle wurde dadurch aufgewertet und man kam sich fast vor, als wäre man in einem mondänen Luxuslokal gelandet. Die Beleuchtung flackerte bei unseren Tanzveranstaltungen nicht in allen Farben, so wie heute in einer Disko. Sie verbreitete ein eher gleichmäßiges, weißes, meist aber mattes Licht, denn es musste ja Strom gespart werden. Dies wiederum kam den verliebt Tanzenden zu gute. In einem der Lokale war der Wirt eines Tages auf den Trick verfallen, zu späterer Stunde den Schalter zu betätigen und das Licht ein und aus zu knipsen. Vielleicht war er damit schon seiner Zeit weit voraus und hatte gar keine Ahnung davon.

Immer wieder kam es jetzt vor, dass in den Tanzsälen ein neues, männliches Gesicht auftauchte. Einige erkannte man wieder, andere waren einem fremd. Doch die meisten von ihnen gehörten ehemaligen Soldaten, die endlich aus der Kriegsgefangenschaft nach Haus entlassen worden waren - Einheimischen, oder auch den Söhnen derer, die als Flüchtlinge in unserer kleinen Stadt bereits ein neues Zuhause gefunden hatten. Bei jeder Ankunft eines Heimkehrers war die Freude groß. Von allen, die ihn, oder auch nur dessen Eltern oder Frauen kannten, wurde er begrüßt. Glückliche waren schon die Familien, die Post von ihrem Angehörigen bekamen. Somit bestand Hoffnung auf eine baldige Rückkehr. Bei etlichen war auch eine Vermisstenanzeige ins Haus gekommen. Trotzdem klammerte man sich an den Gedanken, dass der Mann oder der Sohn noch am Leben war und eines Tages zu ihnen zurückkehren würde. Nur diejenigen, die bereits den Brief „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“ in den Händen hielten, sie weinten wohl bei jedem Heimkehrer noch einmal Tränen der Trauer. Eigentlich hatten wir Sechzehnjährigen damals 1947 noch Glück. Wir brauchten in unserer Landgend keine Bombennächte durchleben und keiner der Jungen unseres Jahrgangs musste Soldat werden. Die Älteren hingegen wurden mit 18 Jahren eingezogen. Nur die Flakhelfer waren jünger. Alle sie waren gezwungen für etwas so Sinnloses zu kämpfen und noch weitere lange Jahre in der

Gefangenschaft zu verbringen. Sie waren es, die man um ihre schöne Jugendzeit betrogen, oder auch um ihr Leben gebracht hat.

Das Jahr 1947

Die Anwesenheit der Russen in unseren Orten war schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Inzwischen kannte man einige vom Hörensagen mit Namen. Es hatte sich herumgesprochen, wer von denen ein falscher Hund war und wehe, wenn man dem in die Finger geriet. Andere waren wiederum ganz feine Kerle. Auch zu meinem Vater kamen einige in die Werkstatt, wenn an ihren Fuhrwerken etwas zu richten war. Da zeigte sich wieder einer der großen Unterschiede zwischen den zwei Siegermächten: Die Amis fuhren in ihren Jeeps, und die russische Armee zuckelte mit ihren kleinen pferdebespannten Panjewagen durch den Harz. Aber sie haben damit den Krieg gewonnen. Eines Tages, als zwei Russen wegen eines Schadens an ihrem Fuhrwerk in der Werkstatt standen, kam mein Vater zu mir ins Zimmer, wo ich gerade Akkordeon spielte. Er sagte, ich solle doch einmal das Wolgalied spielen, das hätte sich einer der russischen Soldaten gewünscht. Ich stellte mich daraufhin vor das geöffnete Fenster und spielte die Melodie. Der Soldat lauschte ganz andächtig den Klängen. Wenn es sich später ergab, habe ich ihm dann jedes Mal das Lied „Es steht ein Soldat am Wolgastrand“ gespielt. Bedankt hat er sich dafür stets bei meinem Vater.

Wir Jugendlichen empfanden die Nachkriegsjahre trotz alledem als eine schöne Zeit. Wir konnten unsere Jugend, mit der damit verbundenen Sorglosigkeit und dem Optimismus, in vollen Zügen genießen. Und unser ganzes Leben lag noch vor uns. Natürlich hatten fast alle ihren bescheidenen Traum und sehnten sich nach etwas Besonderem. Die einen nach einem Paar schönen Schuhen, damit sie endlich die schon so abgelatschten Trampel in die Ecke pfeffern konnten. Die anderen schwärmten von einem ganz bestimmten Kleid, was sie gern besitzen wollten. Aber auch Schokoladenträume waren dabei. Manchmal genügte es schon, einander davon zu erzählen. Dass die Träume meistens nicht in Erfüllung gingen, damit mussten wir uns immer wieder abfinden.

Winter im Harz

Im Winter stiegen wir auf die Skier. Die schnallten wir direkt vor der Haustür an und dann ging es in die Berge zur Abfahrt, oder es war ein Langlauf durch den Wald vorgesehen. Was hatten wir für herrliche Winter in

unserem schönen Harz. Oft lag der Schnee so hoch, dass nicht nur die Hauseingänge, sondern auch die Parterrefenster frei geschaufelt werden mussten, damit wieder Licht hinein fiel. An so manchen Wintertagen wurden die schmalen Straßen mit einem Schneepflug geräumt, damit die wenigen Autos und Pferdefuhrwerke passieren konnten. Mit den Schneemassen, die somit an den Seiten aufgetürmt wurden, kamen allerdings wieder die Hausbesitzer in Konflikt, denn ihre Haustüren wurden total verschüttet. Also fand dann ein zweites oder gar drittes großes Schneeschaukeln statt, um die Eingänge wieder frei zu bekommen. Mitunter gelang es noch, einen schmalen Trampelpfad auf dem Bürgersteig anzulegen. Hinter den mannshohen Schneemauern waren oft nur die Köpfe der Passanten zu sehen. Manchmal kam es vor, dass so ein Kopf ganz plötzlich verschwand und ein wehleidiger Schrei zu hören war. Denn wusste man sofort, dass wieder einer auf seinem wertvollen Hinterteil gelandet war. Der Schnee hat ja die Eigenschaft, mitunter verdammt glatt zu sein. Andererseits war er immerhin doch so weich, dass nur in seltenen Fällen größere Verletzungen die Folge waren.



Ein Mann aus unserem Ort hat es allerdings zu einem Extremfall gebracht. Wieviel Spöttelei musste er deshalb über sich ergehen lassen. Er gab ein gutes Beispiel ab für das bekannte Sprichwort „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“. Dabei war er doch nur wie so viele andere auch auf dem glatten Untergrund ausgerutscht. Aber er hatte sich dabei

nicht etwa ein Bein oder einen Arm gebrochen, was in der Regel Bedauern hervorgerufen hätte - nein, dieser Pechvogel hatte es doch tatsächlich fertig gebracht, sich ein Ohr zu brechen!

Es gab schneereiche Winter, da brauchten wir, wenn wir mit unseren Skiern hinaus fahren, an den Ortsrändern keine Rücksicht auf die eingezäunten Grundstücke der Anlieger zu nehmen. Denn alle Zäune, die jedes Eigentum in einer Höhe von mindestens 1,30 Meter umschlossen, waren unter der Schneedecke begraben. Wir konnten mühelos darüber hinweg gleiten und auf schnellstem Wege in die freie Natur gelangen.

Am späten Nachmittag kamen wir durchgefroren und müde nach Haus zurück. Wir hatten einen anstrengenden, aber herrlichen Tag verlebt. Ein ganz besonderes Bedürfnis war es dann, die nassen Füße, die im Laufe der Zeit zu Eis erstarrt waren, in einem warmen Bad aufzuwärmen. Abends gab es noch als besonderes Vergnügen die Rodel- oder Bobfahrten. Verschiedene Straßen eigneten sich dazu, aber wir blieben in unserer Nachbarschaft und fuhren auf der Nordhäuser Straße. Mit viel Spaß und Allotria zog man die Schlitten und Bobs nach oben, und dann ging es mit Karacho die lange Fahrbahn herunter, bis über die Bodebrücke. Keinem Auto kam man dabei in die Quere. So war das früher.



Der Winter sorgte in unserem Ort aber noch für eine andere Attraktion. Das waren die herrlichen Schneefiguren! Seit Jahren fanden in vielen

Harzorten, so auch in unserem, Wintersportfeste statt. Aus diesem Grunde hatte der damalige Bürgermeister Quehl, der fast 14 Jahre lang bis zum Nationalsozialismus das Oberhaupt unserer Stadt war, zum Bau der Skulpturen aufgefordert. Durch den Ausrufer, der mit seiner Klingel durch die Straßen zog, ließ er der Einwohnerschaft verkünden, dass sie doch möglichst zahlreich ihren künstlerischen Ambitionen freien Lauf lassen sollten. Der Grund für diese friedliche Mobilmachung bestand nicht allein darin, den Ort durch diese Kunstwerke zu verschönern, sondern in erster Linie, um Fremde und Neugierige anzulocken, die dann auch einige ihrer Groschen im Ort lassen sollten.

Die Resonanz war erstaunlich. Talente, die bisher ungeahnt in vielen geschlummert hatten, kamen jetzt förmlich mit Urgewalt zum Ausbruch. Alt und Jung fühlten sich dieser Aufgabe gewachsen, und stürzten sich mit Eifer in die Schneemassen, um aus diesem von der Natur so reichlich gespendeten Material die schönsten Figuren zu modellieren. Ein ganzer Gesangverein, der sich „Germania“ nannte, begab sich gemeinsam an die Arbeit, um vor seinem Stammlokal eine vier Meter hohe „Schneegermania“ zu errichten. Sie schoben die Massen zusammen, brachten sie mit Wasser in Form und bearbeiteten sie mit großen Fleischermessern. Als das Werk vollendet war, hielt die erbaute Germania sogar die Krone aus Schnee in der rechten Hand ihres ausgestreckten Armes. Sie haben dafür den 2. Preis bekommen. Ein Knusperhäuschen mit Hänsel und Gretel stand vor dem Hotel Kronprinz.



Vor einer Schlachterei hatte sich ein Ochse gemächlich niedergelassen. Hirsche waren zu sehen, die geruhsam liegend, mit hoherhobenem Kopf den staunenden Menschen ihr stolzes Geweih präsentierten. Den dritten Preis bekam der Förster des Ortes. Der hatte sich selbst, mit seinem Hund und dem Gewehr auf dem Rücken, vor seinem Haus dargestellt. Das Gewehr war sogar in all seinen Feinheiten ganz exakt nachgearbeitet. Den ersten Preis bekam ein Vater, der seinen Sohn auf dem Schlitten als Modell genommen hatte. Der Junge saß nun aus Schnee geformt, als naturgetreues Abbild seiner selbst, auf einem Schneerodelschlitten vor dem elterlichen Haus.

In späteren Jahren verebte die rege Beteiligung allmählich. Nur einer, unser wohl begabtester Künstler Otto Heyder, auch Putz-Otto genannt, hielt die Tradition aufrecht. Manchmal half ihm auch sein Bruder Kurt dabei. Vor ihrem Elternhaus auf dem Gänsemarkt und vor dem Rathaus entstanden dann bewundernswerte Figuren. Ein langes Leben war diesen mit soviel Liebe gebauten Kunstwerken leider nicht beschieden. Kamen Sonne und Tauwetter, tropften sie vor sich hin, bis sie als trauriges Etwas zu Schneewasser zerflossen. Aber solange Kälte herrschte und sie in ihrer vollen Pracht dastanden, wurden sie von Fotografen wie Superstars belagert. Und diese Fotos blieben uns erhalten.



Eine dieser Schneepastiken fand besonderes Aufsehen. Sie war nach der Benneckensteiner Ortssage geformt, die da heißt:

*Wenige Hütten erst standen im Tal,
viel riesige Fichten im Walde.
Da ging, schwere Last auf dem Rücken einmal
nach den Hütten einst eine Alte.*

*Mit Eiern, Käse und Butter bepackt,
der Erwerb einer sauren Woche,
hat sie den Weg durch den Wald gewagt
Doch sie seufzt ob ihrem Joche.*

*Und um zu stärken die müden Glieder
und auszuruhen die brennenden Sohlen,
lässt sie auf einen Stein sich nieder,
erschöpft, sich dort zu erholen.*

*Trüb war der Tag, rings tiefe Ruh',
dicht feuchter Nebel auf der Erde.
Da fällt der alten die Wimper zu,
sie träumt von fetter Gänseherde.*

*Da streift im Wald ein Jägersmann,
ein junges und frohes Blut;
der sah die Alte als Ruhestein an
und dacht': Hier ruht sich 's gut.*

*Nichts ahnend, da sich nichts geregt,
setzt er sich sinnend auf die Alte.
Doch diese, unsanft aufgeweckt,
zog auf der Stirn die Unmutsfalte.*

*Der Jäger, ahnungslos, erschrak
und stammelte ein Verzeih 'n.
Entrüstet doch die Alte sprach
die Worte: „Benn- eck- en - Stein?“*



In den heutigen Wetterberichten bezeichnet man 10°C Minus schon als klirrende Kälte. Wir im Harz mussten früher mitunter das Dreifache ertragen. Im Winter 1954/55 hielt diese Temperatur sechs Wochen lang an.

Wir gingen nicht nur warm angezogen mit Mütze und Handschuhen heraus, sondern schlangen uns auch noch ein dickes Tuch so über das Gesicht, dass nur noch ein Schlitz für die Augen offen blieb. Vor den Fenstern in den Wohnräumen wurden dicke Wolldecken angebracht. Die sollten verhindern, dass die Eiseskälte von den dick zugefrorenen Scheiben zu sehr nach innen strahlte. Den Tisch, an dem man saß und seine Mahlzeiten einnahm, schoben wir ganz dicht an den Ofen. Nur so war diese lang anhaltende Kälte in den Häusern durchzustehen. Hätten wir außer Holz genügend Kohle zum Heizen der Öfen gehabt, wäre es für uns nicht ganz so schlimm gewesen. Aber auch sie war Mangelware. Als Ersatz gab es meistens nur Kohlengruß, groben Kohlenstaub. Füllte man damit einen Ofen nach, benötigte das viel Gefühl.

War man zu schnell, konnte es geschehen, dass man damit das Feuer erstickte. War das der Fall, na mein Lieber, dann hatte man die schönste, schwärzeste Schweinerei in der Küche oder im Wohnzimmer!

Es war dann nicht nur die Kälte, die sich langsam aber sicher in die Räume einschlich. Da waren noch die Teufel jeder Hausfrau: Die Asche und vor allem der schwarze Staub, die auch bei noch so vorsichtigem Hantieren durch die Räume schwebten und selbst vor den schönsten, kostbarsten Möbeln und Sitzgarnituren keinen Respekt zeigten. Unabwendbar ließen sie sich auf all dem gehüteten Stolz der Eigentümer nieder. Trotzdem: Nach der langjährigen Entbehrungszeit konnte uns so leicht nichts mehr erschüttern. Wir jammerten zwar und lamentierten, wie es wohl jeder in solch einem Fall tat, machten dabei aber alles wieder gewissenhaft sauber und waren froh, wenn das neu angezündete Feuer endlich wieder seine Wirkung zeigte.

Die Trachtengruppe

Eine alte Tradition war wieder zu neuem Leben erwacht. Unsere Trachtengruppe, die seit Kriegsende nicht mehr bestand, hatte sich nach über 1½ Jahren wieder zusammengefunden. Viele Orte im Harz hatten ihre eigene kleine Gruppe. Doch die Benneckensteiner Gruppe war die Älteste und Berühmtere. Weit über die Grenzen des Harzes war sie bekannt. Schon lange Zeit vor dem Krieg machte sie der Rundfunk mit seinen Übertragungen populär. Fast wöchentlich wurde für „die Fremden“ meistens KDF (Kraft durch Freude), die in unserem Ort und in den umliegenden Nachbargemeinden zur Erholung waren, ein Heimatabend veranstaltet. Aber auch in ferneren Städten wie Magdeburg, Berlin und sogar im Ausland war unsere Benneckensteiner Trachtengruppe gefragt. Während des Krieges gab es noch Sondervorstellungen für verwundete und genesende Soldaten.

Seit meinem achten Lebensjahr war ich dabei. Genauer gesagt, seit dem Tag, als der Kurdirektor unseres Ortes zu meinen Eltern kam und fragte, ob sie erlaubten, dass ich der Gruppe beitrete. Er meinte, dass ich eine Bereicherung sei, weil ich doch noch so klein wäre und schon so gut Akkordeon spielen könne. Auch ich wurde gefragt. Aber wer sagt schon nein, wenn man zu einer Zeit, in der man an normalen Abenden schon längst ins Bett verfrachtet wurde, noch etwas so Interessantes erleben konnte?! Es wurde abgesprochen, dass meine Auftritte alle in die erste Hälfte bis zur Pause um 21 Uhr fallen sollten, damit meine Nachtruhe gesichert war. Mit dabei war auch die zwei Jahre ältere kleine Jodlerin Edith. Unter diesem Namen wurde sie in den Radiosendungen in ganz Deutschland bekannt.

So saß meine Mutter dann an den Abenden immer unter den Zuschauern, während Edith und ich, beide eingehakt, auf der Bühne schunkelnd vor der Gruppe standen, und mit ihr gemeinsam die Heimatlieder sangen. Wenn mein Solo an der Reihe war, stellte man mich, damit mich auch alle sehen konnten, auf einen Stuhl vorn auf die Bühne. Obwohl ich das allein gekonnt hätte, war mir stets ein junger Mann aus der Gruppe beim Hinaufsteigen behilflich. Nun in guter Sichthöhe spielte ich dann im Laufe der ersten Halbzeit zwei oder drei unserer Heimatmelodien. Bald jodelte ich mit Edith gemeinsam im Duo und dann auch allein. Ich war also voll aktiv dabei. Hatten wir Veranstaltungen in anderen Ortschaften, stand nach der Pause stets ein Taxi bereit, das Edith und mich mit unseren Müttern nach Haus fuhr. Unser Honorar war innerhalb des Ortes 0,35 RM, außerhalb 0,50 RM . Aber darauf kam es uns ja gar nicht an. Uns machte es ganz einfach Spaß, dabei zu sein. Hinzu kam der Applaus, den man uns spendete, und am nächsten oder übernächsten Tag stand dann ein Artikel in der Zeitung, der unsere Darbietungen besonders herausstrich. Ohne eitel gewesen zu sein, hat es mich doch jedes Mal gefreut, wenn mein Name und noch so einiges dabei zu lesen war.

Es kam der Sommer 1944. Ich war in den Ferien in Trautenstein bei meinen Großeltern und es war die Zeit der Heuernte. An diesem Tag war eine Wiese zu bearbeiten, die weit ab und nur durch unwegsame Waldwege zu erreichen war. Nach dem Mittagessen, das meine Oma wie immer aus ihrer Kiepe hervor gezaubert hatte, wollten wir gerade wieder mit dem Heuwenden beginnen, als wir plötzlich auf ein seltsames und sich näherndes Geräusch aufmerksam wurden. Wir schauten uns fragend an. Keiner wusste, was da so die Stille störte. Dann aber sahen wir, wie sich ein Lastwagen über einen schmalen unwegsamen Pfad durch die letzten Tannen des Hochwaldes quälte. Auf unserer Höhe blieb er stehen. Eine einzelne Person löste sich von ihm und kam auf uns zugelaufen. Es war meine Mutter! Über dem Arm trug sie

meine Benneckensteiner Tracht. Das Akkordeon, das ich an diesem Tag nicht mit auf der Wiese hatte, befand sich schon auf dem Lastwagen. Beides hatte sie aus dem verschlossenen Haus meiner Großeltern herausgeholt, nachdem sie sich durch ein unverriegeltes, schmales Fenster gezwängt hatte. Vom Laster winkten mir die Mitglieder unserer Trachtengruppe zu. Ein kurzfristig angesagter Termin in Alexisbad war die Ursache.

Ja, und dann ging es im Tempo. Meine Mutter half mir hinter einem Heuhaufen so schnell wie möglich in die Tracht. Zuerst die weiße Bluse, es folgten der blaugestreifte schwarze Rock mit dem Mieder. Darüber kam ein mit Blumen besticktes Tuch und die dazu passende weiße Dirndlschürze vor den Bauch. Schnell noch die weißen Kniestrümpfe übergestreift und schon ging es in die Schuhe hinein. Als wir auf den Laster aufstiegen, hatte der inzwischen gewendet und konnte somit ohne längere Verzögerung die Rückfahrt antreten. Wir wurden tüchtig durchgeschüttelt, bis das Auto endlich wieder eine normal befahrbare Straße unter den Rädern hatte. Dieser ganze Aufwand galt verwundeten Soldaten, die in Alexisbad in einem Lazarett ihrer Heilung entgegen sahen. Bevor ich mich zu den anderen auf die Terrasse - unsere Bühne - stellen konnte, musste ich erst die Toilette aufsuchen, um den Schmutz von der Wiese abzuwaschen, die Haare noch kämmen und die Schleife darin frisch einbinden. Danach stand unserem Auftritt nichts mehr im Wege. Vor uns in einer parkartigen Anlage saßen an die hundert oder noch mehr genesende Soldaten, denen wir mit unserem Gesang und Tanz einen heiteren Nachmittag bereiten sollten.

1946 wurde mit Erfolg um alte und neue Mitglieder geworben, so dass die Trachtengruppe ihre Übungsabende wieder aufnehmen konnte. Dank der guten Führung ihres großartigen Chorleiters, Herrn Beyer, hatte sie bald wieder das Niveau der früheren Jahre erreicht. Somit war eine alte Tradition, die längere Zeit hatte ruhen müssen, wieder zu neuem Leben erwacht. Auch ich war begeistert, wieder dabei sein zu dürfen. Und nun war ich auch alt genug, um ohne mütterliche Aufsicht am gesamten Programm teilzunehmen. Oft fuhren wir zu Aufführungen in entfernter gelegene Orte. Waren die Transportmittel auch nicht luxuriös zu nennen, Honorare gab es zu der Zeit keine, fehlte es uns nie an Begeisterung. Alle waren mit Lust und Liebe bei der Sache. Auf dem Lastwagen reichten manchmal die Bänke nicht aus, so dass man sich gegenseitig festhalten musste, um die Kraterlandschaft unserer damaligen Straßen heil zu überstehen. Nahm der Fahrer eine scharfe Kurve besonders schnittig, konnte es geschehen, dass wir alle übereinander purzelten. Das war dann eine besonders lustige Einlage. Allerdings genossen wir auch ein paar Mal die Bequemlichkeit eines Omnibusses.



Eine Fahrt wird mir stets besonders in Erinnerung bleiben. Den Ort unseres Auftritts habe ich zwar vergessen, aber es war in der Zeit der Fliederblüte. Die herrlichen Dolden mit dem wunderschönen Duft sah man dort, wohin man schaute. Bei uns im Hochharz war das Klima zu rau, um solche Fliederbäume gedeihen zu lassen. War es da ein Wunder, dass wir während unserer Pause alle bis zum nächstliegenden Ende des Ortes liefen, wo dicht beieinander Baum an Baum stand, beladen mit lila und weißer Blütenpracht! Das notwendige Dämmerlicht für unser Vorhaben hatte sich schon eingestellt.

Da wir höchstens zehn Minuten Zeit hatten, war Eile geboten. Und in dieser Situation entfaltete sich bei allen eine sonst verborgene kriminelle Ader. Sie ließ unsere ganze Erziehung samt Moralvorstellungen in den Hintergrund treten. Kurz gesagt: Wir klauten alles, was uns in der kurzen Zeit erreichbar war. Die jungen Männer kletterten auf die Bäume, rissen Zweige ab und wir Mädchen rafften unten alles zusammen. Damit zurückgekehrt, warfen wir die ganze Blütenpracht auf unseren Lastwagen, der uns wieder nach Benneckenstein zurückbringen sollte. Dann war es auch schon höchste Zeit, um mit den unschuldigsten Gesichtern den von uns so beraubten Einwohnern die zweite Hälfte unserer Darbietungen vorzutragen.

Erst kurz vor unserer Abfahrt konnte ich feststellen, dass die einheimischen Jungen ebenfalls zumindest einen Baum geplündert hatten. Ganz sicher aber an einer anderen Stelle, denn wir waren uns nicht ins Gehege gekommen. Die Vorführung war beendet. Unser Publikum hatte uns „Akteure“ mit viel Applaus bedacht. Nun standen wir vor der Tür des Wirtshauses und wollten wieder auf unseren Laster klettern, als ich gerufen wurde. Zu meinem Erstaunen führte man mich vor eine Schar von etwa 10 Jungen aus dem Dorf. Die standen ziemlich verlegen da, aber sie wollten mir unbedingt einen Strauß Flieder überreichen! Es war der größte Fliederstrauß, den ich je gesehen hatte. So etwa einen Meter war er hoch, und ich konnte ihn kaum umfassen. Genau so verlegen wie ich ihn überreicht bekam, habe ich ihn entgegen genommen. Und mächtig gerührt war ich außerdem. Wer kann sich da nicht mein schlechtes Gewissen vorstellen? - Schließlich hatte ich doch in der Pause tüchtig mit geklaut.

Es war nach der Wende, als ich 1990 zum ersten Mal an einem unserer Klassentreffen teilnehmen konnte. Mit meiner lieben Bruni Beyer tauschte ich so manche Erinnerung über unsere schöne Zeit in der Trachtengruppe aus. Hatten wir doch so einige Jahre gemeinsam im Duo gesungen. Plötzlich lachte sie und fragte: „Weißt du noch, ehe wir alle auf die Bühne gingen, hast du immer jemanden gefragt, hast du mal eine Zigarette für mich? Dann kann ich besser jodeln!“ Mir war diese Unart entfallen, nun aber wieder voll in mein Bewusstsein gekommen, und jetzt lachten wir gemeinsam darüber. Gleichzeitig kam mir noch eine Erinnerung: Ich stand als Braut neben meinem frisch angetrauten Ehemann vor dem Altar. Plötzlich hörte der Pfarrer auf zu predigen, stand nur ganz ruhig mit gefalteten Händen vor dem Bauch da. Und in diese Stille hinein erklangen die Stimmen der Trachtengruppe, die auf der Empore vor der Orgel, für mich unsichtbar stand und uns ein Lied darbrachte. Dazu kam noch ein Solo, das unser Gitarrist mit seiner schönen Stimme sang. Ich war überrascht und gerührt, denn ich gehörte ihr damals schon seit zwei Jahren nicht mehr an.

Die Sowjetzone

Aber das Leben bestand nicht nur aus Lachen, Tanzen, Singen und Musik. Es wurde auch für die Zukunft etwas getan. Die spielte sich für mich in einem Büro ab, und nannte sich kaufmännische Lehre. Dazu gehörte auch jede Woche einmal der Gang in die Berufsschule. Hier ging es legerer zu, als in meinen letzten Schuljahren. Wir brauchten nicht mehr strammzustehen und zackig „Heil Hitler“ zu schreien. Mit „Freundschaft“ grüßten die jungen Pioniere und wir sagten wieder „guten Tag“ und „auf Wiedersehen“.

Wir hatten einen Lehrer, wie sich Schüler keinen besseren wünschen konnten. Er war so Ende Dreißig und zum Glück für uns zeitig genug aus der Gefangenschaft entlassen worden. Wie er über unser Regime dachte, ahnten wir nur. Er hat nie seine eigene Meinung mit uns erörtert. Daraus konnte man schließen, dass er kein Freund des neuen Systems war, in dem wir leben mussten. Das war jedoch kein Hinderungsgrund, dass wir für das neu hinzugekommene Fach „Gegenwartskunde“ die erstaunlichsten politischen Themen bekamen - von den oberen Schulbehörden vorgeschrieben - um darüber lange Aufsätze zu schreiben. Unter anderem hieß die Überschrift des einen: „Die Kultur, die uns die Sowjetunion brachte“. Unwillkürlich dachte man dabei an die russischen Soldaten, die einfache Glühbirnen als Wunder der Technik betrachteten. Oder an diejenigen, die in einem Klobecken einen hervorragenden Platz zum Kartoffeln säubern gefunden hatten und sich wunderten, als mit Betätigung der Spülung die Kartoffeln hinwegbrausten. Für diese stand fest: „Das ist Sabotage!“

Mit der Ideologie ist es eine vertrackte Sache. Da hatten wir nun all die Jahre in der Schule eingetrichtert bekommen, dass unser Führer Adolf Hitler der absolut Größte ist und dass der Nationalsozialismus der einzig wahre Weg zum Glück des deutschen Volkes bedeutet. Nun mussten wir total umdenken, alles bisher Gelernte verdammen und nur noch von den großen Vorzügen des Kommunismus schreiben. Es lebe der geniale Genosse Stalin! Im Kino waren in den Wochenschauen immer wieder die glücklichen russischen Arbeiter zu sehen, wie sie hingebungsvoll und voller Eifer, meist lachend und singend auf den Kolchosen arbeiteten. Uns wurde verkündet, dass wir eines Tages, Dank des Sozialismus und unseres Fleißes, auch so glücklich sein würden. Das klang wunderbar! Aber wer daran nicht so recht glauben konnte, war schon wieder gezwungen, seine Gedanken für sich zu behalten. Jetzt war es nicht mehr die Gestapo, sondern die Stasi, die jedem Zweifler argwöhnisch auf den Mund schaute. Froh, dass wir nun eine Diktatur endlich hinter uns hatten, waren wir prompt, so mir nichts dir nichts, statt in die Freiheit, in eine weitere hineingeschlittert.

Wenn ich bisher die politischen Missstände beschrieben habe, sollte ich auch einige Jugendsünden nicht vergessen. Zigaretten, so teuer sie auch waren, in der Berufsschule machten sie stets ihre Runde. In den Pausen wurden sie entzündet und herumgereicht. Jeder nahm einen oder zwei Züge, und übergab sie an den nächsten weiter. Wir Mädchen kamen uns dabei verwerflich, sündig und doch so mondän vor. Denn in allen bekannten Filmen hielt die Heldin in dramatischen Situationen, oder auch zum Kokettieren, so einen Glimmstängel in der Hand.

Die Währungsreform

Im Juni 1948 war die Währungsreform in Westdeutschland, und die RM (Reichsmark) wurde durch die DM (Deutsche Mark) ersetzt. Die alten Banknoten waren abzuliefern und die Bankguthaben anzumelden. Die Erstausrüstung pro Kopf betrug DM 60, die für RM 60 zu tauschen waren. Der Rest des Bargeldes und Bankguthabens wurden bis zu einer bestimmten Menge im Verhältnis 1:10 umgetauscht. Wer also vorher stolze 1000 Mark auf seinem Sparbuch vorweisen konnte, dem waren jetzt nur noch 100 Mark darauf geblieben. Mit der Reform im Westen waren aber auch über Nacht, als hätte nur ein „Simsalabim“ genügt, die Schaufenster und Läden wieder mit Waren gefüllt. Und diese wurden zum Verkauf gegen die „harte“ Währung angeboten. Selbst Luxusartikel wie Kaffee, Kakao, Tabakwaren, sogar Bekleidungsstücke und Schuhe waren plötzlich vorhanden. Erst viel später habe ich gelesen, dass den Geschäftsleuten kurz vor der Währungsreform angeboten wurde, an legalen Stellen diese Großeinkäufe zu tätigen. Allerdings stellten sie diese bisher nicht vorhandene gute Ware erst an dem Tag aus, wo sie gewiss waren, dass sie dafür auch gutes Geld erhalten würden. Mit den nun wieder gefüllten Läden fand der Schwarzhandel im Westen sein Ende.

Etwas später mussten auch wir in der Ostzone unsere RM eintauschen. Doch wir bekamen keine DM West, sondern die Ostmark und nur 40 Mark Kopfgeld. Den Rest des Geldes bekamen auch wir im Verhältnis von 1:10. Allerdings hatte hier wohl einer vergessen „Simsalabim!“ zu sagen. Denn trotz der neuen Währung boten unsere Läden auch weiterhin den gewohnt öden Anblick. Von den Waren, die es im Westen Deutschlands gab, war hier keine Spur. So hatte also der Westen seine DM und wir im Osten unsere Ostmark. Eigentlich eine logische Sache. Doch zwischen diesen beiden Währungen bestand ein ganz erheblicher Unterschied. 10 Mark Ost waren im Westen nur DM 1,- West wert. Selbst in den achtziger Jahren bekam man für 100 Ostmark nur DM 20,- beim Umtausch auf den Banken im Westen Deutschlands. Dieser Tausch war aber von der Regierung des Ostens verboten. Wurde er doch getätigt, so handelte es sich in diesem Fall stets um Geld, das in den Westen geschmuggelt wurde. Tauschte man aber in der DDR West- gegen Ostmark, was nur Bewohnern des Westens mit legitimer Aufenthaltsgenehmigung gestattet war, - später mussten sie es - wurde 1 : 1 umgerechnet. Der Staat hatte diese Devisen als Gewinn und freute sich darüber.

Das Schaufenster - der Westen

Es kam die Zeit, in der außer der Auswanderung in den Westen auch die legalen Besuche bei den westlichen Verwandten und Bekannten stattfinden konnten. Ab 1949 konnte man eine Besuchserlaubnis „nach drüben“ beantragen. Wer eine solche erhielt, brauchte nicht mehr schwarz über die Grenze zu gehen, sondern passierte sie ganz legal mit dem Zug. Natürlich rollte der Zug erst hinüber, nachdem die Fahrgäste gründlich kontrolliert waren. Nicht nur die Taschen und Papiere wurden durchgesehen, auch der Geldbetrag wurde notiert, denn diese Summe musste auf der Rückfahrt wieder mit der Eintragung übereinstimmen. So wurde oft an allen möglichen und unmöglichen Stellen Ostgeld versteckt, das man auf den westdeutschen Banken gegen DM eintauschen konnte, um wenigstens etwas Bargeld in der Hand zu haben. Trafen die Besucher dann wieder zu Haus ein, war es kaum zu fassen, was sie alles aus ihren Taschen und Koffern auspackten. Richtiger Pfeffer war dabei, die schönsten Halstücher, das Stück nur für 50 Pfennig, Tee, sogar Dosen mit Hering in Tomatensoße. Da lief einem das Wasser im Munde zusammen. Zigaretten, Schokolade, Kakao und „Bohnenkaffee“!

Alle diese Kostbarkeiten hatten sie allerdings zumeist nur der Großzügigkeit ihrer Gastgeber zu verdanken. Oft kamen noch deren Nachbarn und Freunde, um ihr Scherflein beizutragen und den „Armen aus der Ostzone“ zu beschenken. Nur ganz wenigen war es möglich, sich durch irgendwelche Tauschgeschäfte ein paar DM zu beschaffen. Außerdem war der Besitz dieses Geldes in der Ostzone bei hoher Strafe verboten. Waren solche Besucher von ihrem Ausflug zurück, kamen alle Verwandten und Bekannten, um die mitgebrachten Schätze zu bewundern. Vielleicht kam auch so mancher in der Hoffnung, dass von dem Reichtum etwas abfallen würde. Dann saßen sie und lauschten den Berichten der Zurückgekehrten so andächtig wie Kinder, denen von der Oma ein Märchen erzählt wird. Richtige Eimer und Kochtöpfe gab es dort. Kleider, gearbeitet nach der neuesten Mode, waren in den Schaufenstern zu sehen. Ach, und dann die herrlichen Stoffe! Berge von Ballen lagen da mit den tollsten Mustern. Echte Lederschuhe waren zu bestaunen. Allein von dem Betreten dieser Geschäfte zu berichten, war schon ein ganzes Märchen für sich allein. Dann war da ganz realistisch der tolle Pulli, der die Runde von Hand zu Hand machte. Von allen wurde er befühlte. „Diese Qualität, so weich und der schicke Schnitt“ ... Mit ehrfürchtigem Staunen oder auch mit einem bisschen Neid wurde er der stolzen Besitzerin wieder zurückgereicht.

Sogar ein neues Wundermittel gab es dort. Es nannte sich „Pril“. Man brauchte nur einen Tropfen davon in das Abwaschwasser zu tun und kein Schmier- oder Fettrand blieb an der Abwaschschüssel zurück. Das vollkommen rein gespülte Geschirr ließ man einfach zum Ablaufen stehen und ersparte sich somit das Abtrocknen. Später konnte es dann sauber und trocken in den Schrank geräumt werden. Alle Hausfrauen denen es vergönnt war, Pril zu benutzen, hatten es ins Herz geschlossen. Aber ein Witz setzte dem die Krone auf. Man erzählte sich, dass ein Russe, ein Amerikaner und ein Deutscher zusammen saßen. Der Russe sagte: „Wir haben Waffen, die treffen ein Ziel mitten in Deutschland!“ Der Amerikaner sagte: „Wir haben Raketen, die fliegen von Amerika bis Moskau!“ Wie sollte da der Deutsche mithalten, denn bei uns war die Wehrmacht und der Besitz jeder Waffe verboten. Dennoch übertraf er beide, als er sagte: „Das ist alles gar nichts. Wir haben Pril. Ein Tropfen genügt!“

Die neue Regierung

Zu den Porträts von Stalin, Pieck und Grotewohl hatte sich noch ein anderes gesellt. Darauf war ein Haupt mit einem spärlichen Haarkranz zu sehen. Dann kamen zwei Augen, die mit kumpelhafter Kameraderie das Arbeitervolk anlächelten. Unterhalb des Mundes endete dieses Gesicht mit einem Spitzbart. Ein Stück von Kragen und Jackett war noch zusehen, dann konnte man in großen Buchstaben darunter den Namen „Walter Ulbricht“ lesen. Es war klar ersichtlich: Das war der kommende Mann. Pieck und Grotewohl hatte man dem Volk präsentiert, damit es nicht auf die Idee kam, etwa führerlos zu sein. Doch jetzt hielt man die Zeit für reif, um die in Russland geschulte erste Garde des Kommunismus, dazu gehörte Ulbricht, den Menschen in der „Sowjetisch besetzten Zone“ zu präsentieren. So gab man sich auch rechte Mühe, die beiden ersten Volksvertreter auf möglichst gute, aber auf die schnellste Art abzuservieren. Das Volk wurde nicht befragt. Das wusste sowieso nur, dass Ihr Ziel „Sozialismus“ hieß.

Ach, was war das für ein Ohrenschmaus, als die erste Rede von Walter Ulbricht im Radio übertragen wurde. Man hörte erst einmal ganz gebannt hin. Kaum zu glauben, dass dies die Stimme unseres ersten Staatsmannes sein sollte, die da in einer zu hohen Stimmlage im schönsten sächsischen Dialekt den Genossen – das waren wir, das Volk - die Werte unseres Arbeiter- und Bauernstaates pries. Er hob hervor, welches Glück jedem beschieden sei, unter der Obhut der starken Sowjetunion und des großen Führers Stalin leben zu dürfen. Seine Rede wurde in einfacher, fast primitiver Ausdrucksweise gehalten, so, als würde ein 10-Jähriger ein Referat halten. Ja, und nach dem

ersten Staunen fing man an zu grinsen oder gar zu lachen. Doch nach genauer Überlegung gab es da überhaupt nichts zu lachen. Wenn man bedachte, dass in den Händen dieses Mannes, einem Fanatiker und Hörigen Stalins, unsere Zukunft liegen sollte... Trotz seiner fast naiv wirkenden Loyalität auch dem einfachsten Menschen im Volk gegenüber, war er ein gefährlicher Mann.

In unseren Städten und Dörfern waren nun auch seine Porträts neben all denen unserer anderen großen Vorbilder zu sehen. Dazwischen waren die roten Transparente, auf denen die Parolen in großer Schrift aufgedruckt waren, und alles war noch mit roten Fahnen geschmückt. Kurz, wohin der Blick auch ging, man sah auf die großen Genossen Stalin und Ulbricht, und man sah „Rot“! Alles ging jetzt nach Plan. Jeder bekam sein Plansoll auferlegt. Jeder wurde aufgefordert, immer noch etwas mehr und schneller zu arbeiten - was bei dem Materialmangel oft gar nicht so einfach war. „Denn nur so können wir den kapitalistischen Westen, den Feind des Arbeiter- und Bauernstaates noch schneller überflügeln, um dann im Sozialismus im höchsten Wohlstand und Frieden glücklich zu leben.“ In diesem Sinne lauteten die Parolen auf den großen Transparenten.

Ein Auserwählter hatte es dann, Dank seiner Mitarbeiter, als erster geschafft, sein Soll um das Vielfache zu erfüllen. Es war der Bergmann Adolf Hennecke. Der Name ist noch heute ein Begriff. Für seine Leistung wurde er zum „Aktivisten“ und „Held der Arbeit“ ernannt. Daraufhin wurde er als leuchtendes Vorbild für alle im Osten lebenden Menschen auf politischen Veranstaltungen, über Radio und in Wochenschauen vorgestellt. Er wurde so gefeiert, dass er ganz sicher über Wochen oder gar monatelang nicht mehr zum Arbeiten kam. Eines unserer drei Hühner legte besonders viele Eier. An manchen Tagen sogar zwei statt eins. Für seine Überproduktion bekam es von uns den ehrenvollen Namen „Hennecke“.

Wie haben wir uns gefreut, als das erste Päckchen von Verwandten aus dem „Westen“ kam. Ein halbes Pfund Kaffee, eine Tafel Schokolade und für Vater ein Päckchen Zigaretten. Die Sachen wurden auf dem Tisch aufgebaut wie Weihnachtsgeschenke unter dem Tannenbaum. Wir wussten, dass der Absender selbst knapp bei Kasse war. So kurz nach der Währungsreform musste jeder mit dem Pfennig rechnen und konnte noch lange nicht alles kaufen, was da so verlockend in den Läden angeboten wurde. Auch wenn er es noch so sehr brauchte. Unsere Dankbarkeit war groß. Nur revanchieren konnten wir uns nicht. Geld hätten wir schicken können, aber einmal war das verboten, und im Westen war damit auch nicht viel anzufangen. Das war unser Pech.

Der Holzvergaser

Obwohl mein Vater inzwischen noch drei Gesellen, die aus dem Krieg heimgekehrt waren und zwei Lehrlinge eingestellt hatte, war die Arbeit kaum zu schaffen. Jetzt kam es aber auch vor, dass Lastwagen auf den Hof fuhren, deren schon ziemlich ramponierte Pritschen durch neue ersetzt werden sollten. Für einige dieser Fahrzeuge wurde noch extra ein Aufsatz bestellt, damit sie auch zur Personenbeförderung dienen konnten. Hierbei handelte es sich um einen Aufbau mit Fenster, der auf die Ladefläche aufgesetzt wurde. Zur Abdeckung wurde eine Plane darüber gezogen. Die nötigen Sitzbänke aus Holz kamen noch hinzu und mit viel Phantasie konnte man sich dann vorstellen, dass es kein LKW mehr war, sondern ein seltsamer Omnibus.

Bei diesen umgebauten „Buslastern“ mussten die Fahrgäste hinten über eine herunter geklappte Leiter auf die Ladefläche aufsteigen. War das geschehen, wurde die Leiter wieder hoch geklappt, die Ladeklappe nach oben geschwungen und an den Seitenwänden befestigt. Empfindliche Passagiere, die sich so einem Gefährt anvertrauten, brachten sich ein Sofakissen mit, das sie fürsorglich auf ihren Sitzplatz legten, ehe sie sich darauf niederließen. Aber ob mit oder ohne Kissen, alle wurden erbarmungslos durchgeschüttelt, wenn sich der Wagen auf den Straßen durch die Schlaglöcher seinen Weg bahnte. Waren allerdings Güter zu befördern, konnten der Aufsatz und die Bänke ohne weiteres, wenn auch mit einiger Mühe und Kraftaufwand, abgenommen werden und somit stand wieder ein einsatzbereiter Lastwagen zur Verfügung. Eines dieser Fahrzeuge bedachte der Volksmund mit dem Kosenamen „Schneewittchen-Sarg“.

Früher, vor dem Krieg, kam es öfter vor, dass ein PKW in die Werkstatt meines Vaters gefahren wurde. Die Karosserien bestanden damals noch aus Holz. Waren diese defekt, wurden sie hier repariert oder total erneuert. Diese Wagen kamen meistens über die Firma Hartmeyer, einer örtlichen KFZ Werkstatt mit Opelvertretung, die in der Bahnhofstraße ihren Sitz hatte. Zu dieser Werkstatt gehörte noch eine Fahrschule und ein Fuhrbetrieb. Omnibusse, Laster und Taxen waren täglich unterwegs. Vor dem Haus stand eine Tankstelle. Viel zu tanken gab es allerdings schon lange nicht mehr, denn auch Benzin war noch immer nur auf Bezugscheine erhältlich. Diese bekamen aber nur diejenigen, die für lebenswichtige Versorgung genehmigte Fahrzeuge fuhren. Aber andere gab es sowieso nicht mehr. Hatte ein Autofahrer sein Kontingent aufgebraucht, konnte eine noch so dringende Fahrt vorliegen, ohne Bezugschein: kein Benzin. Aber ohne Benzin lief auch kein Auto. Außer denen, die auf Holzgas umgestellt worden waren.

Ja, der Holzvergaser! Seit dem Krieg, als der Treibstoff fast ausschließlich rationiert wurde, war man auf ihn, der zwar umständlich zu handhaben und uneffektiv war, aber trotz all seiner Nachteile ein Auto in Fahrt bringen konnte, notgedrungen umgestiegen. Zuerst war es schon ein sehr ulkiger Anblick, wenn da plötzlich ein schöner schnittiger PKW, ein Laster oder auch ein Omnibus angefahren kam, dessen Hinterseite mit einem runden schwarzen Kessel bestückt war, etwa 60 cm im Durchmesser und 1,50 m hoch. Das war der so wichtige Ofen, aus dem es außerdem noch tüchtig qualmte. Aus diesem wandte sich dann auch noch ein etwa sechs cm dickes Rohr wie eine Schlange heraus. Sie führte an der ganzen Längsseite des Autos entlang und endete in einem vor dem Kühler angebrachten Behälter. Kurz, es sah aus, als hätte man an einer schönen Villa einen unförmigen, hässlichen Blechschuppen angebaut. Da der Mensch aber ein Gewohnheitstier ist, kam es ihm schon bald als etwas ganz Selbstverständliches vor. Man hatte sich ja schon an so viel Anormales gewöhnen müssen. Die Hauptsache war letztendlich, dass ein Auto auf seinen vier Rädern rollte.

Damit alles funktionierte, bedurfte es einigen Aufwandes. Zuerst musste einmal Holz besorgt werden, was in der Regel eigentlich kein Problem darstellte. In den Holzwarenfabriken gab es genug Abfall. Nur etliche Stücke davon waren zu groß für diesen ganz besonderen Ofen. Aus diesem Grunde richtete ein cleverer Geschäftsmann einen Betrieb ein, in dem er das Holz speziell für den Holzvergaser zerkleinerte. Dieses verkaufte er dann sackweise an die Fahrer, die mit den ofengerechten Stücken ihre Autos fütterten. Vor dieser innovativen Dienstleistung mussten sich alle Autofahrer selbst an den Hackklotz stellen und ein Beil schwingen, um Kleinholz für eine Fahrt zu hacken. War eine lange Strecke zurückzulegen, konnte es sein, dass die halbe Ladefläche eines Lasters nur mit Säcken ausgefüllt war. Auf dem Rückweg war die Menge dann halbiert und somit mehr Platz für die zu befördernden Güter. Das zerkleinerte Holz wurde zu Beginn einer Fahrt, nachdem der obere Deckel des Ofens geöffnet war, sackweise dort hinein geschüttet. Aber vorher waren noch etliche Vorbereitungen nötig. Zuerst wurde die untere Ofenklappe geöffnet. Dann begann das große Abenteuer, ein Feuer zu entfachen. Ein Rest von Holzkohle war da noch vorhanden und dieser wurde dann mit List, Tücke, Papier und viel Geduld angezündet. Dann musste das Gebläse eingeschaltet werden, damit alles schön durchzog. Glühte die Holzkohle endlich voll auf und hatten die Flammen das aufgeschüttete Holz erfasst, wurde das Gebläse ab und dafür der Motor eingeschaltet.

Die bei der gehemmtten Verbrennung des Holzes entstandenen Gase sorgten schließlich dafür, dass der Motor lief und sich die Räder drehten. Durch ein Rohr floss entstandenes Kondenswasser in einen Behälter, der am

Kühler angebracht war. Hatte sich in diesem eine bestimmte Menge angesammelt, musste er entleert werden. War die erste Ladung Holz nach entsprechender Fahrtlänge verbrannt, wurde die nächste nachgeschüttet. Aber halt, so einfach war das nicht! Da musste erst einmal tüchtig gerüttelt und geschüttelt werden, damit die Rückstände herunter kamen, um sie dann aus dem Ofen zu entfernen. Auf keinen Fall durfte glühende Holzkohle dabei sein, denn nur sie gab die Garantie, dass sich das Feuer in dem frisch aufgelegten Holz weiterfraß. Während der Fahrer an der oberen geöffneten Klappe mit einer Stange in dem Holz herumstocherte, biss ihn der Rauch in die Augen, er hatte mit Hustenreiz zu kämpfen und seine Kleidung, sowie auch sein Gesicht wurden immer schwärzer dabei. Ein Spruch unter den Fahren hieß:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß, der fahre Generatorgas !“

So kam es, dass an den Straßenrändern immer wieder Aschehaufen lagen und sich auf der Fahrbahn hässliche schwarze Flecke gebildet hatten, wo das Kondenswasser abgelassen wurde. Es nannte sich zwar Wasser, war aber eine Brühe, so schwarz wie Tinte und hat sich auch dementsprechend auf den Straßen verewigt. Jeder, der an so einem Fleck und Aschehaufen vorbei kam wusste „aha, hier hat einer seinen Ofen nachgefüllt“. Es kam aber auch vor, dass ein Auto am Straßenrand stand und der Fahrer, oft nicht mehr in der besten Stimmung, sich verzweifelt bemühte, seinen Ofen wieder in Gang zu bringen. Mitunter war die Ursache des Stillstandes zu nasses Holz, was beim besten Willen nicht zu Holzkohle werden wollte, sondern das Feuer erstickt hatte. Ebenso konnte es aber auch geschehen, dass sich ein Fahrer ganz einfach mit der Menge verschätzt hatte und nun mit leeren Säcken und einem ausgebrannten Ofen auf der Straße stand, obwohl er doch längst zu Haus sein wollte. In beiden Fällen half nur noch das Warten auf einen anderen Wagen, der ebenfalls mit Holzgas fuhr. Oder jemand, der die Nachricht zu Haus überbringen konnte, dass man ihm mit einem Sack voll Holz zur Hilfe eilte. Damals herrschte aber nur wenig Verkehr, und die Geduld wurde oft auf eine sehr, sehr harte Probe gestellt. Natürlich half man sich untereinander, vorausgesetzt es war noch genug Holz vorhanden, um sein eigenes Auto in die heimatlichen Garage befördern zu können. Wie es nach all diesen aufwendigen Verrichtungen nicht anders sein konnte, waren alle Autofahrer nach Fahrtende beinahe so schwarz wie Bergleute aus dem Pütt.

Kapitel 3

Die Firma Hartmeyer

Mein Vater, Richard Auschrat, war nach dem Ersten Weltkrieg aus Königsberg nach Hannover gekommen, hatte dort meine Mutter kennengelernt und sie in ihrem Heimatort Trautenstein geheiratet. Dann hat er in Benneckestein ein Haus mit der Werkstatt gebaut und seine Wagnerei und Karosseriebau eröffnet. Heinrich Hartmeyer hingegen kam aus der Pfalz, hatte in Wernigrode seine Frau kennengelernt, in Nordhausen, wo sie beheimatet war, geheiratet und dann in Benneckenstein seine Kfz-Werkstatt mit Fuhrbetrieb eröffnet. Lange war er vorher in Deutschland herumgezogen, dabei immer seine große Leidenschaft im Blickfeld - das Automobil. Eines Tages traf er mit einem Gleichgesinnten zusammen. Es war der Königliche Baurat Dr. hc. Ingenieur Wilhelm Schmidt, der sich 1908 das Städtchen Benneckenstein als Wohnsitz erwählt und sich auf dem Gelände der Schützenkompanie, oberhalb der Bahnhofs, ein herrliches Anwesen errichtete hatte. Später hat ihm die dankbare Stadt die Ehrenbürgerschaft verliehen und 1934, zehn Jahre nach seinem Tode, auch einen Gedenkstein gesetzt.

In einem der zwei Häuser des Schmidt'schen Anwesens, die zwar an der Straße lagen, aber trotzdem von den in dem großem Park wachsenden Tannen umgeben waren, hatte Heinrich Hartmeyer mit seiner Familie eine Wohnung, und gleich daneben befand sich die Werkstatt, in der er als Meister des Baurates arbeite. Er war sich sicher, dass er sein Ziel erreicht hatte. Hier im Harz war die Luft, rau, aber auch würzig, und noch mit einer leichten Meeresbrise durchsetzt. Also gesund! Dazu die schöne Umgebung mit Bergen, Tälern und Wäldern. Alles war so ganz nach seinem Geschmack. Das war ein guter Grund, hier sesshaft zu werden. Bis 1931 blieb Heinrich Hartmeyer, wie man bei uns sagt, „oben im Kurhaus“. Dann kaufte er die alte Post in der Bahnhofstrasse, baute eine Werkstatt und eine Garage dazu, und machte sich selbstständig. Das Gebäude war groß genug, um im Parterre einen, für damalige Verhältnisse großen Laden mit Schaufenster einzurichten, in dem Autos, Motorräder und Fahrräder ausgestellt werden konnten. In dem dahinter liegenden Raum war das Büro, worin auch die speziellen und individuellen Kundenberatungen stattfanden. Und so entstand 1931 eine der ersten Opel-Vertretungen in Deutschland. Hinzu kamen der Fuhrbetrieb, eine Tankstelle und die Fahrschule.



Oft kamen die beiden Männer auch weiterhin zusammen: Schmidt, den sie wegen seiner Epoche machenden Erfindungen auf dem Gebiet des Lokomotivbaues den „Heißdampf-Schmidt“ nannten und der Automobil-Tüftler Hartmeyer. Gemeinsam stellten sie Versuche an, um die Automobiltechnik noch weiter zu verbessern. Die Kunden in den Anfängen des Autozeitalters waren schon so etwas wie Pioniere, die ein neues Land erobern wollten. Einige brachten das abenteuerliche Blut in den Adern mit, dessen es bedurfte, sich eines solchen Fahrzeuges anzuvertrauen. Andere stiegen nur sehr ängstlich, fast widerwillig in so ein Ungetüm, das mit Tempo 30 einfach davon schoss wie ein wilder Stier. Aber man wollte ja unbedingt das Neueste vom Neuen beherrschen und besitzen, und sei es nur aus Prestige. Es ist vorgekommen, dass ein älterer Fahrschüler neben seinem Lehrer, es war am Tanner Berg, plötzlich das Lenkrad losließ, die Arme nach oben riss und „Hilfe“ schrie, als ein anderer Wagen auf der sonst leeren Landstraße vor ihm in Sicht kam.

Oh, wie gerne hätte ich den folgenden Dialog mit angehört! Der schon leicht ergraute Herr war so verschreckt ob der großen Gefahr der er gerade Dank des Eingreifens seines Fahrlehrers, entronnen war, dass er nicht mehr in der Lage war, das Auto zu seinem Standort zurück zu fahren. Wie stolz war jeder, wenn er nach den vielen mit Schweiß und Herzklopfen verbundenen Fahrstunden dann endlich den Führerschein gestempelt und unterschrieben in seinen Händen hielt. Und was hatte man da alles zu hören gekriegt, wenn man

sich dusselig angestellt hatte. Heinrich Hartmeyer war mit seinen Ausdrücken bei Fahrschülern, Gesellen und Lehrlingen nicht zimperlich.



So ein neumodisches Auto erregte bei vielen Leuten am Straßenrand meist großes Aufsehen. Manche schauten auch erschrocken so einem Höllenlärm veranstaltenden, stinkenden Teufelswagen hinterher, andere schimpften und warfen mit Steinen nach ihm. Heinrich Hartmeyer war es einmal so ergangen, als er einst mit dem Auto seine Braut in Nordhausen besuchte. In Heinrich Hartmeyers Werkstatt herrschte ein strenges Regiment. Ob Geselle oder Lehrling, jeder versuchte sein Bestes zu geben, um den Boss nicht zu reizen. War doch etwas daneben gegangen, gab es ein Donnerwetter im pfälzischem Dialekt. Aber trotzdem war es hier so wie überall. „Ist die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse auf dem Tisch!“ Der Chef war mit dem Auto unterwegs und wurde so schnell nicht zurück erwartet. Schon sagte einer: „Wer es schafft, den Amboss auf Kimpels Tritt zu stellen, dem spendiere ich einen Kasten Bier!“ Kimpels Tritt befand sich genau gegenüber. Um dorthin zu gelangen, mussten zwei Bürgersteige und die Straße überquert werden. Es gab nur einen in der Werkstatt, der die nötige Kraft dazu besaß. Das war der Herausforderer. Allerdings hatte er sich erboten, den Amboss wieder zurück zu holen. Was niemand erwartet hatte: es meldete sich einer, dem man den Kraftakt am wenigsten zugetraut hätte. Aber der in Aussicht gestellte Kasten Bier war wohl zu verlockend. Also schnappte der sich das

schwere Ding, und mit krummen Buckel und wackeligen Beinen schaffte er es tatsächlich bis zu der benannten Stelle.

Der Amboss, der Augapfel des Chefs, stand nun nicht mehr in seiner Werkstatt, sondern vor Kimpels Haustür. Mit schlaffen Armen und Beinen und total erschöpft, aber voller Stolz und in froher Erwartung des gewonnenen Kastens voll Gerstensaftes kam der Gewinner zurück. Da erscholl der Ruf: „Der Chef kommt!“ Jetzt blieb nur die Hoffnung, dass dessen Blick nach links in Richtung Werkstatt fiel und nicht nach rechts auf Kimpels Tritt, wo er seinen Amboss hätte sehen müssen. Nicht auszudenken, was dann passieren würde!! Aber Hartmeyer lenkte sein Fahrzeug ohne Verdacht auf den Hof. Nun blieb nicht mehr viel Zeit, den Amboss wieder auf seinen angestammten Platz zurück zu stellen, bevor der Chef über die Treppe die Werkstatt betrat. Jeder schaute den Anstifter an, der ja den Rücktransport übernehmen wollte. Doch der sagte gelassen: „Wer den Amboss weg getragen hat, soll ihn auch wieder holen!“ Es gab keinen Streit und keine Diskussion. Dazu war die Zeit zu knapp. Der arme Kerl rannte also los und wackelte mit dem Stein des Anstoßes den Weg retour. Seine letzten Kräfte aufbietend (vielleicht stärkte ihn auch die ihm im Nacken sitzende Angst vor dem Donnerwetter des Chefs) stellte er ihn auf die Stelle, wo er seit Jahren eisern und unverrückbar seinen Platz hatte. Er hatte es geschafft! Als der Chef eintrat, war in seiner Werkstatt alles wie vorher. Ob ihm aufgefallen ist, dass einer seiner Gesellen nur noch so etwa wie ein schlaffes Handtuch an seiner Werkbank hing, das weiß ich nicht. Es war Jahre später, als man ihm von diesem Streich erzählte. Doch da nahm er ihn nur schmunzelnd zur Kenntnis. Ein anderes Mal musste ein Zylinderkopf angezogen werden. Der Geselle hatte sich bisher vergebens bemüht. Da kam der Chef vorbei, warf einen Blick darauf und sagte: „Da müsst ihr anziehen, dass de Rippe krache!“ Der Geplagte holte tief Luft vor dem nächsten Versuch, und siehe da, es krachte! Zwar nicht seine Rippen, aber die Schraube war abgebrochen. Der Kommentar des Chefs: „Da hängen se dran wie de Ochsen!“

Nach Kriegsbeginn gab es bald keine Autos mehr, die man als neueste Modelle im Schaufenster hätte präsentieren können. Jetzt standen nur noch Fahrräder und leichtere Motorräder zur Schau. Nach nicht allzu langer Zeit verschwanden auch sie. Tochter Ruth, sie war die älteste von drei Geschwistern, nach ihr kamen noch zwei Brüder, war wohl eine der ersten Frauen, die im Besitz eines Führerscheines waren. Sie war es auch, die die Boxer und Ringer, zu denen Max Schmeling gehörte, 1935 des Öfteren fahren musste, wenn diese von ihrem Trainingslager in Benneckenstein in einen anderen Ort wollten und dazu ein Taxi bestellten. Noch heute erzählt sie manchmal, welchen Schrecken sie anfangs bekommen hatte, als der Vater ihr

zurief: „Ruth, du musst die Boxer fahren!“ Ganz entsetzt hatte sie gefragt: „Was, ich soll die Boxer fahren?“ Aber nach all den Jahren, ihren 88. Geburtstag hat sie inzwischen gefeiert, nehme ich doch an, dass sie die Touren mit den schwergewichtigen Männer gut überstanden hat.

Eines Tages sollte sie auch ihren jüngeren Bruder Gottfried nach Nordhausen ins Krankenhaus schaffen, dem dringend der Blinddarm entfernt werden musste. Für sie war es nicht nur der kleine elf Jahre jüngere Bruder, sondern auch derjenige, den sie zum größten Teil von klein auf mit versorgt hatte, wenn die Mutter im Geschäft arbeitete. Seit einem Jahr jedoch war die Mutter nicht mehr am Leben. Langweilig wurde es dem 13-jährigen während seines Aufenthaltes in der Klinik nicht, denn er bekam Besuch von seinen Vettern, die in der Stadt wohnten. Von jeher bestand ein inniges Verhältnis zwischen ihnen und dem Jüngeren. Sie meinten es so gut mit ihm und waren wild entschlossen, den armen Kranken, der da allein in der Klinik lag, so richtig aufzuheitern. Das war des Öfteren aber gar nicht im Sinne des armen Kranken, weil dem vor Lachen der frisch operierte Bauch entsetzlich weh tat. Er war froh, wenn sich alle wieder aus seinem Bereich entfernten und er wieder seine Ruhe hatte.

Als ich mit elf Jahren, es war fünf Jahre später, ebenfalls eine Blinddarmentzündung erlitt und der Arzt zur Entfernung des Übeltäters riet, riefen meine Eltern bei der Firma Hartmeyer an. Sie bestellten ein Taxi, um mich damit nach Nordhausen in die gleiche Klinik zu schaffen. Es war der Chef persönlich, der mich in Begleitung meiner Mutter dorthin brachte. Inzwischen war er mit seiner zweiten Frau verheiratet, doch damals hatte ich noch nicht die geringste Ahnung davon, dass er eines Tages mein Schwiegervater werden sollte.

Mit dem Bus durch den Harz

Vor dem Krieg waren die Hotels im Ort stets voll belegt. Selbst während des Krieges kamen noch Urlauber, die vom KDF verschickt wurden. Auch so einige private Gäste fanden den Weg noch zu uns, um ihre Ferien im Harz zu verbringen. Somit waren auch die Omnibusse, u.a. der von der Firma Hartmeyer, täglich unterwegs, um den Fremden die Schönheiten unserer Heimat zu zeigen. Die Fahrten gingen zur Roßtrappe, von der die Sage berichtet, dass einst der böse Ritter Bodo, als er seine Braut Brunhilde zu Pferde in wilder Jagd verfolgte, vom Hexentanzplatz aus das Bodetal überspringen wollte und dabei in die Tiefe stürzte. Der Aufschlag des Hufes

von Brunhildes Pferd, das die tiefe Schlucht bewältigen konnte, ist dort noch heute, tief in dem Stein verewigt, zu sehen.

Bei Blankenburg gibt es die Burgruine Regenstein, die Teufelsmauer und ein wunderbares Panorama zu sehen. Auf den Rückfahrten wurden in Rübeland die Hermanns- und die Baumannshöhle besucht. Wer auf der Tour nach Stolberg dabei war, konnte dort außer dem Schloss, das aus dem 13 - 16. Jh. stammt, noch die schöne alte Stadt mit ihren Fachwerkhäusern bewundern. Dann ging es hinauf zum Kyffhäuser, auf dessen Höhe Kaiser Wilhelm I. auf einem 80 Meter hohen Standbild hoch zu Ross zu sehen ist. In einer Höhle sieht man den sagenumwobenen alten Kaiser Barbarossa in Stein gehauen, wie er schlafend an einem Tisch sitzt, durch den bereits sein langer Bart gewachsen ist. Die Mär darüber berichtet:

Der alte Barbarossa

*Der Alte Barbarossa, der Kaiser Friederich
im unerterird'schen Schlosse hält er verzaubert sich.
Er ist niemals gestorben, er lebt darin noch jetzt.
Er hat im Schloss verborgen zum Schlaf sich hingesezt.
Er hat hinab genommen des Reiches Herrlichkeit,
und wird einst wiederkommen, mit ihr, zu seiner Zeit.
Der Stuhl ist elfenbeinern, darauf der Kaiser sitzt;
der Tisch ist marmelsteinern, worauf sein Haupt er stützt.
Sein Bart ist nicht von Flachse, er ist von Feuerglut,
ist durch den Tisch gewachsen, worauf sein Kinn ausruht.
Er nickt als wie im Traume, sein Aug halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume, er einem Knaben winkt.
Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloss, o Zwerg, und sieh ob noch die Raben
her fliegen um den Berg.
Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar,
so muss ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr !“*

(Friedrich Rücker)

Wer zum Brocken wollte, der benutzte die Harzquerbahn bis Dreiannen-Hohne. Dort boten sich drei Möglichkeiten. Die einen, die gut zu Fuß waren, begannen schon hier ihre Wanderung zu dem 1142 Meter hohen Berg. Die anderen benutzten die Brockenbahn. Wer den kürzeren Fußweg über die Alte Bobbahn oder durch das Eckerloch vorzog, stieg auf der nächsten Station in Schierke aus. Der Rest der Fahrgäste, die Bequemen, ließen sich bis auf Gipfel hinauffahren.

Das Leben in den Nachkriegsjahren

Ab etwa Mitte 1944 waren weniger Urlauber gekommen und bald blieben auch die Letzten aus. Die „Fremden“, die nun noch kamen, das waren die Flüchtlinge aus dem Osten und dem Westen. Der Krieg schlug alle in seinen Bann. Omnibusse für Vergnügungsfahrten wurden kaum noch gebraucht, und es war merklich ruhig in unserem Ort geworden. Nur morgens in aller Frühe wurden die Leute aus ihrem Schlaf gerissen. Der Urheber dieser Störung war der Milchwagen, genauer gesagt, ein ganz normaler großer Lastwagen. Seit Jahren fuhr er in aller Frühe durch den Ort, um die großen gefüllten Milchkannen einzusammeln, die von den Kuhhaltern an den Straßenrändern abgestellt wurden. Längere Zeit wurde dieser LKW von Ruth Hartmeyer, inzwischen verheiratete Kallmeyer, gefahren. Da war dann nicht nur das Dröhnen des Motors zu hören, sondern auch das laute Scheppern und Klappern der Kannen. Stand die letzte auf dem Laster, ging es mit dieser Ladung ab nach Ilfeld in die Molkerei. Dort wurde der Inhalt der Kannen zu Voll- und Magermilch verarbeitet. In diesem neuen Zustand wurde sie wieder zurückgefahren und vor dem einzigen Milchgeschäft in unserer Stadt abgeladen.

Dort stand dann schon, ob Alltag, Sonntag oder Festtag, eine lange, wartende Menschlange, um die tägliche Ration, die auf ihren Milchkarten vermerkt war, abzuholen. Seit Lebensmittelkarten ausgegeben wurden, gab es auch spezielle Milchkarten für Babys. Die bekamen einen Liter Vollmilch pro Tag. Die größeren Kinder einen halben Liter und die Erwachsenen einen Viertelliter Magermilch. Doch bis man die endlich in seiner dafür mitgebrachten Kanne nach Haus schaffen konnte, war mitunter mehr als eine Stunde vergangen. Man ging möglichst lange bevor der Laden geöffnet wurde. Doch so pünktlich der Wagen auch in aller Frühe lärmend und scheppernd durch den Ort gefahren war, so lange musste man oft auf seine Rückkehr warten. Ganz besonders, als in den Nachkriegsjahren ein Fahrzeug für diese Fahrten verpflichtet wurde, das eigentlich schon längst auf einem Schrottplatz seine wohlverdiente Ruhe haben sollte. Auch dieses fuhr

mit Holzgas. Seine Gas- und Kondenswasserrohre waren so verrostet, dass man in die Löcher, die sich darin gebildet hatten, täglich neue Holzstöpsel klopfte. Fürsorglich hielt man auch während der Fahrt alle paar Kilometer an, um nachzusehen, ob weitere nötig waren. Aber so ein Halten war nie umsonst. Da konnte auf alle Fälle noch schnell die Blechdose, die unter dem undichten Motor hing, um das auslaufende Öl aufzufangen, wieder dorthin entleert werden, wo es hingehörte. So wurde die Schlange vor dem Milchgeschäft mit der Zeit immer länger. Nicht verwunderlich, dass manchmal geschimpft wurde, wenn jemand versuchte, sich vorzudrängeln. Wie überall wurde sehr genau auf die Einhaltung der Reihenfolge geachtet. Es konnte ja sein, dass man nichts mehr abbekam. Danach ging es auf weitere Lebensmitteljagd. Überall hieß es: „Anstehen“. Selbst jeden Monat einmal im Rathaus, wenn man seine Lebensmittelkarten abholte.

Rückblickend erscheint es fast seltsam oder auch komisch, dass sich nur beim Anstehen für die tägliche Milchration eine halbwegs geordnete Schlange bildete. Dort empfanden das alle als selbstverständlich. Jeder stellte sich diszipliniert hinter seinen Vordermann. Gemogelt wurde dort nur selten. In allen anderen Geschäften aber, wie beim Fleischer und Gemüsehändler, herrschte oft ein geradezu lebensbedrohliches Gedränge. Hinzu kam, dass es oftmals ein schweres Stück Arbeit war, mit seinen Waren in der Tasche wieder aus dem Gedränge herauszukommen. Keiner wollte Platz machen, aus Angst, ein Stück zurück zu fallen. So war jede Hausfrau gezwungen, zur Beschaffung des täglichen Bedarfs sehr viel Zeit aufzuwenden. Das war während des Krieges so und in den Jahren danach wurde es nicht besser. An Urlaubsreisen etwa, war damals nicht zu denken. Es wurde höchstens erwogen, wie und auf welche Art man eine Hamstertour unternehmen könne. Und diese waren wahrlich keine Vergnügungsfahrten.

Der Grenze geopfert

Einige Jahre nach dem Krieg lebte der Fremdenverkehr wieder auf. Arbeiter, die dem FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) angehörten, bekamen von diesem erste Ferienplätze zugewiesen, die sie mit Freuden in Anspruch nahmen. So trafen auch in unserem Ort die von den Gastwirten so sehnlichst erwarteten Gäste wieder ein. Natürlich sollte auch diesen Urlaubern das geboten werden, was alle anderen vor ihnen erleben durften. Mit einem echten Bus, oder auch mit einem umgebauten Laster beförderte man die Leute zu den bekannten Sehenswürdigkeiten. Wie wunderten sich aber eines Tages die Ausflügler, als sie auf der Roßtrappe Kaiser Wilhelm I. hoch zu Ross betrachten wollten und auf seiner überdimensionalen Brust ein

großes Plakat prangte, welches von Seilen um seinem Hals gehalten wurde. Darauf war in riesigen Buchstaben zu lesen:

Lieber Wilhelm steig hernieder,

und regiere du uns wieder.

Lasse in diesen schweren Zeiten,

Pieck und Grotewohl auch mal reiten!

(Der Verfasser dieser Zeilen blieb unbekannt)

Das Peinliche an der ganzen Angelegenheit war: man konnte diese „Ungeheuerlichkeit“ nicht sofort entfernen. Dazu benötigte man Fachkräfte, die es aus der schwindelnden Höhe wieder herunter holten. Es konnte also ein paar Tage lang bestaunt werden. Und auch danach, als nicht die geringste Spur von der Freveltat mehr zu sehen war, hatte man noch lange eine tolle Story zu erzählen.

Leider waren aber einige der früheren schönen Ausflugsziele nun der Grenze zum Opfer gefallen. Da waren in Hohegeiß die Wolfsbachmühle und die Dicken Tannen. Um den stärksten dieser Bäume zu umfassen, bedurfte es sieben erwachsener Menschen mit ausgestreckten Armen. Dann war da noch die Silberfuchsfarm von Richard Steinecke. Idyllisch lag sie mitten im Wald. Nach einem romantischen Spaziergang konnte man dort so richtig gemütlich Kaffee trinken und den dazugehörenden Kuchen verzehren. Das Besondere jedoch war das umzäunte Gehege, in dem die Füchse gehalten wurden. Keiner der Besucher versäumte es, sich einer Führung zur Besichtigung dieser Tiere anzuschließen. Außerdem lagen in einem Raum des Hauses die schönsten Fuchspelze zur Ansicht und zum Kauf aus. Da aber die Grenze genau an ihrem Standort verlief, mussten die Besitzer ihr Haus - und die Füchse ihr Gehege räumen. Somit war auch der Lebensunterhalt dieser Familie dahin. Das gesamte Anwesen verfiel mit der Zeit, wie so vieles andere auch, was zu sehr die neue Grenze berührte. Viele Jahre später, nach der Wiedervereinigung, kam die Tochter der einstigen Besitzer zurück an diesen Ort. Doch selbst sie konnte nicht mehr feststellen, wo einmal ihr so schönes, idyllisches Holzhaus gestanden hatte.



Zu den nicht mehr vorhandenen Ausflugszielen gehörte ebenfalls das Hotel „Waldhaus“, worin jetzt bekannterweise der russische Kommandant herrschte. Der Grenznähe zum Opfer fiel auch ein großes, für die damalige Zeit modernes Sanatorium für Lungenkranke, das erst 1937 erbaut worden war. Sein Besitzer, ein Arzt aus Benneckenstein, verkaufte es 1948 an die SVK des Landes Thüringen, die es mit Kindern belegte, die an Knochenerkrankungen litten. Jedoch nicht für lange Zeit. Danach wurde es kurzzeitig als Sportler-Erholungsheim benutzt. Nach einem Leerstand wurde es 1958 dann zum vierten Mal wieder eröffnet, jetzt als Altersheim. Achtzig alte SED- Parteiveteranen sollten hier, in dem so schön im Wald gelegenen großen Haus, ihren Lebensabend verbringen. Doch welche Schande, als festgestellt wurde, dass so etliche dieser alten Herren nach Hohegeiß gingen, um dort Kaffee zu trinken. Zu dieser Zeit bildete ein verrosteter Grenzzaun aus Stacheldraht kaum ein Hindernis. Diese unloblichen Vorkommnisse bewogen dann die Heimleitung und die Sicherheitsorgane, die alten Genossen in einen anderen Ort zu verfrachten und das Haus zu schließen. An der Westseite wurden alle Fenster und Türen vernagelt. So blieb es dann stehen, bis es 1967 „im Zuge einer Bereinigung im Bereich der Demarkationslinie“ (wie es hieß) total abgerissen wurde.

Eine große Ausnahme bildete die Johanniter-Heilstätte. Ihr Standort liegt ebenfalls direkt an der Zonengrenze. Da es sich hier jedoch um ein Haus handelte, das unter der Verwaltung des Johanniterordens stand, wagte es wohl keine Besatzungsmacht, auch dort eine Räumung zu veranlassen. So führte

die Ordensschwester ihr Haus noch etliche Jahre im alten Stil weiter. Allerdings hatte auch ein Trupp der Grenzpolizei in einem Nebengebäude einen Standort bezogen. Den Urlaubern, die jetzt zu uns kamen, blieb also nur noch der Ostharz, den sie durchreisen konnten. Dafür aber blieb für etliche der Nervenkitzel, so nahe an der Grenze die Ferien zu verbringen. Als Attraktion kam noch hinzu, dass sie nicht nur die Kuhherde in den Straßen bestaunen konnten, sondern auch die Gruppen der gefassten Grenzgänger, wenn sie von zwei deutschen oder russischen Grenzposten durch den Ort geführt wurden.

Inzwischen wurden laut Verordnung des Kommandanten in zwei beschlagnahmten Häusern in der Stadt weitere Kellerräume für diese Unglücksraben eingerichtet. Doch mit der Zeit fiel uns auf, dass bei diesen Zügen die deutschen Grenzpolizisten nur ihre Gewehre trugen, während die russischen Soldaten noch schwere Gepäckstücke der Frauen mit sich führten, und erschöpfte Kinder auf ihre Schultern luden. Das gab zu denken! Obwohl jeder wusste, dass die Gefahr des „Erwischtwerdens“ entschieden gestiegen war, ließen sich die eingefleischten Grenzgänger in der Regel nicht von ihren Schmuggelgängen abhalten. Einige hatten sich auch mit den deutschen Wachposten angefreundet und trafen mit ihnen ihre Vereinbarungen. Da hieß es dann in etwa: „Wann hast du Dienst?“ „Ab acht Uhr. Ich gehe rechts von der Heilstätte!“ „Gut. Ich gehe dann auf der linken Seite durch den Wald, und komme um 10 Uhr auf der gleichen Seite zurück!“ Damit war alles abgemacht. Vielleicht bekam der gutmütige, bzw. bestechliche Grenzer ein Päckchen Zigaretten dafür. Oder etwas anderes.

Die Hartmeyersche Werkstatt

In der Werkstatt der Firma Hartmeyer hatten die ehemaligen Gesellen, die den Krieg überlebt hatten und zeitig aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren, ihre alte Arbeitsstelle wieder eingenommen. Die alten Kunden aus dem Ort und Umgebung kamen weiterhin. Einige neue waren hinzugekommen, die mit Lastwagen, meist aus Heeresbeständen, einen Fuhrbetrieb und damit eine Existenz aufbauen wollten. Neue Autos wurden noch nicht hergestellt. Erst später wurden in einem Werk in Suhl wieder Motorräder produziert. Dann waren da die Fahrzeuge, die zum Eigentum der inzwischen gegründeten volkseigenen Betrieben gehörten. Deren ehemalige Besitzer hatten sich nach der Enteignung ihrer Fabriken in den Westen abgesetzt. Neu zum Kundenkreis kamen die Wagen und Motorräder der russischen Armee und der Volkspolizei. Diese letzten drei Gruppen mussten vorrangig bedient werden. Erst wenn jedes Fahrzeug von ihnen repariert und

wieder fahrbereit war, durfte die Arbeit an den Wagen der privaten Geschäftsleute in Angriff genommen werden.

Manchmal ließ sich trotz allen Könnens, Einfallsreichtums und Geschicks nicht alles auf diese Art anfertigen. Dann blieb nur noch ein Ausweg. Und dieser „Aus-Weg“ führte in den Westen, nach Hohegeiß oder Braunlage. Dort gab es alles, was das so dringend benötigte Fahrzeug wieder fit machen konnte. Natürlich mussten auch diese Teile schwarz auf Schleichwegen herangeschafft werden. Es waren aber nicht nur die privaten Fahrzeuge, die mit Hilfe eines aus dem Westen besorgten Ersatzteiles wieder in Schuss gebracht wurden, die der Firma Hartmeyer eingeschlossen, sondern auch die der VEB, der Russen und der Grenzpolizei. Denen erging es mit ihren fahrbaren Untersätzen keinesfalls besser. Irgendwann kam der Punkt, an dem es ganz einfach nicht weiter ging. Aber illegale Ersatzteilbeschaffung für die Polizei und die Russen, die diese eigentlich verhindern sollten?? Aber selbstverständlich! Natürlich durfte kein Grenzpolizist, geschweige denn ein russischer Soldat, die Grenze zum Westen überschreiten. Aber das Problem lösten sie auf wunderbare Weise! Die Russen, man kannte sie schon gut, denn sie waren ja fast täglich in der Werkstatt, die gingen in so einem Fall zur Frau des Chefs und sagten: „Mutter, du musst rüber und was für uns holen. Wir fahren dich zur Grenze und holen dich wieder ab!“ Genau so machte es die Polizei. Nur, sie sagten respektvoll Sie“ und redeten sie mit ihrem Namen an. Dann wurde sie bis zur Heilstätte „gefahren. Den Rest des Weges bis nach Hohegeiß ging sie zu Fuß. Aber das war ja nicht mehr weit. Dort besorgte oder bestellte sie das Benötigte. Handelte es sich um ein schwereres Teil, begleitete sie einer der Arbeiter aus der Werkstatt. Es kam fast täglich vor, dass sie auf diese Art zur Grenze gefahren wurde. Auf ihrem Rückweg, wieder in der Heilstätte angekommen, stand man schon bereit, um sie wieder nach Haus zu bringen. Entsprechende Zeit später konnten dann die Uniformierten sowie die Fahrer der volkseigenen Betriebe ihre mit kapitalistischer Hilfe reparierten Autos wieder vom Hof fahren.

Später, als die Söhne der Hartmeyers wieder zu Haus und voll im Arbeitstag integriert waren, unternahmen sie diese Gänge, und die Mutter konnte entlastet werden. Jedoch war nicht immer ein hilfsbereiter und eingeweihter Grenzwächter zur Hand, der wissentlich zur Seite schaute. Nein, es gab auch dienstbeflissene, vor denen man sich sehr in Acht nehmen musste. So kam es ab und zu vor, dass ein „Halt“ oder „Stoij“ erscholl, und auch ein Angehöriger der Firma Hartmeyer sich wenig später im Keller der russischen Kommandantur wiederfand. Der Aufenthalt war jedoch nie von langer Dauer. Der Kommandant, der sie selbst schon des Öfteren rüber geschickt hatte, lachte und sagte: „Warum seid ihr so dumm und lasst euch fassen!“ Er gab

ihnen den Ausweis zurück und sie konnten gehen. Oft gingen sie danach schnurstracks denselben Weg wieder zurück, auf dem sie gefasst wurden. Schließlich stand da ein Wagen in der Werkstatt, der dringend nach seinem Ersatzteil verlangte. War dieses „sich schnappen lassen“ allerdings auf dem Rückweg geschehen, bekamen sie den Vergaser, das Kugellager, oder was sonst konfisziert wurde, wieder zurück. Dann ging es auf dem schnellstem Weg in die Werkstatt. An dieser Stelle möchte ich hinzufügen, dass die Grenze auch an der westlichen Seite bewacht wurde. Hier nahm man es zwar nicht ganz so ernst und sah über einiges hinweg, aber trotzdem ging man auch den westlichen Zöllnern wohlweislich aus dem Weg.

Tatsache ist, dass 1950 noch einige Frauen aus unserem Ort, die nichts zum Tauschen hatten, aber auch gern etwas aus dem Westen haben wollten, einfach mit ihren Henkeltöpfen in Richtung Grenze zogen. Auf dem östlichen Gebiet sammelten sie ihre Pötte voll mit Himbeeren. War die Luft dann rein, ging es schnell „rüber“. In Hohegeiß wurden die Beeren verkauft und für den Erlös ein Würfel Margarine oder ein Päckchen Kakao erworben. Hatten sie allerdings trotz aller Vorsicht den falschen Zeitpunkt erwischt, um über die Grenze zu huschen, wurden ihnen auf dem Hinweg die Beeren, oder auf dem Rückweg die Margarine oder der Kakao abgenommen. Ich kann mir vorstellen, dass die Einwohner in den westlichen Nachbarorten sich amüsierten, wenn sie hörten, was auf unserer Seite so alles geschah. Mitunter klangen die Geschichten, wie man wieder einem Grenzer entwischt war und ihn an der Nase herumgeführt hatte, auch ganz lustig. Für die Betroffenen allerdings nur im Nachhinein, wenn alles glimpflich verlaufen war.

Eine dieser Geschichten machte überall die Runde und wurde mit grinsenden Gesichtern weiter erzählt. Es war folgendes geschehen: Wieder einmal war eine Gruppe von ertappten Grenzgängern zusammengestellt. Zwei Grenzer eskortierte sie in Richtung Ort. Soweit war alles in Ordnung. Doch ganz plötzlich und unerwartet, es war noch innerhalb des Waldes, löste sich einer von der Gruppe, preschte in die Büsche und haute ab. Was nun? Der Flüchtende hatte bereits einen beachtlichen Vorsprung. Der überraschte und überforderte Grenzer, dessen Pflicht es war, den Ausreißer wieder einzufangen, fühlte sich durch sein schweres Gewehr zu sehr behindert, um die Verfolgung aufzunehmen. Aber er wusste sich zu helfen. Kurzer Hand nahm er seine Waffe und überreichte sie einem seiner Gefangenen, der ihm gerade am nächsten stand. Zu dem sagte er: „Halten sie mal mein Gewehr!“ Dann setzte er frei und ohne Behinderung zum Spurt an, um dem Entwichenen nachzueilen. Ob er ihn erwischt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Diesen Fakt hat man wohl beim Erzählen dieser Geschichte als nicht so wichtig erachtet.

Die Freundschaft

Die Werkbank des Chefs der Hartmeyerschen Firma stand direkt vor einem Fenster, von dem aus der Hof überblickt werden konnte. Dort waren Laster und PKW abgestellt, auch eine große Waschplatte befand sich darauf. Aber genau gegenüber des besagten Fensters konnte der Chef auch seine Lieblinge, seine Hühner, sehen. Da stand ein schöner Stall für deren Nachtruhe, für Regenwetter und zum Eier legen. Ringsherum war ein Auslauf zum Scharren, Gras zupfen und Regenwürmer fangen. Damit sie sich nicht verlaufen konnten, war das ganze Hühnerreich mit einem Zaun aus Maschendraht eingefasst.

Doch eines Tages, als der Chef von seiner Arbeit aufschaute, sah er etwas auf seinem Hof, was seinen Blutdruck höllisch in die Höhe trieb. Stand da doch ein ihm unbekannter Russe, der sich an der Tür des Hühnerhofes zu schaffen machte. Was Heinrich Hartmeyer in der Hand hatte, fiel auf seine Werkbank. Er stürzte aus der Werkstatt, eilte die Treppe herunter, sprang in großen Schritten über den Hof zu dem Russen hin, der bereits dabei war, die Tür zu öffnen. Gesellen und Lehrlinge, wurden aufmerksam, denn noch keiner hatte ihn in solch einem Tempo laufen sehen. Alle drängten sie zu den Fenstern, um zu sehen, was wohl passiert sei. Und alle bekamen sie einen riesigen Schrecken, als sie bemerkten, wie ihr Chef den russischen Soldaten am Kragen gepackt hatte, ihn tüchtig schüttelte und furchtbar auf ihn einschrie. Ein solch tätlicher Angriff konnte zu dieser Zeit lebensgefährlich sein. Aber die Wut des Chefs verrauchte schnell, als der junge, ziemlich verduzte Asiate ihm zu erklären versuchte, dass er sich nur die Hühner ansehen wollte, denn zu Haus hätten sie auch welche gehabt. Als das Missverständnis aufgeklärt war, wurde ihm sogar die Tür geöffnet und er zum Eintreten gebeten. Alles wurde ihm gezeigt. Auch die Nester, in die das ahnungslose Federvieh, das sich seiner Rolle als Aufruhr-Verursacher kaum bewusst war, seine kostbaren Eier legte.

Zurück in die Werkstatt kamen sie dann gemeinsam, im vollsten Einvernehmen; hatten sie doch beide ein gemeinsames Hobby, über das sie sich mehr oder weniger gut, notfalls auch mit Händen und Füßen, unterhalten konnten. Noch oft kam der junge Soldat in die Werkstatt. Stets fand eine herzliche Begrüßung statt und nie kam er ohne Machorka, den er dem Chef überreichte, damit der was zu rauchen hatte. Für die Russen war es eine Selbstverständlichkeit, aus diesem Produkt, was keinesfalls aussah wie Tabak, sondern eher wie in kleine Stücke geschnittene Streichhölzer, ihre Zigaretten zu drehen. Aber beileibe nicht mit dem normalen Papier, was uns für die Zwecke des Tabak- Einrollens zur Verfügung stand. Igitt, das hätte ja

scheußlich geschmeckt! Doch sie bekamen hin und wieder ihre russische „Prawda“. Das war eine Zeitung von riesigem Format, und nur diese und keine andere war aus dem Papier hergestellt, aus dem man solche Rauchstäbchen drehen konnte. Die Seiten wurden in die entsprechende Größe gerissen, der Machorka fürsorglich darin eingewickelt, und dann war die Zigarette fertig. Für diese Methode zeigte sich der Chef allerdings nicht so begeistert. Er zog es vor, dieses komische kleine Holz in seine Pfeife zu stecken, um es auf diese Art in Rauch aufgehen zu lassen. Dem kleinen Asiaten war das egal. Hauptsache war es für ihn, dass er seinem neuen, älteren Freund eine Freude bereiten konnte. Ja, und so entstand über die Hühner eine deutsch-russische Freundschaft.

Ein ereignisreiches Jahr

Wie es nun einmal nicht anders zu erwarten ist, kommt nach jedem auch noch so harten Winter wieder das Frühjahr. Wir schrieben jetzt das Jahr 1948. Die Wirtschaft lief mehr schlecht als recht, aber unsere Politiker versprachen uns auch weiterhin eine baldige Besserung und ein Überflügeln der Wirtschaft des kapitalistischen Westens. Wir hörten das jeden Tag im Radio und auf Versammlungen, und in den Zeitungen stand es auch. Doch uns erging es wie Goethe, der in seinem Faust sagt: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ Natürlich fehlte der nicht allen, sonst hätte sich der Sozialismus nie 40 Jahre halten können. Nichts interessierte aber die Menschen mehr, als die Versorgungslage. Das Organisieren der Lebensmittel und der anderen Artikel für den täglichen Gebrauch, waren stets vorrangig. Die Kartenrationen waren im Laufe der Jahre, immer mehr geschrumpft. Für die Bevölkerungsgruppe, die in die Kategorie Nr. 6 eingestuft war, dazu gehörten auch die Hausfrauen, musste 10 Tagen mit folgenden Rationen auskommen:

Brot:	2000 g
Fleisch und Wurstwaren:	150 g
Fett:	70 g
Marmelade:	300 g
Nährmittel:	100 g
Zucker:	150 g
Kaffee-Ersatz pro Monat:	125 g

Dann gab es die nächst eingeteilten Kategorien:

Karten für Kinder:	Nr. 5
Angestellte:	Nr. 4
Arbeiter mit normaler Beschäftigung:	Nr. 3
Schwerarbeiter:	Nr. 2
Schwerstarbeiter unter Tage:	Nr. 1

Mit fortlaufender Kategorie erhöhte sich die Ration etwas. Aber satt werden konnte trotzdem keiner. Statt Marmelade gab es mitunter nur so ein komisches Pulver, was dann mit Wasser angerührt wurde. War nicht genug Fleisch vorhanden, gab es als Ersatz dafür ein paar Eier. So versuchte eben jeder so gut es ging durch das Leben zu kommen. Im Sommer, wenn die Äpfel reiften, blieb kein Fallobst unter den Bäumen liegen. Wer es fand, sammelte es auf, um daraus Apfelmus zu kochen. Das wurde jedoch nicht als Kompott verzehrt, sondern als Brotbelag.

In Trautenstein lief inzwischen noch ein kleiner zweijähriger Knirps herum. Zur großen Freude unseres Großvaters, hatten es Liesbeth und Kurt nach zehn Jahren Ehe geschafft, ihm einen Enkelsohn zu beschenken. Als der Kronsohn sein Kommen ankündigte, (zu der Zeit gab es nur Hausgeburten) schickte man meine beiden Kusinen, Hanni und Elfi kurzerhand mit dem Omnibus zu uns nach Benneckenstein. Damals war ja immer noch der Storch dafür verantwortlich, ob ein Kind gewollt oder ungewollt, wie es hieß, in Schande geboren, zur Welt kam. Aber ganz so naiv müssen die Beiden wohl doch nicht mehr gewesen sein. Ihre ersten ganz aufgeregten Worte waren, als sie dem Bus entstiegen: „Heute kommt das Baby an. Frau Kuhnert (das war die Hebamme) ist da, und Onkel Kurt hat schon seine Sonntagshose an!“ Recht hatten sie! Am selben Tag erblickte unser Vetter Jürgen das Licht der Welt. Und 1948, nur zwei Jahre später, gesellte sich noch ein Geschwisterchen dazu. Christine hieß sie, und sie war meine vierte Kusine. Eine weitere lebte noch in München, von Vaters Seite her. Während des Krieges wohnte sie eine längere Zeit mit ihrer Mutter (Vaters Schwester) bei uns. Auch sie waren vor den Bomben geflüchtet.

Noch etwas geschah in jenem Jahr im Februar. Mein Vater, der bis auf einen vereiterten Blinddarm, an dem er vor Jahren operiert werden musste, nie krank gewesen war und selbst bei einer Erkältung standhaft in seine Werkstatt arbeitete, kam ein zweites Mal ins Krankenhaus nach Nordhausen. Ein Leistenbruch quälte ihn schon seit Jahren und trat jetzt immer öfter aus der Bauchdecke heraus. In den ungünstigsten Momenten bildete sich plötzlich eine Beule wie ein Hühneri, das an einer falschen Stelle lag. Jetzt

verschwand es auch durch Wärme, Drücken und Mühen, mit den dann endlich nachlassenden Schmerzen, nicht mehr ins Innere des Bauches. Es blieb hartnäckig da. Nun konnte nur noch eine Operation helfen. Er hatte den Eingriff bereits gut überstanden, als meine Mutter und ich ihn wieder im Krankenhaus besuchen wollten und für die Hinfahrt ein Taxi bei der Firma Hartmeyer bestellten. Es war der Sohn Heinz, der uns fuhr. Er war bereits 1946 aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Während der Unterhaltung fragte meine Mutter unter anderem, wo denn sein Bruder sich befände. Er berichtete, dass der noch in Frankreich in Gefangenschaft sei. Ich war immer im Glauben gewesen, dass es bei Hartmeyers nur zwei Kinder gab, nämlich die Tochter Ruth und den Sohn Heinz. Vater kam gesund wieder nach Haus. Der Bruch, der inzwischen verschlossen und verheilt war, plagte ihn nicht mehr und bald stand er wieder, als wäre nichts geschehen, in seiner Werkstatt.

Dann wurde es Ostern. Doch diesmal war es nicht so wie in all den anderen Jahren, in denen ich meine Eltern nach Trautenstein begleitete, um die Eier zu bemalen und zu verstecken. Schließlich war ich nun schon die „große“ Kusine. Nein. In diesem Jahr fuhr ich nach Halberstadt, wohin eine Freundin mich eingeladen hatte. Ach, was war ich stolz, denn ich trug für diese Fahrt mein erstes schwarzes Kostüm. Es war sogar von einem Schneider angefertigt. Aber wie konnte es anders sein, es bestand aus einem Anzug meines längst verstorbenen Urgroßvaters, und natürlich war der Stoff auch gewendet. Zurückblickend würde ich sagen, eine andere Farbe hätte mir bestimmt besser gestanden! Aber wer hat damals schon nach Farben gesehen. Urgroßväter hatten eben nur schwarze gute Anzüge, und Gott sei Dank auch aus haltbaren Stoffen gefertigte, die sie nur an Sonn- und Festtagen trugen. Und wie hätte mein erstes Kostüm also von anderer Farbe sein können? Zwei gute Kleider hatte ich noch im Gepäck. Mein dunkelblaues Konfirmations- und mein weinrotes Prüfungskleid. Beide waren schon drei Jahre alt, aber zum Glück hatte sich meine Figur nicht allzu sehr verändert, und Tante Irmchen hatte sie so großartig genäht, dass es noch immer Prachtstücke waren. Dazu muss ich noch schreiben, dass meine Mutter in kluger Voraussicht diese Stoffe bei einem Gelegenheitskauf erstand, als ich elf Jahre alt war, obwohl ich sie erst drei Jahre später brauchte.

In Halberstadt angekommen kam es mir vor, als wäre ich in einer anderen Welt, und das in zweifacher Hinsicht. Einmal war da die Stadt, eine unbekannte und schöne, aber leider auch eine zum Teil zerbombte. Zum anderen konnte ich feststellen, dass es den Leuten hier noch viel dreckiger erging, weil sie noch mehr an Lebensmittel-Knappheit litten, als wir daheim. Ihnen war nicht die Möglichkeit gegeben, hin und wieder mal einen Liter

Milch oder ein Stück Butter vom nächsten Nachbarn, der Kühe besaß, zu holen. Sie hatten es verdammt schwer, überhaupt eine Mahlzeit auf den Tisch zu bekommen. Kartoffeln gab es kaum, Mehl war Mangelware. Von Fett, welcherart es auch war, konnte man nur träumen. In Punkto „Fleisch“ stand man vor der Wahl. Entweder man kaufte auf Marken eine Art Gummiwurst für das Brot, oder aber einen kläglichen Stück Fleisch, was dann einen Sonntagsbraten ergeben musste. Ich frage mich noch heute, woher sie den Mut nahmen, mich als einen zusätzlichen Esser einzuladen? Natürlich hatte ich ein Stück Butter und auch Fleischmarken mitgebracht, doch wie dringend hätten sie das für sich allein nötig gehabt.

Noch etwas ganz besonderes wurde mir geboten. Bisher hatte ich gemeinsam mit meinen Eltern nur eine Operette gesehen. Es war das „Schwarzwaldmädel“. Hier in Halberstadt konnten wir in den drei Tagen meines Aufenthaltes, jeden Abend das Theater besuchen. Die Schwester meiner Freundin war dort Schauspielerin, sogar eine der Hauptdarstellerinnen. Somit waren stets Freikarten zur Hand. Ich sah zwar als Erstes erneut das „Schwarzwaldmädel“, aber darauf folgten dann „Saison in Salzburg“ und „Der Bettelstudent“. Dazu die ganze Atmosphäre; ich fand es himmlisch. Als mir der Vater meiner Freundin, sie selbst ging arbeiten und hatte am Tage keine Zeit für mich, an einem Vormittag einen Teil der Stadt zeigte, kamen wir auch an mehreren Geschäften vorbei. Doch wie gebannt blieb ich bei einer Drogerie am Schaufenster stehen. Ich entschuldigte mich kurz und rannte auch schon in den Laden rein. Bei meiner Rückkehr wandte ich mich meinem väterlichem Freund zu, der mich ein wenig erstaunt ansah und zeigte ihm etwas genierlich den Grund meines Davoneilens. In der Hand hielt ich meinen ersten Lippenstift!

Natürlich wurde von dem, besonders wenn wir am Abend ins Theater gingen, ausgiebig Gebrauch gemacht. Was fand ich mich schick, ja fast mondän, als ich mich im Spiegel mit den knallroten Lippen betrachtete. Heute würde ich sagen, was mein Kostüm zu schwarz war, war der Lippenstift zu dunkelrot für meinen blassen Teint. Aber was machte das schon. Nach Farbe hätte ich ihn sowieso nicht aussuchen können, denn es gab nur die eine Sorte. Und dass es überhaupt welche zu kaufen gab, das war schon etwas ganz Außergewöhnliches.

Gottfried

Die Zeit in Halberstadt war schnell vorbei, und nach Haus zurückgekehrt begann wieder der Alltag. Vergnügungen gab es trotzdem. Da

waren die Abende jeden Dienstag, an denen wir von der Trachtengruppe zum Üben zusammenkamen. Hier wurden neue Lieder einstudiert und geübt, damit alle Stimmen harmonisch klangen. Bei unseren öffentlichen Auftritten konnten wir unter Beweis stellen, dass sich die Mühen gelohnt hatten.

Sonntags ging es abends ins Café „Tannenwald“ zum Tanzen. Inzwischen waren noch mehr junge Männer hinzugekommen, die den Krieg und die Gefangenschaft überstanden hatten. Einige kannte man bereits, aber längst nicht alle. Mit der Zeit fiel mir einer auf. Er tanzte kaum, saß nur da und unterhielt sich mit seinen Tischnachbarn. Doch immer wieder fühlte ich mich von ihm beobachtet. Nach einigen Wochen sagte ich zu meiner Freundin: „Da oben im „Tannenwald“ sitzt einer, ich kenne ihn zwar nicht, aber du kannst es glauben, mit dem kriege ich es noch mal zu tun!“ Kurze Zeit später erfuhr ich, dass es sich um jenen zweiten Hartmeyer-Sohn handelte, von dessen Existenz ich erst im Februar erfahren hatte. Ostern war er aus der französischen Gefangenschaft nach Haus gekommen.

Es war der zweite Pfingsttag, als er, nachdem er wie meistens die ganze Zeit auf seinem Platz verharret hatte, mich zum vorletzten Tanz aufforderte. Vielleicht hat er solange noch alle Für und Wider gegeneinander abgewogen? Dann bat er aber auch gleich noch um den letzten Tanz. Die Bitte, mich nach Haus zu begleiten, lehnte ich ab, denn schließlich war ich in Begleitung meiner Freundin. Seiner Einladung jedoch, am kommenden Sonntag, mit ihm, seinem Bruder, dessen Frau und noch einem befreundetem Ehepaar gemeinsam nach Wernigerode in das Restaurant „Storhmühle“ zu fahren, wollte ich gern nachkommen. Ich versprach ihm, mit meinen Eltern zu sprechen und sie um Erlaubnis zu fragen.

Am Mittwoch darauf kam ich aus dem Büro, als ich ein Motorrad hinter mir hörte. Es war Gottfried, der mich begrüßte und fragte, wie es am Sonntag stünde und ob ich außerdem an diesem Mittwochabend mit ihm zu dem Theaterstück ginge, das die Arbeiter-Laienspielgruppe eines im Ort befindlichen volkseigenen Betriebes im Hotel Fürstenhof aufführe. Warum nicht?! So kam es, dass wir, nachdem er mich abgeholt und sich meinen Eltern vorgestellt hatte, gemeinsam ein sehr dramatisches Stück ansahen. Eigentlich sollte es eine Tragödie sein, doch die Schauspielkunst der Laien entlockte den Zuschauern immer öfter ein unterdrücktes Grinsen. Als es aber einem der Hauptdarsteller passierte, dass er sich an der dramatischsten Stelle in seinem Text verhedderte und seinem Stiefsohn die furchtbaren Worte an den Kopf schleuderte: „Ich werde dich die Kette um den Hals legen und dir ins Moor führen“ da war es aus, und der ganze Saal bog sich vor Lachen. Am Ende waren sich alle einig, dass sie kein Drama, sondern ein Lustspiel erlebt hatten.

Meine Ahnung, es eines Tages mit „ihm“, dem Gottfried, zu tun zu bekommen, hatte mich also nicht getrogen. Und wie ich es mit ihm zu tun bekam! Inzwischen haben wir schon unsere „Goldene Hochzeit“ gefeiert.

Die Lederstiefel und Igelit-Schuhe

Die Währungsreform war nun auch in der Ostzone über uns gekommen, und somit hatten auch wir neues Geld. Aber wollten wir im Westen damit bezahlen, schüttelte jeder bedauernd den Kopf. Unsere Ostmark wollte keiner haben, auch nicht eingetauscht im Verhältnis 1 : 10. Wir fühlten uns wie die Stiefkinder der Nation. Glücklicherweise hatte ich einen Vater, dessen Kundenkreis sich schon vor der Teilung Deutschlands bis auf das westliche Gebiet erstreckte. Ein zweites Glück war, dass nun auch die alten Kunden jenseits der Grenze gelegentlich noch der Dienstleistungen meines Vaters bedurften. So kam es dann vor, dass Hohegeißer sich bei Einbruch der Dämmerung auf den Weg nach Benneckenstein machten, bei uns klopfen, meinem Vater ihre Wünsche äußerten, und ihm die Maße angaben. Die anzufertigen Teile waren meist von geringer Größe, so dass man sie gut transportieren konnte. Auf gleichen Wegen, wieder in den abendlichen Stunden, wurden die fertigen Stücke abgeholt, und in einem Rucksack verstaut nach Haus gebracht. Auf diese Weise kamen so einige Westmark zusammen. Natürlich verblieb das Geld bei den Kunden, denn nur dort konnte man auch etwas dafür kaufen. Außerdem war es in der Ostzone strafbar, Devisen zu besitzen.

Eines Tages gab mein Vater einem dieser abendlichen Besucher ebenfalls einen Auftrag und ein Maß (Größe 37) mit. Er bat ihn, das ihm gehörende Geld bei den anderen Kunden einzusammeln und die Summe für den Kauf eines Paar Schaftstiefel für mich zu verwenden. Bald lagen also in Hohegeiß ein Paar wunderschöne neue Stiefel zur Abholung bereit. Aber wie und wann sie zu uns gelangen sollten, das wusste vorerst noch keiner. Aber: kommt Zeit, kommt Rat! Einige Wochen später, als Gottfried mich besuchte, übergab er meinen Eltern ein Paket. Alle drei blinzelten sich gegenseitig ein „Okay“ zu, und dann wurde es mir, der Ahnungslosen, feierlich zum Auspacken überreicht. Wie soll ich die Gefühle beschreiben, als ich meinen lang gehegten Traum, von dem ich glaubte, dass er nie und nimmer in Erfüllung gehen würde, in den Händen hielt. Ruck - zuck steckten meine Füße und Beine drin. Und die Stiefel passten!

Während des Krieges gab es kaum Schuhe. Wenn überhaupt, dann nur aus Stoff oder Kunstleder, das nach dem ersten längeren Marsch meist schon

auf der Strecke blieb. Das echte Leder wurde für die Stiefel unserer Soldaten gebraucht. Schweinslederne für Männer waren manchmal zu haben. Natürlich alle nur auf Bezugschein. Die Schuhe waren oft sehr hart, passten sich dem Fuß nicht so recht an und drückten scheußlich an allen möglichen Stellen. Nun, nachdem der Krieg vorbei war und wir die Ostzone wurden, sah es noch trüber mit der Fußbekleidung aus.

Welches Erstaunen herrschte deshalb, als eines Tages zwei oder drei Paar Prunkstücke von Schuhen in einem Schaufenster auslagen! Aus einiger Entfernung meinte man, sie seien aus echtem Leder angefertigt. Irritierend war nur, dass sie überall glänzten und blitzten, sogar unter den Sohlen. Der Grund: sie waren aus einem total neuen Material hergestellt, einem gerade erst erfundenen Kunststoff, den man „Igelit“ nannte. Die Leute stürmten den Laden! Einen totalen Boom hätte das Geschäft verzeichnen können, wenn größere Mengen vorhanden gewesen wären. Aber leider war in kürzester Zeit alles ausverkauft. Wie viele Menschen, die im Gedränge standen, gingen enttäuscht und mit leeren Händen nach Haus. Schon bald stellte sich heraus, dass diese Sorte Schuhe wie Wundertüten ausgestattet waren und so einige Überraschungen boten. Ich würde sie außerdem noch der Gattung der Wechselblüter zuordnen. Sie passten sich hervorragend den Temperaturen an. Was hieß: im Winter wurden sie steinhart und verwandelten die darin steckenden Füße in Eisklumpen. Allerdings kam als Ausgleich ein Vergnügen für diejenigen hinzu, die bei Glätte ihre Balance halten konnten und gern ein Rutschpartie machten. Die brauchten bergabwärts nicht mehr zu laufen, sondern konnten ihren Weg kräftesparend hinunter schlittern. Die anderen, denen bei so einem Unternehmen die Beine wackelten, waren gut beraten, ihr Hinterteil mit einem dicken Kissen zu bestücken.

Im Sommer hingegen, wenn das Thermometer anstieg, wurden diese Wunderschuhe nicht nur wabbelig weich, sondern sie speicherten auch alle Sonnenwärme. Der luftdichte Kunststoff sorgte dafür, dass keine Dampfwolke entweichen konnte. So einige stolze Besitzer dieser neuen Errungenschaft konnten sogar, nachdem sie heraus geschlüpft waren, verwundert einen leichten Wasserstand darin feststellen, obwohl der Wetterbericht lautete: Warm und trocken! Trotzdem, man soll es nicht glauben, ging die so besonderen Sorte Schuhe weg wie warme Semmeln, wenn mal wieder eine Lieferung davon eingetroffen war. Kaum ein Paar gelangte zu der Ehre, länger als einen halben Tag im Schaufenster zu stehen, um den uns angekündigten Wohlstand zu bestätigen und zu präsentieren. Die Not war groß. Und aus all diesen Gründen lief, nein, schwebte ich also mit meinen echten Lederschaftstiefeln herum, wie auf Wolke Nummer Sieben. Apropos Schuhe: Eine Tante aus Hohegeiß erzählte in späteren Jahren, dass

sie etwa 1958, als nur ein Stacheldrahtzaun die Grenzbefestigung bildete, oft gemeinsam mit ihrer Freundin daran entlang spazieren gegangen ist. Auf einem dieser Wege sahen sie einen Grenzpolizisten auf der Ostseite des Zaunes, den sie anredeten. Da er allein war, ließ er sich auf das verbotene Gespräch mit ihnen ein. Sie fragten ihn, ob er irgend etwas dringend brauche. Daraufhin meinte er, dass das Schuhe wären. Nachdem er ihnen auch noch seine Größe angegeben hatte, kauften sie am nächsten Tag ein Paar für ihn. Jede von ihnen bezahlte einen Schuh. Damit machten sie sich zur gleichen Zeit wie am Tag vorher wieder auf den Weg dorthin. Nachdem aber weit und breit von ihrem Grenzer nichts zu sehen war, warfen die den Karton mit den Schuhen einfach über den Stacheldrahtzaun. Ob er sie gefunden hat?

Zwei Grenzgänger

Nachdem Gottfried und ich 1950 geheiratet hatten, wurde mir zusätzlich zum Geschäft meines Vaters auch der Ablauf der Hartmeyerschen Firma bekannt. Beides waren Werkstätten, in denen Reparaturen ausgeführt wurden. Während mein Vater Holz verarbeitete, das es in unseren Wäldern gab, war es um das von der Firma Hartmeyer benötigte Material wesentlich schlechter bestellt. Jegliches Metall, aus dem die Ersatzteile zur Reparatur der Autos und auch Motorräder gefertigt wurden, war und blieb noch lange Jahre hindurch in der DDR Mangelware. Somit waren noch immer Gänge über die Grenze nötig, um das Fehlende zu besorgen. Ein großes Problem waren die Autoreifen. Der überwiegende Teil der damaligen Wagen wäre heute allein wegen des Zustandes ihrer Räder nicht durch den TÜV gekommen. Von Profil konnte oft keine Rede mehr sein. Etliche sahen bereits aus, wie die Haut einer rasierten Stachelbeere.

Auch für den eigenen Fuhrpark der Firma Hartmeyer wurde dringend neue Bereifung gebraucht. Also machte sich Gottfried zusammen mit dem Chauffeur Männer eines Tages auf den Weg nach Hohegeiß, um diesen Missstand zu beheben. In normalen Zeiten hätte sich ein Fahrer ins Auto gesetzt, hätte Reifen gekauft, sie im Wagen verstaut und wäre damit nach Haus gefahren. In normalen Zeiten hätte aber in der Firma auch ein Lager bestanden, aus dem man den passenden Reifen nur heraus zu suchen brauchte. Aber von normalen Zeiten waren wir ja weit entfernt. Also blieb nichts anderes übrig: Die zwei mussten sich möglichst ungesehen die drei Kilometer durch den Wald schlagen, um auf dem Rückweg noch vorsichtiger je einen kostbaren Reifen über die Grenze zu rollen. Nachdem aber beide schon mehr als überfällig waren, ahnten wir nichts Gutes. Sicher hatte man sie geschnappt. Als sie auch am nächsten Tag noch wegblieben, wurde der

Kommandant angerufen. Der wusste jedoch nichts und gab die Auskunft, dass sich auch keiner von ihnen im Keller befände, sonst hätte er sie schon nach Haus geschickt. Als sie dann endlich am dritten Tag, hungrig wie die Wölfe, wieder eintrafen, berichteten sie den sorgenvollen Angehörigen von ihrem Erlebnis:

Zwei Russen hatten die Beiden schon auf dem Hinweg gefasst und statt zur Kommandantur mit zu ihren Baracken in den Wald genommen, in denen sie mit ihren Kameraden hausten. Damit für sie keine Langeweile aufkam, hatte man jedem einen Besen in die Hand gedrückt, und damit mussten sie die ganze Zeit den Wald fegen. Etwas zu essen gab es auch erst am zweiten Tag. Für jeden einen Teller Graupensuppe. Dabei hatte Gottfried zur Hochzeit beim Pfarrer und beim Standesbeamten festgelegt, dass Graupensuppe ein Scheidungsgrund sei. Nachdem man sie dann endlich dem Kommandanten vorgeführt und sie ihm die Geschichte ihres Verbleibens berichtet hatten, fing der furchtbar an zu lachen und sagte: „Warum seid ihr auch so dumm und lasst euch schnappen!“ Er gab ihnen die Ausweise zurück, und damit waren sie entlassen. Als sie schon aus der Tür heraus waren, hörten sie immer noch sein lautes Lachen. Ihr Bericht war wohl so ein richtiger Spaß für ihn gewesen. Nach einer Stärkung zu Haus machten sich beide Grenzgänger wieder auf den Weg, in der Hoffnung, diesmal mehr Glück zu haben. Bei einer nochmaligen Festnahme, hätte sich der Kommandant womöglich totgelacht.

Die Bombe

Es war 1949 im März, als zwei Polizisten mit einem Motorrad auf dem Hof der Firma hielten, in die Werkstatt stürmten und Gottfried ganz, ganz vorsichtig einen Behälter aus Metall, er war so in etwa 40 cm lang und 10 cm im Durchmesser, in die Hand drückten. Noch ganz aufgeregt berichteten sie, dass man in ihrem Gefängniskeller das Ofenrohr zum reinigen abgenommen habe, weil der Ofen nicht mehr zog. Doch statt einer Rußverstopfung hatte man diese schwere Büchse darin gefunden, mit der man sie sicher in die Luft sprengen wollte. Ja, und nun sollte dieser mysteriöse Behälter, der wahrscheinlich eine Bombe war, geöffnet und entschärft werden. Also nahm Gottfried (wer auch sonst) diese unheilvolle und sehr schwere Bombe, die, wenn man sie drehte, immer ein dumpfes „KLACK“ von sich gab. Er ging damit über den Hof bis in die Nähe des Hühnerstalles. Dort stand ein Hackklotz, um den herum schon eine Menge gespaltenes Holz lag. Auf diesen legte er das unheilvolle Etwas ganz sanft nieder und versuchte, es nun genau so vorsichtig zu öffnen. Als er zurück schaute, war kein Geselle und auch kein

Polizist zu sehen. Alle hatten sich für den Fall einer Explosion in Sicherheit gebracht.

Vorsichtig, ganz ganz vorsichtig, drehte er nun daran mit einem entsprechenden Werkzeug. Bald war die Hemmschwelle überwunden und ganz, ganz langsam löste er den oberen Teil. Beim Abnehmen kam etwas gelber Stoff zum Vorschein. Er versuchte auch diesen ganz vorsichtig herauszuziehen. Es waren Staubtücher. Doch da machte es auch schon, doch diesmal in hellen Tönen „KLICK, KLICK, KLICK, KLICK“, und er traute seinen Augen nicht. Vor ihm lagen lauter große Goldmünzen! Er zog weiter an dem Tuch und schon rutschten noch drei Stangen aus reinem Gold und weitere Münzen heraus. Wieder schaute er sich um, aber noch immer war niemand zu sehen, außer ein paar Köpfen in Deckung hinter den Werkstattfenstern. Keiner von denen konnte beobachten, was da unten auf dem Hackklotz vor sich ging.

Nachdem Gottfried tief Luft geholt hatte, sich von der nervlichen Spannung und der darauf folgenden Überraschung erholt hatte, winkte er die anderen heran. Als sie neugierig ihre Köpfe um die Ecke reckten, war er schon dabei, die Goldstücke aus dem Holz zu sammeln und sie sorgfältig wieder in den Behälter zu füllen. Nachdem alle den kostbaren Fund mit zum Teil offenen Mündern bestaunt und bewundert hatten, nahmen die beiden Polizisten ihre „Bombe“ wieder an sich und schwangen sich, als wäre der Teufel hinter ihnen her, auf ihr Motorrad. Gerade wollten sie abbrausen, als Gottfried sie noch einmal zurück rief. Er hatte noch ein paar Stücke zwischen den Scheiten funkeln sehen, sie aufgelesen, und übergab die ebenfalls gewissenhaft. Die aufgeregten Ordnungshüter steckten auch diese ein, und dann waren sie auch schon fort, auf dem Weg zur Kommandantur. Es stellte sich heraus, dass das Gold, es waren zwölf Kilo, jetzt noch mehr Aufregung verursachte als die vermeintliche Bombe. Vor und innerhalb des Hauses, in dem es aufbewahrt wurde, stellte man eine riesige Wachmannschaft auf, bis eine russische Eskorte kam und es abholte.

Wer mag das gewesen sein, der mit diesem Schatz auf dem Weg in den Westen gefasst, in den Keller gesperrt wurde, und dort in Panik die „Bombe“ im Ofenrohr versteckte? Als die beiden Polizisten und das Gold verschwunden waren, wurden auch die Köpfe wieder klar. Gottfried hat danach noch mehrere Male gründlich jedes Scheit Holz umgedreht, in der Hoffnung, noch ein übersehenes Goldstück zu finden. Umsonst!! Einige Wochen darauf hat er für viel Geld, Gold für unsere Verlobungsringe gekauft.

Schneegeschichten

Es war im Winter, so um 1950/51. Berge, Wälder, Städte und Dörfer lagen unter einer dicken Schneedecke. Sie hatte sich über Nacht gebildet, und am frühen Morgen mussten die Straßen von den Schneepflügen, die vorn an einem Lastwagen oder Trecker befestigt waren, geräumt werden. Oft kam es vor, dass sie gerade von einer Tour zurück gekommen, auch schon die nächste fahren mussten. Die Flocken wirbelten nur so vom Himmel und begruben unter sich alles Schöne, Hässliche und die ganze Landschaft.

Eines Morgens hielt ein Fahrer mit seinem Laster vor Tanne an, um die Pflüge enger zu stellen, denn die zu passierende Tanner Brücke war schmaler als die Landstraße. Doch wie wunderte er sich, als er plötzlich auf der Spitze des hinteren Pfluges einen kleinen dünnen, sich festklammernden, schon halb erfrorenen Mann baumeln sah. Der Fahrer, er besaß einen trockenen Humor, sagte dementsprechend empört: „Also, Herr Tietze, sich einfach heimlich hinten drauf schwingen und ohne zu bezahlen mitzufahren, so geht das nicht!“ Nachdem der arme Geschundene, nun endlich im Führerhaus sitzend, schon etwas aufgetaut war, berichtete er, wie es zu seinem Malheur gekommen war. Er wollte im Ort zwischen Bahnhof und Hotel „Frenzel“ nur die Straße überqueren, als der Schneepflug kam. Also wartete er, bis der durch war und lief dann gleich los. Schließlich war es sehr kalt, und er wollte so schnell wie möglich nach Haus gelangen. Was er jedoch bei dem Schneegeöber nicht wahrgenommen hatte, war der an einer Stange hinten befestigte zweite Pflug. Und dieser wurde ihm zum Verhängnis. Der hatte ihn ganz einfach „aufgeladen“. Ob er nun wollte oder nicht, ihm blieb keine andere Wahl, als sich, so gut es ging festzuklammern, in der Hoffnung, diese Tortur lebend zu überstehen. Wäre die schmale Brücke nach etwa drei km Fahrt nicht gewesen, wer weiß was aus dem armen Gepeinigten geworden wäre. Dann kam es so, wie es wohl kommen musste: Der letztlich doch noch glimpflich geendete Zwischenfall machte überall seine Runde. Hier, wie auch anderswo gilt das alte Sprichwort: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! Alle lachten - nur Herr Tietze nicht.

Doch es gab noch andere, denen der Schnee zum Verhängnis wurde. Im folgenden Fall wurde er sogar indirekt zum Verräter. Da klingelte eines Tages das Telefon bei der Firma Hartmeyer. Der Anruf kam von der Polizei, die auf der Heilstätte stationiert war. Sie bestellte einen Wagen, der einen Lastwagen abschleppen sollte. Also stieg Gottfried in den Horch, einen umgebauten Funkwagen der Wehrmacht, denn der hatte Allradantrieb und bewältigte solche Probleme spielend. Am Ziel angekommen stellte sich heraus, dass es sich um einen mit Autoreifen hoch beladener Lastwagen

handelte, der aus dem Westen kommend an der Grenze im Schnee stecken geblieben war und sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte. Zudem war noch ein Defekt aufgetreten, so dass die Stadt Halle, wohin die illegale Fracht befördert werden sollte, nicht mehr ohne Hilfe zu erreichen war. Alle Reifen wurden auf den Horch umgepackt, und nach zweimaliger Fahrt waren sie auf dem Hof der Firma Hartmeyer gelandet. Die Begleiter der heißen Ware baten darum, diese doch solange im Keller aufzubewahren, bis sie abgeholt würden. Dass über die ganze Angelegenheit geschwiegen werden musste, war jedem klar. Es wurde sogar befohlen, denn hinter dieser Transaktion steckte die SED. Für Privatpersonen wäre Gleiches ein schlimmes Vergehen gegen den Arbeiter- und Bauernstaat gewesen.

Es vergingen acht Tage, bis ein LKW vorfuhr und sich im Büro drei Männer meldeten. Sie waren gekommen, um die zwischengelagerten Reifen abzuholen. Der geschäftliche Teil sollte seiner Brisanz wegen nicht im Büro, sondern im Wohnzimmer verhandelt werden. So wollten sie es. Dankbar kosteten sie von dem „kapitalistischen“ Bohnenkaffee, den ihnen meine Schwiegermutter servierte. Alle drei waren höhere SED Funktionäre. Sie waren höflich, hatten sich mit Namen vorgestellt. Zwei der Namen haben wir vergessen, aber der des Hauptsprechers ist uns in Erinnerung geblieben. Er lautete Honecker. Ja, es war tatsächlich derselbe „Honni“, der zu späterer Zeit in die oberste Position der DDR aufrücken sollte. Als er sich verabschiedete, sagte er zu meinen Schwiegereltern: „Sollten Sie irgendwann einmal Schwierigkeiten haben, dann wenden Sie sich bitte an mich, ich werde ihnen zu jeder Zeit hilfreich zur Seite stehen!“ Dann fuhren sie mit ihrer Ladung ab nach Halle.

Die Polizei

Bei der Grenzpolizei gab es, so wie überall, Schlendriane, Eifrige und Übereifrige. Normalerweise sind es erstere, die einen Verein, auch den der Polizei, in Verruf bringen. In folgendem Fall war es umgekehrt. Zwei Grenzpolizisten durchstreiften in der Nähe der Heilstätte den Wald, ließen ihre Blicke durch Bäume und Büsche schweifen, immer auf der Suche nach irgend etwas Verdächtigem. Wenn sich etwas bewegte, konnte das nur ein Grenzgänger sein... Plötzlich gewahrten sie einen Schatten, der sich zwar nicht bewegte, aber trotzdem sehr verdächtig aussah. Sie eilten darauf zu und entdeckten hinter den Büschen ein Motorrad. Ein Motorrad gehört nicht an die Grenze! Es war somit verdächtig und wurde also konfisziert. Auf der Kommandantur in Benneckenstein war man voll des Lobes, und nachdem

man eiligst einen Bericht verfasst hatte, wurde das Korpus Delikti auf einen Laster geladen - und ab ging die Post nach Erfurt! In Benneckenstein erwartete man derweil mit Stolz geschwellter Brust die Reaktion der Bezirksstelle. Man hatte schließlich einen Beweis seiner Wachsamkeit erbracht - und noch dazu ein wertvolles Krad für die Polizeidienste abgeliefert. So ein Zweirad stellte einen ungeheuren Wert dar.

Der Laster war noch nicht in Erfurt angekommen, als anderen Orts sich ein armer Grenzsoldat nach verzweifelterm Suchen, hängenden Kopfes entschloss, seinem Vorgesetzten zu melden, dass man ihm sein Motorrad „geklaut“ habe. Dabei hatte er es doch nur bei der Heilstätte abgestellt, um dort einen Befehl auszuführen. Oh, wie war das peinlich, als man sich nochmals nach Erfurt wenden musste, um mitzuteilen, dass man eines seiner eigenen Räder konfisziert hatte. Da hingegen stand der fahrbare Untersatz eines anderen Volkspolizisten, kurz „Vopo“ genannt, sicher in der Werkstatt der Firma Hartmeyer. Der konnte nicht geklaut werden. Und da er keinen Vergaser hatte, konnte auch keiner damit davonfahren. Allerdings zum Leidwesen seines Besitzers. So lag der Gottfried immer wieder in den Ohren, doch alles zu tun, um ihm das fehlende Stück zu beschaffen. Aber woher nehmen, wenn nicht stehlen? Da musste ja erst ein anderes Fahrzeug dieser Art ausgeschlachtet werden, und der Vergaser daran musste in Ordnung und passend für dieses Motorrad sein. Aber wo, wann und in welcher Werkstatt wurde ein solches Wrack eingeliefert? Wäre es ein Dienstfahrzeug der Polizei gewesen, hätte man längst angefordert, das Ersatzteil aus dem Westen zu holen. Doch dieses war sein privates, und da sah die Sache anders aus.

So vergingen zwei Monate. Gottfried war wochentags immer auf Suche. Schon allein aus dem Grund, endlich wieder seine Ruhe vor den quälenden Fragen zu haben. Aber an den Sonntagabenden gingen wir zum Tanzen. Obwohl bei diesen Veranstaltungen kaum Alkohol getrunken wurde, der war viel zu teuer, herrschte doch immer eine großartige Stimmung, die uns auch noch auf unserem Heimweg erhalten blieb. Und der verliehen wir für gewöhnlich durch gemeinsames Singen Ausdruck. Eingehakt mit all den anderen, zogen wir in langen Reihen vom Ortsende, wo unser Tanzlokal lag, mit Gesang durch die Stadt, bis sich einer nach dem anderen verabschiedete. Dieser Abschluss war stets noch ein extra Spaß für uns. Allerdings nicht für die Anwohner auf unserem Weg, die unweigerlich von unserem heroischen Gesang schnöde aus ihrem Schlaf gerissen wurden. Also, was lag näher für sie, als sich bei der Ortspolizei zu beschweren. Und diese „Freunde und Helfer“ wachten dann, nachdem das letzte Lied im Tanzsaal verklungen war, auf der Straße über das Gesetz. Nur, sie waren nicht auf unserer, sondern auf der Seite der im Schlaf Gestörten. Hier schrieben sie, und eigentlich war das

bei der Dunkelheit eine beachtliche Leistung, alle Namen von denen auf, die sie erkannten, oder deren Stimme sie heraus gehört hatten. Das Resultat war eine Strafanzeige wegen „ruhestörenden Lärmes“. Zehn Mark hatten alle namentlich Notierten zu entrichten. Gottfried bekam so einen Schein und ich auch. Wir waren ja zu der Zeit noch verlobt und nicht verheiratet. Vielleicht hätten wir sonst nur einen für zehn - oder auch einen für zwanzig Mark bekommen? – eine interessante Frage!?

Nach dem ersten Schreck, den das verhängnisvolle Schreiben verursacht hatte, konnte ich mir ein leichtes Grinsen nicht verkneifen. Mir fiel ein, dass mir, als ich meinem Vater bei der Buchhaltung geholfen hatte, einmal ein ähnlicher Schein in die Hände gefallen war, der auf seinen Namen lautete. Ihm muss sehr viel daran gelegen haben, denn das Schriftstück stammte noch aus seiner Jugendzeit und wurde einst, anno 1915, auf einem Polizeirevier in Königsberg ausgestellt. Die Straftat lautete ebenfalls: „ruhestörender Lärm!“ Vater hatte mir bereits gestanden, dass er auch gesungen hatte. So nahm ich also sein schon sehr altes und mein ganz neues Schreiben zur Hand und legte ihm beide vor.

Während ich ganz gewissenhaft meine Strafe sofort einzahlte, sagte Gottfried: „Ich denke überhaupt nicht daran!“ Dabei hatten wir uns schon gewundert, dass wir überhaupt mit einem Strafzettel bedacht wurden, denn bisher waren wir nach unseren „Gesangseinlagen in der Bahnhofstraße“ stets von derartigen Anzeigen verschont geblieben. Der Grund war, dass an der betreffenden Stelle ein „Gesetzhüter“ saß, der aufgrund seines reparaturbedürftigen Autos ziemlich von der Firma Hartmeyer und den Teilen aus dem Westen abhängig war. Er sagte dann, dass bei ihm etwas „in den Papierkorb“ gefallen sei. Aber vielleicht hatte er diesmal gerade die Masern. Nach einer gewissen Zeit bekam Gottfried ein zweites Schreiben. Diesmal wegen unterlassener Zahlung, mit fünf Mark Extragebühr versehen. Er ignorierte auch dieses. Außerdem hatte er nach genauem Hinsehen festgestellt, dass es sich bei dem Vopo, der das Strafmandat unterschrieben hatte, um eben denselben handelte, der so sehnsüchtig auf einen neuen Vergaser wartete. Es folgte eine zweite Mahnung, wieder mit fünf Mark Aufgeld. Ja, und dann trafen an einem Tag drei Ereignisse zusammen:

An dem Vormittag war es Gottfried endlich gelungen, in Nordhausen einen Vergaser aufzutreiben. Am Mittag traf mit der Post unter Androhung einer Gefängnisstrafe eine letzte Mahnung ein, nun schon auf 25 Mark aufgestockt. Und am Nachmittag kam besagter Vopo in die Firma. Dort spielte sich folgender Dialog ab. Gottfried sagte: „Jetzt habe ich einen Vergaser da, der für dein Motorrad passt!“ Darauf ein Freudenschrei und fast

eine Umarmung. Doch Gottfried fuhr fort: „Ja, das tut mir sehr leid für dich, aber den kannst du nicht haben!“ Ein ungläubiger Ausruf folgte: „Wieso kann ich den nicht haben?“ „Weil da noch ein anderer ist, der auch so einen braucht und mehr zahlt! Ich brauche viel Geld, weil ich nämlich eine Strafe zu bezahlen habe, und sonst ins Gefängnis muss!“ Dabei zog er den Strafzettel und die Mahnungen mit Nachzahlungen aus der Brieftasche, legte sie dem verblüfften Vopo vor und zeigte insbesondere auf die Unterschrift des ersten Schreibens. Die Reaktion des Konfrontierten war erst Erstaunen, dann sagte der mit verwirrter, entschuldigender Stimme: „Ich hatte so viel zu unterschreiben, da habe ich doch nicht mehr auf die Namen geachtet!“ Er zückte sein Portemonnaie, entnahm ihm erst einmal 25 Mark, drückte sie Gottfried in die Hand und fragte ungeduldig: „Nun sag mir endlich, was der Vergaser kostet!“ Gottfried steckte in aller Ruhe die Scheine in seine Geldbörse mit den Worten: „Siehst du, das habe ich nur gewollt, dass du den Strafzettel, den du mir aufgebrummt hast, auch selber bezahlst!“ Trotz alledem verließ kein wütender, sondern ein seliger Vopo die Werkstatt.

Kapitel 4

Endlich Soldat

Oft wurden Gottfried und ich gefragt, ob wir uns nicht schon als Kinder gekannt haben, da wir doch beide aus dem gleichen Ort stammen. Wir mussten es immer verneinen, obwohl wir uns ganz sicher schon des Öfteren begegnet waren. Erst viel, viel später stellte sich heraus, dass es da vor langer Zeit schon einmal einen gravierenden Zusammenprall gegeben hatte. Aber zur Zeit unserer Befragung war uns davon noch nichts bewusst. „Damals“ war schon allein unser Altersunterschied ein beachtliches Hindernis zum näheren Kennenlernen. Welch größerer Junge interessiert sich schon für kleine Mädchen? Ich war neun Jahre alt und Gottfried sechzehn, als er die Schule verließ, nach Magdeburg ging und dort eine kaufmännische Lehre absolvierte. Der Vater hatte beschlossen, dem älteren seiner zwei Söhne die Werkstatt anzuvertrauen, während der jüngere, Gottfried, den kaufmännischen Bereich fest in den Griff bekommen sollte.

Als er mit achtzehn Jahren am Ende seiner Lehrzeit angelangt war und der Termin für seine Abschlussprüfung feststand, bekamen kurzfristig zwei Lehrkräfte, die für die Abnahme zuständig waren, ihren Stellungsbefehl. Da sie nun für eine Prüfung nicht mehr zur Verfügung stehen konnten, musste diese verschoben werden. Aus dem gleichen Grund platzte ein zweiter dafür angesetzter Zeitpunkt. Für den dritten, an dem die Prüfung auch tatsächlich stattfand, war es für Gottfried zu spät. Denn im Glauben, bei seiner Einberufung bereits ein ausgebildeter Kaufmann zu sein, hatte er sich schon früh freiwillig zum Wehrdienst gemeldet. Er wollte unbedingt mithelfen, das Vaterland zu retten. Die Frist, die ihm bis zu seiner Einberufung gewährt wurde, langte aber nicht mehr, um an der endgültig stattfindenden Abschlussprüfung teilzunehmen. Somit wurde er also im Stand eines Lehrlings zum Militär eingezogen. Dabei hatte ihm der schon ältere Soldat, der auf dem Wehersatzamt seine Pflicht tat, mit besorgter Mine gesagt: „Junge, nun mach doch langsam. Du kommst doch noch früh genug dahin!“

Groß-Glienicke bei Potsdam war die erste Station, wo sich Gottfried als Rekrut zu melden hatte. Bei Frankfurt an der Oder wurden er und seine Kameraden zu Panzerfahrer ausgebildet. Noch einige Orte kamen hinzu, die sie durchlaufen mussten, der letzte lag hinter Prag. Von dort aus ging es dann „endlich“ mit der Bahn nach Wien, um die Panzer zu übernehmen. Ein paar Tage waren den frisch Ausgebildeten hier noch vergönnt, bis alles geregelt war und alle Panzer bereitstanden, mit denen es an die Front gehen sollte. Diese Zeit nutzten sie ausgiebig aus, und voller Begeisterung durchstreiften sie die schöne Stadt an der Donau. Besonders die Sprache hatte es ihnen angetan. Aus diesem Grunde fragten sie auch alle paar Meter, besonders die jungen Mädchen, wo es denn zum Prater ginge. Hingebungsvoll lauschten sie den Stimmen mit dem so besonderen Singsang, die immer wieder den Weg beschrieben, den sie mit der Zeit schon alle so gut kannten. Dazu kam diese besondere Atmosphäre in den kleinen Cafés, wo sie bei Schrammelmusik ihren Wein tranken. Im Hotel Sacher wurde sogar zu Mittag gespeist. Natürlich gab es zu der Zeit keine großen Menüs, so wie man sie eigentlich in einem solchen Nobelhaus erwarten und voraussetzen durfte. Nein, dazu waren die Zeiten zu schlecht.

Jeder Zivilist, der hier seine Mahlzeit einnehmen wollte, musste wie auch in allen anderen Lokalen, dem Ober erst einmal seine Lebensmittelkarte hinhalten. Der schnippelte dann so einige Abschnitte Fett-, Fleisch- oder Zuckerration heraus, und erst dann wurde der Gast entsprechend seiner Markenwerte bedient. Jedoch für die Soldaten galt diese Regel nicht. Jedem wurde ein Teller Eintopf serviert. Und alle Soldaten, besonders die jungen, hatten immer großen Appetit. Allein welcher Genuss, auch wenn es nur eine

simple Suppe war, diese an einer so edlen Stätte vom Teller löffeln zu dürfen. Aber da war ja auch noch der Prater, nach dessen Weg sie so oft gefragt hatten. Beeindruckend war er. Sehr beeindruckend! Besonders das Riesenrad. Gottfried und zwei seiner Kameraden hatten nichts eiligeres zu tun, als sich sofort in eine der Gondeln zu schwingen, im Glauben, die anderen würden folgen. Nur, die taten es nicht. Als es die drei Sprinter bemerkten, war es für sie zum Aussteigen zu spät, denn sie waren bereits ein Stück in die Höhe geglitten. Nun hat dieses einmalige Riesenrad im Prater die Eigenschaft, sich nicht wie all die anderen mickrigen Jahrmarktsräder mit großer Geschwindigkeit zu drehen. Nein. Die Gondel macht immer nur einen sanften Ruck in die Höhe und verharrt dann erst eine Weile, damit jedem Insassen auch die Zeit bleibt, in Ruhe und mit Genuss den Blick in die Gegend schweifen zu lassen. Auch die drei schnöde in Stich gelassenen Panzerfahrer taten dies. Dazu behielten sie immer die anderen Kameraden da unten im Blickfeld, denn die hatten ja die Mädchen bei sich. Die Wartezeit bis zum nächsten sanften Ruck kam ihnen vor wie ein Gummiband. Sie zog sich immer mehr in die Länge. Aber wie seltsam wurde ihnen erst, als sie ganz oben beim schönsten Ausblick angekommen waren und mit ansehen mussten, wie sich ihre Kameraden nach einem letzten Zuwinken mit den Begleiterinnen entfernten! Somit war ihnen klar, dass diese und die netten Wienerinnen für diesen Tag verschwunden waren.

Es wird ernst

Dann waren die Panzer parat und einsatzbereit. Die schöne Zeit in Wien zu Ende. Die Kettenfahrzeuge wurden aus dem Werk zum Bahnhof gefahren, dort verladen, und dann rollte der Zug mit ihnen und den dazugehörenden Soldaten in Richtung Frankreich. Hinter Paris, im Wald von Compiègne, wurden sie entladen und die Panzerbesatzungen zusammengestellt. Jede bestand aus fünf Mann: Dem Kommandanten, dem Fahrer, dem Richtschützen, dem Funker und dem Ladeschützen. Dann zogen sie als eine vollkommen neu aufgestellte Einheit in die Normandie, an die vorderste Front. Die Invasion der Westmächte hatte 1944 begonnen und sie sollten helfen, den Feind zurück zu schlagen.

Etwa vier Wochen nach dem Eintreffen wurde Gottfried während einer Kampfhandlung verwundet. Eine Granate war direkt vor seinem Panzer eingeschlagen. Ein Splitter davon drang durch die untere geöffnete Entlüftungsklappe ein. Er schlug nach oben hinter den Sehspiegel, prallte dort ab, sauste wieder nach unten und schlug in sein rechtes Knie ein. Direkt vor

dem Spiegel befand sich der Sehschlitz, gegen dessen oberen gepolsterten Rand der Panzerfahrer die Stirn legen musste. Es geschah am 13. August 1944. Ein paar Tage darauf wurde er, nachdem das Bein immer mehr angeschwollen war und nicht mehr in das Hosenbein passte, mit anderen Verwundeten nach Paris unter den Eiffelturm transportiert, wo sich ein Hauptverbandsplatz befand. Später kam er nach Olpe in ein Lazarett. Es gab noch einige Tage Genesungsurlaub in der Heimat, dann ging es zurück an die Front. Im Nachhinein konnten wir feststellen, dass er des Öfteren einen Schutzengel hatte, obwohl dies, zum Zeitpunkt des Unglücks stets gar nicht so aussah. Und jedes Mal ereignete sich derartiges am 13. eines Monats.

Als er nach seiner Verwundung wieder geheilt bei seiner Truppe eintraf, stellte sich heraus, dass diese nach Tagen ununterbrochener harter Kämpfe sehr große Verluste erlitten hatte. Viele seiner Kameraden hatten nicht überlebt, und nur wenige Panzer waren noch einsatzbereit. So fuhr er mit etwa zehn Mann zurück in einen Ort bei Düsseldorf, um neue Panzer abzuholen. Hier angekommen wurden sie in Privatquartieren untergebracht. Das kam öfter vor, wenn ein Trupp Soldaten in einem Ort stationiert wurde, für die anderweitig keine Übernachtungsmöglichkeiten vorhanden waren. Und stets meldeten sich genügend Einwohner, um einen dieser Landser für eine oder gar mehrere Nächte aufzunehmen. Auch wenn man nur die Couch im Wohnzimmer zur Verfügung stellen konnte. Gottfried hatte zwei nette Wirtsleute. Es war eine Mutter mit ihrer Tochter. Letztere musste als Dienstverpflichtete in einer Sauerkrautfabrik arbeiten. Er wurde von ihnen begrüßt mit den Worten: „Endlich mal einen dreckigen Frontsoldaten und nicht immer nur welche aus der Schreibstube!“ Nach dem Abendessen ging er, nun gesättigt und gereinigt, zu der Verabredung, die er mit seinen Kameraden getroffen hatte. Außerdem hatten sie an dem Tag noch Marketenderware erhalten, wobei auch Alkoholisches war. Eigentlich sollten solche Extrarationen ja etwas länger reichen, aber diese Panzergruppe „vernichtete“ alles, was sie empfangen hatte, an diesem einen Abend.

Es wurde sehr spät, bis jeder Soldat - und keiner war mehr nüchtern - zu seinem Quartier aufbrach. Gottfried hatte, dort angekommen, die Haustür vorsichtig geöffnet, sie wieder verschlossen und den Schlüssel gut in der Jackentasche verstaut. Alles ganz leise, denn hier war Rücksichtnahme geboten! Jetzt lag nur noch eine lange, knarrende Holztreppe vor ihm. Um seine netten Wirtsleute, Mutter und Tochter, nicht aus dem Schlaf zu reißen, zog er vorsichtshalber die Schuhe aus. So stieg er dann ganz leise auf Strümpfen, eine Hand am Geländer, in der anderen die Schuhe haltend nach oben. Doch ach, wie war das peinlich: Nach Erreichen der obersten Stufe rutschten ihm die Stiefel aus der Hand und polterten mit einem Mordslärm,

Stufe für Stufe nehmend, den ganzen Weg wieder dahin zurück, wo sie vorher so fürsorglich in die Hand genommen wurden. Beim zweiten Aufstieg war er nicht mehr allein. Da standen seine Wirtinnen oben auf der Treppe, und beide haben sich köstlich amüsiert, als sie den Grund des nächtlichen Lärms erkannt hatten. Einige Wochen später, wieder im Fronteinsatz, stoppte Gottfried den Panzer vor einer Weggabelung und fragte seinen Richtschützen, der oben auf dem Turm bei geöffneter Luke Ausschau hielt, ob er rechts oder links fahren müsse. Doch ehe er noch eine Antwort erhielt, krachte es auch schon genau vor ihnen. Alle Insassen wussten, hätte er nicht gehalten um zu fragen, hätte es einen Volltreffer gegeben. Das Datum zeigte den 13. des Monats.

Es war schon auf dem langen Rückmarsch bei Düren, als es eine ganz gewaltige Explosion gab. Sie spielte sich direkt vor den Köpfen der Panzerbesatzung ab. Aber alle Insassen waren wie durch ein Wunder unversehrt. Nachdem sich der erste Schock gelegt hatte, stieg der Richtschütze aus, um zu erkunden was passiert war. Nur Gottfried als Fahrer konnte ihn durch den Spiegel sehen, der verwinkelt an dem Sehschlitze angebracht war. Wie musste er lachen, trotz des gerade überstandenen Schreckens, als er einen total schwarzen Kameraden erblickte, bei dem nur noch die Augen im Gesicht hell heraus leuchteten. Als dessen Blick sich auf das Fahrzeug richtete, riss der auch noch seinen Mund weit auf. Diese verständliche Reaktion kam daher, weil er nun einen Panzer sah, der statt eines Kanonenrohrs nur noch so etwas wie eine lädierte Fackeltüte hatte. Der Turm war unbeschädigt, aber das dran befestigte Rohr war nach einigen Zentimeter nur noch zersplittert, gespalten und verbogen. Nun stieg auch der Rest der Besatzung aus der Luke und gesellte sich zu dem immer noch verblüfft dreinschauenden Richtschützen. Als der seine Kameraden erblickte, fing er seinerseits an, herzlich zu lachen. Denn alle, die da heraus gekrochen kamen, waren ebenfalls so schwarz wie die Nacht. Jetzt wurde allen klar, dass sie einen Rohrkrepiierer hatten. Die letzte Granate, die sie abgeschossen hatten, war im Rohr explodiert. Wieder einmal hatten sie Glück im Unglück gehabt. Sie alle waren zwar total schwarz vom Rauch und Pulverdampf, der in das Innere des Panzers eingedrungen war, aber sie waren unversehrt geblieben! Es war wieder an einem 13. des Monats.

Doch was nutzt ein Panzer, aus dem nicht mehr geschossen werden kann. So hieß es erneut für den Fahrer und Richtschützen: Zurück nach Düsseldorf, um einen neuen zu holen! Danach mussten sie an der Front erst ihre Einheit suchen. Unterdessen sah es für das ganze deutsche Heer, das vor der Übermacht der feindlichen Truppen zurückwich, schon mehr als bedenklich aus. Die Kämpfe fanden bereits auf deutschem Boden statt. Es dauerte nur noch ein paar Wochen, es muss der 10. März 1945 gewesen sein,

als der Kompaniechef nach schweren Kämpfen den kläglichen Rest seiner Panzereinheit zusammenrief, um ihnen mitzuteilen, dass sie aufgelöst wird. Jeder sollte auf eigene Faust versuchen, über den Rhein zu kommen und die feindlichen Linien zu durchbrechen. Sie befanden sich bereits in einem Kessel. Als nächster Sammelpunkt wurde Dresden angegeben.

Hat dieser Chef, es war der Oberleutnant Freiherr von Manteuffel, ein Neffe des damals allbekannten Panzergenerals von Manteuffel, wirklich daran geglaubt, die schon so lädierte Truppe mit ihren Panzern in Dresden wieder anzutreffen? Ich kann es mir nicht vorstellen. Hätte er seine Order allerdings anders formuliert, wie zum Beispiel: „Kameraden fahrt los, versucht den für uns hoffnungslosen Krieg zu überleben und kommt gut nach Haus“, dann hätte das für ihn ein Todesurteil sein können. Jeder Hitlerstreue wäre berechtigt gewesen, einen „Vaterlandsverräter“ standrechtlich zu erschießen. Leider gab es solche Fanatiker auch noch zu dem Zeitpunkt, als von Deutschland nur noch ein kleiner Fleck auf der Landkarte übrig war. Selbst als Berlin schon von der russischen Armee eingeschlossen war, gaukelte Göbbels den Soldaten und den Zivilisten noch vor, dass der Schicksalskampf gegen die feindlichen Mächte noch nicht verloren sei. Eine „Wunderwaffe“ sollte das Blatt noch wenden. Mit der Ankündigung der neuen Waffe, von der schon lange vorher gemunkelt wurde, rief er mit seinen, wie stets fanatischen Aussagen, sogar bei den Westmächten Bedenken hervor. Diese verzögerten auf Grund dessen, wie sich später erwies, ihren bereits begonnenen forschen Vormarsch auf deutschem Boden. Die Wunderwaffe, die stets dann Erwähnung fand, wenn die deutsche Wehrmacht besonders große Verluste erlitten hatte, war die sogenannte „V2“. Es war ein offenes Geheimnis, dass in einer unterirdischen Fabrik bei Niedersachswerfen im Harz an ihr gearbeitet wurde. Welche Bedingungen dort herrschten, wurde erst offenbar, nachdem die Raketenschmiede im Kohnstein von den Amerikanern eingenommen worden war. Die Arbeiter waren Häftlinge. Von den Amerikanern befreit, konnten nur noch wenige der ausgemergelten Gestalten nach Zeiten der Unmenschlichkeit den Berg verlassen und das Tageslicht erblicken. Die Menschen aus der Umgegend hatten zwar geahnt, dass dort etwas vor sich ging, waren aber erschüttert, als sie das ganze Ausmaß des Dramas erblickten.

Einige Fanatiker glaubten bis zuletzt noch an den Endsieg, auch als der Rest der Panzereinheit aufgelöst wurde. Jeder erhielt einen Zettel, der aus ganz dünnem Papier bestand und nur etwa 6 x 2 cm groß war. Darauf stand geschrieben, dass der Inhaber dieses Scheines sich als „Wehrwolf“ durch die feindlichen Linien zu schlagen hatte, bis zum nächsten Sammelpunkt Dresden. Dieses Minischreiben bescheinigte jedem, der von deutschen

Truppen aufgespürt wurde, dass er kein Deserteur war. Ohne diese Legitimation wäre jeder standrechtlich erschossen worden. Wurde dieses Schreiben allerdings vom Feind gefunden, so waren die Chancen, davonzukommen, ebenfalls gleich Null. In dem Fall war es kein Soldat mehr, den man gefangen nahm, sondern ein „Wehrwolf“ der standrechtlich erschossen wurde. Deshalb versteckte man dieses brisante Schreiben in einer dafür präparierten Zigarette und legten sie zu den anderen.

So zogen sie dann los, von nun an jeder auf sich allein gestellt. Mit seinem Richtschützen gelang es Gottfried mit dem Panzer bei Rehmagen auf einer Eisenbahnbrücke über den Rhein zu kommen. Sie fanden noch einen stillen Wald, worin sie sich für eine Nacht verbergen konnten. Aber was blieb ihnen anderes übrig, sie hatten keine Wahl mehr. Nachdem sie festgestellt hatten, dass sie von Amerikanern umgeben waren, sprengten sie wie befohlen ihren Panzer. Besonders eindrucksvoll blieb bis heute in Erinnerung, wie der Lukendeckel des Panzers selbst die höchsten Baumwipfel überflog, bis er wieder auf die Erde herunter krachte. Danach setzten sich beide auf den Erdboden und rauchten ihre letzte Zigarette in Freiheit. Es war die präparierte, mit der sie, rituell, den „Wehrwolf“ mit dem Rauch auslöschten! . Danach gingen sie in Richtung der Feinde, der Amerikaner, und ergaben sich mit erhobenen Händen. Es war der 13. März 1945.

Frankreich

Was folgte, waren drei Jahre Gefangenschaft in Frankreich. Der Anfang gestaltete sich katastrophal. Ein viertel Jahr lang lagen über 100 000 deutsche gefangene Soldaten unter der Bewachung der Amerikaner bei Sinzig am Rhein auf einem Acker unter freiem Himmel. Es regnete. Es regnete ewig! Jeder schabte mit den Händen den Schlamm beiseite, um sich eine Mulde als Lager zu schaffen. Acht Tage lang gab es überhaupt kein Essen, dann einmal täglich eine Wassersuppe. Wochen später gab es noch ein Stückchen Brot dazu. Ihre Uniformen fingen an, am Körper zu faulen, doch einen anderen Schutz gab es nicht. Nicht einmal eine Decke. Jeden Morgen fuhren Lastwagen der Amis an die Tore der mit Stacheldraht umzäunten Camps, um die Männer, welche die Nacht nicht überlebt hatten, aufzuladen und abzutransportieren. Aber auch in der geschundensten Seele herrscht noch ein Lebenswille. Um nicht nur dazuliegen und sich seinem hoffnungslosem Schicksal zu ergeben, rafften sich etliche auf. Sie hakten einander unter, um sich gegenseitig zu stützen. So wankten sie gemeinsam im Regen an den Erdlöchern und den darin liegenden Kameraden vorbei.

Hermann Hahne, ein alter Freund aus unserem Heimatort, der ebenfalls als Kriegsgefangener in diesem Lager war, verfasste später folgende Zeilen, die in unserem Benneckensteiner Heimatheft 1997 veröffentlicht wurden.

Sinzig

*Weite öde Felder von Stacheldraht umgeben,
kein Haus, kein Baum, ist 's möglich hier zu leben?
Scheinbar nein, und doch existiert in der Erde Schoß,
eingewühlt in Löchern, vieler Menschen Elendslos.
Die große deutsche Wehrmacht, sie ist nicht mehr.
Vergebens waren blutige Kämpfe um Sieg und um Ehr.
Deutsche Soldaten, einst siegreich und stolz,
jetzt prügelt ihr euch um ein Stückchen Holz.
Ja, ein Stückchen Holz zum Kochen von Essen,
das wird uns vom Ami allzu karg bemessen.
Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel,
so manchem Leben setzt der Hunger hier sein Ziel.
Dem Ziehen der Wolken siehst du ängstlich zu,
bringen sie Regen oder lassen sie dich in Ruh' ?
Bei nächtlichem Regen stapfst du umher,
knöcheltief im Schlamm. „Oh, ich kann nicht mehr!“
Keine Zeltbahn, keine Decke schützt die Gestalten,
schutzlos preisgegeben den Naturgewalten.
Und ringsum im Rheintal Grünen und Blühen,
Sonntags sehen wir lachende Menschen vorüber ziehen.
Ja, freut euch des Lebens, freut euch und lacht,
aber uns hat man zu Enterbten des Schicksals gemacht.*

Überall auf der Welt ereignen sich Zufälle. Manchmal sind diese so erstaunlich, dass man sie kaum für möglich hält. Einige davon werden im Laufe der Zeit verdrängt oder entfallen dem Gedächtnis; andere bleiben ewig in Erinnerung. Es gibt jedoch noch eine dritte Art. Das sind diejenigen, deren Geschehen als Fügung, oder gar schon als kleine Wunder bezeichnet werden. Denn sie sind schicksalsbestimmend.

Es geschah in diesem Lager von über 100'000 Mann, dass Gottfried eines Tages von weitem hörte, wie jemand „Hartmeyer!“ rief. Er antwortete mit: „Hier!“ Sie riefen sich so lange zu, bis sie einander gegenüber standen. Es war ein schon älterer Kamerad, der ihn musterte und sagte: „Nein, dich meine ich nicht!“ Nach Befragen stellte sich heraus, dass er einen Carl Hartmeyer aus Kandel suchte, mit dem er in den letzten Jahren stets zusammen war. Erst als sie gemeinsam in Gefangenschaft kamen, wurden sie getrennt. Gottfried konnte ihm sagen, dass der Gesuchte sein Onkel ist, der Bruder seines Vaters. Damit wusste er, dass sein Onkel Carl den Krieg heil überlebt hatte. Später stellte sich heraus, dass der zu diesem Zeitpunkt schon entlassen war. Bald darauf gehörte auch der Kamerad, der da „Hartmeyer!“ gerufen hatte, zu den Glücklichen. Zuhause angekommen suchte jener seinen alten Kumpel Carl auf und erzählte ihm von dem zufälligen Treffen mit seinem Neffen. Dieser schrieb, sobald die Post wieder einigermaßen funktionierte, einen Brief an seinen Bruder nach Benneckenstein, worin er ihm mitteilte, dass sein Sohn Gottfried sich in Frankreich in Gefangenschaft befindet. Für die Eltern war dies die erste Nachricht, die sie über den Verbleib ihres jüngsten Sohnes nach dem Krieg erhielten.

Nach drei Monaten wurden Gruppen zusammengestellt und auf verschiedene Lager innerhalb von Frankreich verteilt. Die, zu der Gottfried gehörte, wurde auf einem Güterzug zu einem amerikanischen Sammellager nach Bolbec transportiert. Die Fahrt ging über Holland und ein Stück durch Belgien. Fuhr der Zug in einen Bahnhof ein, so wurde stets ein dicker Wasserstrahl, der eigentlich für den Kessel der Lokomotive bestimmt war, über die Güterwaggons gerichtet, bis auch der letzte darin stehende Gefangene vollständig durchnässt war. Die Folge davon war bei Gottfried eine fiebrige Halsentzündung. In Bolbec im Lager angekommen, wurde er auf der Krankenstation stationär behandelt und gewogen. Er brachte bei 1,78 m Größe noch 90 Pfund auf die Waage. Seinen Kameraden erging es nicht besser. Doch hier wurde ihnen endlich Kleidung zugeteilt. Den Rest ihrer alten Uniformen konnten sie als faulige Fetzen vom Leib ziehen.

Auch hier ergab sich ein Zufall. Gottfried lag vor seinem Zelt, das er mit ca. 50 Mann teilte, als einige Gefangene vorüber wankten. An der Mütze

des einen las er den Namen „Benneckenstein“, der darauf gestickt war. Dadurch aufmerksam geworden, erkannte er den aus seinem Heimatort Stammenden sofort. Er richtete sich auf, um ihn anzusprechen, aber der Name fiel ihm nicht ein. Inzwischen war der Leidensgenosse mit der so aufschlussreichen Mütze auch schon ein Stück weiter gegangen. Aber da überkam Gottfried ein Blitzgedanke. Er rief einfach ganz laut: „Kaffee!“. Das war der Spitzname der Familie (in Benneckenstein trugen fast alle einen Spitznamen), und „Kaffee“ reagierte auf der Stelle. Obwohl er doch mit richtigem Namen Oberländer hieß. Nach einigen Wochen wurden sie wieder in Gruppen aufgeteilt und jetzt ging es nach Voves, wo sie den Franzosen übergeben wurden. Sie kamen in ein Lager, welches kurz davor von den Amis geräumt worden war. Hier angekommen, stand ihnen ein ganz verzweifelter Lagerverwalter gegenüber, der ihnen fast mit Tränen in den Augen mitteilte, dass er keine Verpflegung aushändigen könne. Es täte ihm leid, aber es sei nichts mehr für sie da. Alle vorhandenen Vorräte hätten die Amerikaner mitgenommen. Auch sie selbst hätten kaum noch etwas zu essen. So wurde also weiter gehungert. Die ersten Tage gab es überhaupt nichts, dann gab es Kommissbrot. Dies wurde aufgeteilt, so gerecht wie nur möglich, und jeder Gefangene bekam ein kleines Stück von einer Scheibe als Tagesration. Bald gab es zusätzlich Suppe als Mittagessen! Viel Wasser, in dem irgend etwas schwamm, was sich bei näherer Überprüfung als kleine Stückchen von einem Kohlblatt erwies. Nach einigen Wochen hieß es erneut „Aufbruch“! Jetzt ging es per Lastwagen in das große Sammellager nach Bourges. Wie sich im Nachhinein herausstellte, war hier die Endstation. Etliche Monate waren seit der Gefangennahme vergangen. Auf all ihren Reisen hatten sie stets einen treuen Begleiter. Das war der Hunger!

Bourges ist eine schöne Stadt mitten in Frankreich. Doch innerhalb des Lagers war von den Schönheiten der Umgebung vorerst nur wenig zu sehen. Im Mittelpunkt ihres Lebens standen die Baracken, in denen sie untergebracht wurden. Jeder versuchte, sein Nachtlager unter den gegebenen Umständen so gut es ging herzurichten. Sie spazierten auch innerhalb des Camps herum, doch in welche Richtung ihr Weg sie auch führte, er endete immer am Stacheldrahtzaun. Mittags wurden die täglichen Rationen ausgeteilt: Ein Schlag Wassersuppe und ein Stückchen Brot.

Dann kam der Tag, an dem ihnen ein anderes Gericht als Mittagessen serviert wurde. Sie hatten sogar das Vergnügen, diese Köstlichkeit noch längere Zeit zu genießen. Statt der üblichen Wassersuppe gab es eine Bohnensuppe mit einer ganz besonderen Einlage. Die Gefangenen gaben dieser inhaltsreichen Suppe bald den Namen „Bofrekä“ (Bohnen fressende Käfer). Wenn sie ihre Portion in ihrem Blechtopf erhalten hatten, bildete sich

trotz eifrigen Rührens permanent auf der Oberfläche eine Zentimeter dicke braune Schicht. Das waren Käfer, die sich in den dicken Bohnen eingestekt hatten. Im Suppenkessel hatten sie ihre Behausung wohl fluchtartig verlassen. Doch auch sie wurden schön durchgekocht, um am Ende mit den Bohnen gemeinsam als Suppe serviert zu werden. Aber die Käfer behaupteten unbeirrt die obere Etage. Verschmähen konnte diese Suppe keiner; einfach zu sagen: „So etwas esse ich nicht“, kam nicht in Frage. Es war immerhin die Ration für einen ganzen Tag, und an den wenigen Kalorien hing ihr Leben. Doch die Not machte auch in diesem Fall erfinderisch: Die Armen und Geplagten, die diesen Fraß hinunter würgen mussten, verschlossen und verhängten alle Fenster und Türen und löffelten diese Unappetitlichkeit in völliger Dunkelheit aus ihren Blechnäpfen.

Nach einigen Wochen, in denen sie zur völligen Untätigkeit verurteilt waren, stellten die Franzosen Arbeitskommandos zusammen. Damit hatte die Eintönigkeit des Lagerlebens ein Ende. Die Gefangenen wurden überall dorthin geschickt, wo es etwas Besonderes, oder auch nur ganz Alltägliches zu verrichten gab. Eine ihrer ersten Aufgaben war es, in Bourges einen Schießplatz zu bauen. Die Straßen wurden von ihnen gesäubert, aber auch Munition mussten sie entschärfen. Als an einige der Gefangenen die Order erging, im Rathaus in Bourges den obersten Boden aufzuräumen und zu säubern, war Gottfried dabei. Welch ein Glückstreffer! Bei diesem Einsatz fand er unter all dem zu entfernenden Gerümpel eine Kostbarkeit, die er heimlich in seiner Kleidung verschwinden ließ. Kein Gefangener durfte so etwas besitzen. Es war ein ganz einfaches, aber noch gut erhaltenes Messer, eines mit dem jeder kultivierte Bürger zusammen mit einer Gabel seine Mahlzeiten einzunehmen pflegt. Über diesen Fund waren auch seine Kameraden selig. Nun brauchten sie zum Beispiel nicht mehr die Brotscheiben mit zurechtgebogenen Rändern von Blechdosen zu zersäbeln. Benutzt wurde dieses kostbare Messer jedoch nur, wenn kein Wachmann in der Nähe war. Nach dem Gebrauch wurde es sofort wieder versteckt. Ja, und dieser einstige Schatz liegt noch heute mit all den anderen Messern in unserem Besteckkasten.

Auf einem dieser Wege zu den Arbeitseinsätzen, zeigte ihnen ein mitfühlender, verständnisvoller Wachmann die Weinbergschnecken! Er pries deren Nahrhaftigkeit und unterwies sie in der Zubereitung. Also wurden die Schnecken gesammelt, obwohl sie so mancher in normalen Zeiten ganz sicher verschmäht hätte. Mit einem Stäbchen wurden sie aus ihren Häusern genommen und im Deckel eines Blechtopfes nach Angaben des Aufsehers gekocht. Und siehe da, man konnte es kaum fassen: ganz oben schwammen keine „Bohnen-fressende-Käfer“, sondern eine dicke Fettschicht hatte sich

gebildet.! Hatte man das Glück gehabt, sich zu dieser Köstlichkeit sogar noch eine Kartoffel zu organisieren, war es das reinste Festessen. Und diese Weinbergschnecken waren es, die den Ausgelaugten und Ausgehungerten wieder so halbwegs auf die Beine halfen. Leider konnten die kleinen, schleimigen Kriecher nur dann aufgesammelt werden, wenn der Weg der Gefangenen zum Arbeitsbereich auch durch eines ihrer Biotope führte. Später wurden den Gefangenen neue Wächter zugeteilt. Es waren marokkanische Soldaten. Sie waren so human, dass sie den stets Hungernden von den Speisen, die in ihrer Küche übrig blieben, abgaben. Natürlich reichte es nicht für alle, aber so etliche konnten hier, wenn auch nur in kleinen Mengen, ihr erstes Couscous probieren.

Es war Anfang 1947, als Gottfried das Glück hatte, vom Lagerkommandanten als Chauffeur angestellt zu werden, dessen Auto er schon des Öfteren repariert hatte. Nachdem sein Vorgänger in die Heimat entlassen worden war, bekam er dieses Angebot und dazu einen Tag Bedenkzeit. Sein „Ehrenwort“ wurde verlangt, dass er keinen Fluchtversuch unternehmen werde, wenn er mit dem Wagen allein unterwegs sein würde. Nachdem er dieses dem Kommandanten gegeben hatte, konnte er die Vertrauensstellung einnehmen. Von da an war die Zeit des Hungers für ihn vorbei, und so blieb es bis zu seiner Entlassung 1948. Damit waren also seit seinem Schulabschluss 1936, dem Beginn seiner Lehre in Magdeburg, der Soldatenzeit bis zu seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft acht Jahre vergangen. Nur, jetzt war ich nicht mehr Neun, sondern Siebzehn, und Gottfried war nicht mehr Sechzehn, sondern inzwischen Vierundzwanzig Jahre alt geworden.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft arbeitete er in der Werkstatt des elterlichen Betriebes als Umschüler. Nach einem halben Jahr legte er so nebenher seine damals versäumte kaufmännische Prüfung ab und nach zwei Jahren auch die KFZ-Gesellenprüfung. Für seinen Vater, der von jeher darauf bedacht gewesen war, beiden Söhnen im eigenen Betrieb ein Ressort zu schaffen, sah jetzt alles ganz anders aus. Denn sein ältester Sohn Heinz ging schon im Sommer 1948, nicht ganz freiwillig (das Regime war gegen ihn) mit seiner Frau nach Duisburg, woher sie stammte. Doch wer einmal der Ostzone den Rücken gekehrt hatte, für den gab es meist kein Zurück mehr. So setzte der Vater jetzt, betrieblich gesehen, seine ganzen Hoffnungen auf den jüngeren Sohn.

Das Jahr 1950

Im Frühjahr 1950 haben Gottfried und ich geheiratet, und im Herbst feierten wir die Goldene Hochzeit meiner Großeltern. Was war das für ein Fest! Der Himmel leuchtete blau und die Sonne strahlte in ihrem vollen Glanz auf uns hernieder. Es war so ein richtiger goldener Oktobertag. Fast alle Einwohner aus dem Dorf kamen, um dem Jubelpaar zu gratulieren. Das Haus konnte kaum alle Gäste fassen. Da traten sogar Platzprobleme bei den Geschenken auf, die ja auch möglichst dekorativ platziert werden sollten. Mit einem Geschenk war es einfach. Eine Nichte meines Großvaters brachte es unter dem Arm geklemmt: Eine schöne weiße Gans, an deren Hals eine große, rote Schleife mit einer goldenen „50“ prangte. Dieses lebende Geschenk wurde ganz einfach samt seiner Zierde auf den Hof zu den Hühnern gesetzt. Hier glaubte man die Gans gut aufgehoben. Keiner dachte mehr an sie, oder erahnte gar ihre eventuell verletzten Gefühle. Keiner fragte sich, fühlt sie sich auch wohl in dieser völlig fremden Umgebung, nur vom Gegacker einer Schar unbekannter Hühner umgeben? Aber wen interessierte an diesem Tag schon die Psyche einer Gans?

Die Glocken läuteten, und alle geladenen Gäste stellten sich in Zweierreihen auf, um gemeinsam mit dem „Goldenen Paar“ den Weg zur Kirche anzutreten. Ganz vorn wurden unsere beiden Kleinsten gestellt: der vierjährige Jürgen und Christine, zwei Jahre alt. Beiden hatte man ein mit Schleifen und Bändern verziertes Körbchen umgehängt, das gefüllt mit Blüten war, die sie dem Jubelpaar auf den Weg streuen sollten. Alle wollten schon feierlich losschreiten, als es zu einem, unvorhergesehenen Zwischenfall kam. Christine weinte. Oder besser gesagt: Sie brüllte aus Leibeskräften. Nach dem Grund befragt, schluchzte sie (und das ganze Leid der Welt lag in ihrer Stimme): „Ich schmeiße keine Blumen weg!“ Es bedurfte einiger Überredungskünste bis sie beruhigt war. Danach konnte sich der Zug endlich in Bewegung setzen. Kein Auto kam gefahren, und somit hatten wir die Straße für uns allein, die gesäumt war von Nachbarn und Anwohner, die so etwas wie ein Spalier bildeten.

Ein besonderes Schauspiel bot sich auf dem Rückweg vor dem Hotel „Bergeshöh“, das seitlich der Straße etwas erhöht liegt und mit schönen, weiß umzäunten Terrassen versehen ist. Zu aller Vergnügen stolzierte da unsere Gans mit ihrer roten Schleife und der goldenen „50“ um den Hals auf einer dieser Terrassen herum. Graziös wie eine Primadonna, die auf einer Freilichtbühne ihr Solo darbietet. Einige der Umstehenden machten dem Auftritt ein Ende, fingen sie ein und brachten sie zu uns. So kam es, dass die Gans schnatternd den Hochzeitszug anführte. Nur, weiß ich heute noch nicht

so recht: Haben wir sie nach Haus geleitet, oder sie uns? Jedenfalls gestaltete sie durch ihre Anwesenheit unseren festlichen Zug noch um einige Nuancen attraktiver. Aber was nutzte ihr das alles. Zu Haus angekommen, musste sie wieder auf den Hof zu den Hühnern zurück. Bis in die Nacht hinein wurde gefeiert. Einige fanden sogar erst am frühen Morgen, nachdem die letzten Gäste gegangen und die im Haus Übernachtenden gut versorgt waren, ihr Bett, auf dem sie erschöpft niedersanken. Wie unangenehm, als einer kurz darauf schon wieder aus dem ersten Schlaf heraus gerissen wurde. An der Haustür pochte es laut! Nur widerwillig raffte er sich auf, um nachzusehen, wer der Störenfried ist. Nicht zu fassen, aber dort erblickte er eine bekannte weiße Gans mit einer roten Schleife und einer goldenen „50“ um den Hals. Ein Mann hielt sie unter dem Arm geklemmt. Nun könnte man zwar meinen, dass der Verschlafene vielleicht noch unter den Auswirkungen des Alkoholkonsums stand. Aber mitnichten! Ihm wurde in nüchternem Klartext berichtet, dass man des morgens früh, als man zum Hoftor hinaus sah, eine etwas außergewöhnliche Gans an der Bode im Unterdorf gesichtet - und mit Hilfe der Nachbarn eingefangen hatte. Aufgrund der roten Schleife und der „goldenen 50“ war den Fängern sofort klar gewesen, dass die Gans nur dorthin gehören konnte, wo gestern die Goldene Hochzeit war. Die rot-goldenen Accessoires der Gans waren so etwas wie für einen Hund die Hundemarke.

Acht Tage wurde noch gefeiert. Dann sagte unser 80 jähriger Opa: „Nun ist Schluss, jetzt wird wieder gearbeitet!“ Dieser Tag sollte ihm jedoch zum Verhängnis werden. Er spannte seine Kühe vor den Wagen, ging neben ihnen her, wie so oft in den vielen Jahren. An einer abschüssigen Stelle kam er ins Rutschen und fiel vor seine Kühe. Von diesem Sturz erholte er sich nie wieder. Nur wenige Monate später erlitt auch unsere Oma einen Unfall, als sie abends eine kranke Nachbarin besuchte. Auf ihrem Rückweg glitt sie auf der unbeleuchteten Straße auf einer vereisten Stelle aus und zog sich bei dem Sturz einen Oberschenkelhalsbruch zu. Ein paar Monate lag sie im Krankenhaus in Wernigerode. Während dieser Zeit mussten wir auch unseren Opa dorthin schaffen. Er litt noch immer unter den Folgen seines Unfalls. Rührend war es anzusehen, wenn wir bei unseren Besuchen unseren Opa, der ja laufen konnte, am Bett unserer Oma sitzend, sie fest an den Händen haltend, vorfanden.

Beide kamen wieder nach Haus, aber es war nicht mehr wie früher. Unsere Oma, die vorher noch den Haushalt und das Vieh mit versorgt hatte, konnte sich jetzt nur noch mühsam an ihrem Stock weiterbewegen. Und Opa schaffte es gerade noch, mal kurz durch die Räume zu gehen, sich in seinem alten Arbeitsbereich umzuschauen, um sich danach gleich wieder in seinen

Sessel im Wohnzimmer zurückzuziehen. Im März 1952 ist unser Opa für immer von uns gegangen und lange hat es gedauert, bis unsere Oma in der Küche, der Ort an dem sie früher vier bis fünfmal für das leibliche Wohl der Familie die Mahlzeiten gerichtet hatte, wieder so halbwegs mitwirken konnte. Doch was immer uns kleinen Menschen im großen Weltgetriebe an Gebrechen, Leiden und Kummer ereilt, die Zeit läuft weiter, und keiner kann sie anhalten.

Der Sommer war fast schon vergangen, als unsere Oma erstmals wieder ihren angestammten Platz am Herd einnahm, damit für alle, die da müde von der Feldarbeit nach Haus kamen, das Essen auf dem Tisch stehen konnte. Von einer dieser Mahlzeiten, die unsere Oma den Heimkehrenden servierte, wird noch heute in unserer Familie erzählt. Ich berichte sie so, wie ich sie damals aufgeschrieben habe:

Omas Graupensuppe

*„Das Essen ist fertig!“ - wer hört das nicht gern -
die ganze Familie rückt ran vom Hund bis zum Herrn.
Das Kochen hat heute die Oma übernommen,
obwohl sie schon sehr in die Jahre gekommen.
Doch nichtsdestotrotz führt sie ganz ohne Hehl,
noch immer in der Familie den Oberbefehl.
Eine Graupensuppe hat sie gekocht,
so wie sie bisher ein jeder gemocht.

Den ersten Löffel führt man zum Munde,
da geht ein Raunen durch die Runde.
Jeder schaut irritiert den anderen an,
dann tasten sich die Blicke an die Oma ran.
Oma sitzt da, als wäre nichts gescheh 'n,
für sie ist das alles gar kein Problem.
Denn ihr Geschmackssinn ist schon lange passé,*

's hat auch sein Gutes, wenn ich 's so beseh'!
Jeder probiert ein zweites Mal,
doch der fiese Geschmack war immer noch da.
Da sagt Herbert: „Den Fraß sollen wir essen?“
Der hat wohl den Respekt vor der Oma vergessen!?
Dann trat Liesbeth mit der Frage heran:
„Mutter, was hast du denn in `s Essen getan?“
Nach einigem Zögern sagt Oma beflissen:
„Ach jemine, ich habe mich doch nur bei den Tüten vergriffen.
An die Graupen sollte Suppengrün!“ kommen
und ich hab' die Tüte mit dem Brusttee genommen.

Noch heute, wenn die Sprache darauf kommt, sagt meine jüngste Kusine Christine voller Selbstmitleid: „Alle haben ihren Teller in den Schweinetrog geleert, nur Jürgen und ich mussten die Suppe essen, bloß weil wir die Kleinsten waren!“

Noch etwas war für uns besonders ereignisreich im Jahr 1950. Seit unserer Hochzeit lebten wir gemeinsam bei meinen Eltern, jedoch immer auf der Suche nach den eigenen vier Wänden. So einfach war es aber nicht, etwas passendes zu finden. Nach sechs Monaten wurde uns eine Wohnung in Aussicht gestellt. Was wir jedoch nicht zu hoffen wagten, traf ein. Unsere langjährigen Mieter kündigten. Durch einen Todesfall war es ihnen endlich möglich geworden, ihr schon vor längerer Zeit erstandenes Haus beziehen zu können. So lagen einmal wieder Glück und Unglück ganz dicht beieinander und wir konnten im eigenen Haus unsere erste Wohnung einrichten.

Das Fernsehen

Zum Tanzen gingen wir nur noch ganz, ganz selten. Jetzt wurde jeder Groschen für den eigenen Haushalt gebraucht. Dafür trafen wir uns jeden Samstagabend mit Freunden. Wir waren vier Ehepaare und wechselten immer von einem zum anderen. Die Männer klopfen ihren Skat und wir Frauen

saßen an einem anderen Tisch bei Handarbeiten oder wir spielten Rommé. Außerdem waren alle Männer, die hier in der Runde saßen, auch Kegelbrüder. Bei diesem Sport war Gottfried zwar nicht eifriger als die anderen, aber doch erfolgreicher. Am 9. März 1952 überraschte er mich, als er am Abend von seinem Kegelausflug zurück kam, mit den Worten: „Ich habe mir erlaubt, heute den Kreismeister zu machen!“

Trafen wir uns einige Jahre später bei einem bestimmten Paar aus unserem Freundeskreis, führte unser Weg stets erst in das Wohnzimmer der Eltern, das meistens schon mit vielen Besuchern besetzt war. Da wurden die Stühle zusammen gerückt, um noch einen Platz im Gedränge zu finden. Was war der Grund, sich in einem solch total überfüllten Raum aufzuhalten? Nun, sie hatten einen der ersten Fernseher im Ort bekommen! Welch ein Glückstreffer. Es war damals durchaus nicht möglich, einfach in einen Laden zu gehen und zu sagen: „Bitte schön, ich hätte gern einen Fernsehapparat!“ Da wäre man bestenfalls leise belächelt worden und hätte zu hören bekommen: „Na, da füllen sie mal schön einen Antrag aus, und in drei Jahren können sie wieder nachfragen!“

Da saßen wir dann ganz andächtig vor der neuesten medialen Errungenschaft und schauten uns mit Freude die Sendungen von Peter Frankenfeld und „Kuli“ an. Nun konnten wir auch Peters berühmt-berüchtigte karierte Jacke bewundern, von deren Existenz wir bisher nur aus den Berichten im Radio erfahren hatten. Hinzu kam noch, dass die aus dem Radio bekannten Stimmen von Caterina Valente, Rudi Schuricke, Vico Torriani, Peter Alexander und anderen nun auch Gestalt bekamen. Jetzt waren sie zu sehen, die Schlagerstars, und das Flair zu spüren, das sie umgab. Selbstverständlich nur in Schwarzweiß und auch nur auf einer Bildschirmbreite von etwa 35 cm. Aber was machte das schon. Wir waren begeistert! Nach der Sendung ging es sofort eine Treppe höher, wo die Karten schon auf dem Tisch warteten. Oft wurde es an solchen Abenden spät, ehe sich alle bis zum nächsten Mal verabschiedeten. Die Männer waren nur schwer von ihren Skatkarten zu trennen, denn der Verlierer wollte immer noch eine letzte Revanche.

Mit Verwunderung haben wir die Briefe von Freunden und Verwandten aus dem Westen gelesen, wenn darin stand: Wir haben uns einen Fernsehapparat gekauft. Nun brauchen wir nicht mehr ins Kino gehen, und zu Haus ist das auch viel gemütlicher. Dann schrieben sie auch: „Wir sind in diesem Jahr nach Italien in den Urlaub gefahren. „Also was das Fernsehen betraf, so hatten wir das nun schon selbst kennengelernt. Wenn auch nicht in unserem eigenem Wohnzimmer. Aber nach Italien fahren, um dort einen

Urlaub zu verbringen?! Das war nun doch für uns ein exotisches und utopisches Ziel. Wie hätte man wohl auf unserem Rathaus reagiert, wenn wir eine Reisegenehmigung nach Italien oder Frankreich beantragt hätten? Womöglich hätte den Beamten dort der Schlag getroffen, oder er hätte uns in eine Anstalt eingewiesen. Nein, dem Risiko konnten wir uns nicht aussetzen. Außerdem kannten wir sowieso keinen Urlaub. Bisher wurde jedes Jahr, jede Woche durchgearbeitet.

Einkauf in der Ostzone

Wie eh und je gab es in unserem Ort immer wieder Neuigkeiten, die von Mund zu Mund weitergetragen wurden. Und diese Art Berichterstattung funktionierte besonders schnell – vor allem dann, wenn auf kleinstem Raum, oft nicht größer als etwa 14 Quadratmeter, so etwa 50 Bürger aus allen Ortsteilen beieinander standen. Jeden Samstag fand so ein Gedränge in den Fleischerläden statt. Dort sollte der karge Sonntagsbraten und noch etwas Wurst für das Abendbrot erstanden werden. An den Wochentagen Fleisch zu essen, erlaubten die rationierten Lebensmittelmarken nicht. Tat man es dennoch, fiel somit das sonntägliche Essen kärglicher aus, oder es gab überhaupt kein Fleisch.

Nicht minder umkämpft waren die Gemüseläden, von denen wir zwei im Ort hatten. Auch hier hatte sich in den Jahren nichts geändert. Wir standen weiterhin an, nach einem Kohlkopf, Möhren, Kohlrabi oder saisonbedingtem Obst. Das waren Äpfel, Birnen, Kirschen, Stachelbeeren und Pflaumen, je nachdem, was der Kaufmann auftreiben - und zum Verkauf in seinen Laden schaffen konnte. Ein Blumenkohl gehörte zu den Raritäten. An Zitronen, Apfelsinen oder Bananen war überhaupt nicht zu denken. Dass es auch solche Früchte gab, hatten wir schon längst vergessen. Nun könnte man leicht fragen: Warum haben die sich nur so geduldig, stundenlang in dieser Menschenmasse gegenseitig gedrängt? Aber die Antwort ist einfach. Auch Jahre nach dem Krieg war immer noch jeder auf das Wenige, was ihm per Lebensmittelkarten zustand, in höchstem Maße angewiesen. Hätte er nach heutigen Maßstäben gehandelt und den Laden vernünftigerweise erst dann wieder betreten, wenn kein Gedränge mehr herrschte, dann wäre wohl auch hinter dem Ladentisch alles leer gewesen - und somit auch der Kochtopf. Der sollte aber für die Familie gefüllt sein. Ganz gleich womit.

War ein Lastwagen mit Kartoffeln eingetroffen, ging der Ausrufer durch die Stadt. Er schwenkte seine Klingel so lange, bis auch das letzte Fenster in seinem Rufbereich geöffnet wurde. Dann verkündete er den

Einwohnern – mit nicht ganz klarer Stimme – diese Nachricht. Er gab noch den Standort an wo die Kartoffeln erhältlich waren und welche Abschnitte der Lebensmittelkarte dazu benötigt wurden. Nach diesem Aufruf hörte man die Handwagen durch die Straßen brollern, worauf die kostbare Fracht nach Haus geschafft werden sollte.

Zum Leidwesen der Einwohner entwickelte sich die mangelhafte Versorgung zum Dauerzustand. In den Schlachtereien blieb den Letzten nur das, was die anderen übrig gelassen hatten, oder nicht wollten. Die guten Stücke waren ausverkauft. Oft genug kam es vor, besonders in den Gemüseläden, dass man nach langer Wartezeit die deprimierenden Worte hörte: „Es ist fast alles ausverkauft, es reicht nicht mehr für alle!“ Trotzdem harrten die dem Ladentisch Nächststehenden weiter aus, fest entschlossen, ihre Position nicht aufzugeben. Bis der endgültige Ruf erscholl: „Es ist alles ausverkauft!“ Dann musste man wohl oder übel wieder mit leerer Tasche nach Haus gehen, oder aber in anderen Geschäften nach einer Menschenansammlung Ausschau halten. Im positiven Falle war es dann ratsam, sich sofort anzustellen und erst dann zu fragen, was es denn hier gebe. Unser Volksblatt offerierte täglich die neuesten Planziffern und Erfolgsbilanzen, nur wir, das Volk, merkten wenig von dem so gepriesenen „Aufbau“. Wir mussten täglich aufs Neue allem, was sich Nahrungsmittel nannte, hinterherrennen. Ein Wettlauf zwischen Bangen und der Hoffnung.

Bei den Einkäufen erfuhr man, wie schon gesagt, die aktuellsten Geschehnisse. Zu denen gehörte nun immer häufiger die Mitteilung, dass „wieder welche abgehauen waren“. Weiterer Worte bedurfte es nicht, denn jeder wusste, dass diese „Abgehauenen“ die DDR auf illegalen Wege verlassen hatten. Alles was sie besaßen, wurde im Stich gelassen; Haus und Hof, die Freunde und oft auch die Eltern. Sie hatten mit allem abgeschlossen, um sich im Westen eine neue Existenz aufzubauen. Aber nicht immer gelang die Flucht. Dann endete der Traum von der Freiheit abrupt im „Keller“. Manchmal wurden Namen von Männern genannt, die man abgeholt hatte. Und dieses Wort „abgeholt“ erfüllte jeden mit leisem Schauer. Jeder wusste, dem Betroffenen stand ein ungewisses Schicksal bevor. Und in der Tat kehrten nur einige von ihnen nach Jahren des Leidens aus Russland zurück. Die anderen blieben für immer verschollen. Der Sohn einer dieser Männer berichtete uns nach der Wende 1995 - und nur Dank dieser konnte er nachforschen – dass sein Vater, der vor über 50 Jahren „abgeholt“ wurde und daraufhin als verschollen galt, in einem der Massengräber in Russland seine letzte Ruhe gefunden hatte. Nur, warum man seinen Vater damals nach Sibirien verschleppte, das hat er auch heute nicht erfahren können.

Man ließ aber nicht nur Menschen in der Versenkung verschwinden, man demontierte auch Betriebe, welche die Kriegsgeschehnisse unbeschädigt überstanden hatten und für einen Wiederaufbau in der DDR so wichtig gewesen wären. Aber die Sowjetunion verlangte die Reparationen. Alles was man im fernen Osten gebrauchen konnte, wurde auf endlose Güterzüge verladen und auf die Reise geschickt. Laut Aussagen von Augenzeugen erreichten diese jedoch nur in den seltensten Fällen den Zielort. Meistens standen diese Waggons auf irgendwelchen Abstellgleisen, solange, bis ihr wertvoller Inhalt durch Witterungseinflüsse verrottet und somit unbrauchbar geworden war. So gesehen, änderte sich also auch in unserem Ort so einiges. Menschen, die man gekannt und gemocht hatte, mit denen man sich unterhielt wenn man sie traf, sie waren auf einmal nicht mehr da. Im Nachhinein erfuhr man, dass gerade in den 50er Jahren der von Stalin bestimmte extreme kommunistische Kurs in der DDR eingeschlagen wurde. Das Volk wurde nicht nach seinen Meinungen gefragt, geschweige denn, es wurden seine Zukunftswünsche berücksichtigt. Von „Oben“ wurde bestimmt, „unten“ tat man gut daran, sich zu fügen, wollte man unliebsamen Konsequenzen aus dem Wege gehen. Und die hießen nicht selten: Vorladung, Diskriminierung, Verhaftung und letztlich Ausweisung aus der Sperrzone, nachdem diese im Mai 1952 gebildet worden war. Mehrere Familien bekamen die Allmacht des Staatsapparates zu spüren. Beklemmung und Angst verbreiteten sich, was nicht zum Glauben an den „Arbeiter- und Bauernstaat“ beitrug. Mehr noch, manche bewunderten und beneideten insgeheim diejenigen, denen schon die Flucht nach Westdeutschland geglückt war. Sie waren sicher, dass es sich im freien Teil Deutschlands, dem „Wunderland Westen“ sehr gut leben ließe. Nicht unerheblich trugen die zurückgebliebenen Angehörigen zu diesem Eindruck bei, wenn sie voller Stolz berichteten, dass „ihre Leute“, „drüben“ schon Unterkunft und Arbeit besäßen. Arbeit war das Wichtigste für einen neuen Anfang. Aber davon gab es in der Zeit des Neuaufbaus überall genug. Nur, dass sie in Westdeutschland gerechter entlohnt wurde als in der DDR und jeder für sein Geld das kaufen konnte, was er benötigte. Auf die Jahre in der DDR konnten im „anderen“ Deutschland wohl nur bessere folgen.

Die Post

Wenn uns damals in Benneckenstein jemand eine gewisse Beständigkeit vermitteln konnte, dann waren dies unsere Briefträger! Die machten täglich ihre Runden und waren die Zuverlässigkeit in Person. Schon vor dem Kriege brachten uns zwei Beamte abwechselnd die Post ins Haus, während des Krieges und auch in der Nachkriegszeit war das so. Beide waren

sie groß und stämmig. Der eine hatte einen größeren, der andere einen etwas kleineren Schnurrbart. Und beide besaßen die Angewohnheit, nach der Aushändigung der Briefe etc. sich erst einmal zu einem Schwatz auf das Sofa zu setzen, das in der Wohnküche meiner Eltern stand. Normalerweise hätten drei oder auch vier Personen darauf Platz gehabt. Saß aber einer unserer Briefträger darauf, vielleicht noch mit einem Regencap umhüllt, an der Seite die große, pralle Tragetasche, dann war das Sofa voll ausgefüllt. Eigentlich hätten wir unsere Zeitung abbestellen können, denn die Briefträger erzählten uns alles, was ihnen auf ihrem Dienstweg zu Ohren gekommen war. Es schien sie mit Befriedigung zu erfüllen, uns die neuesten Nachrichten brühwarm verkünden zu können. Aber ihre dienstliche Schweigepflicht haben sie niemals verletzt.

Eines Tages brachte mein Vater einen Briefkasten an unserer Haustür an. Mit Stolz haben wir den bewundert. Wir hatten ihn einem Glücksfall zu verdanken. Meiner Mutter war es gelungen, eines Tages zur rechten Zeit am richtigen Ort zu sein. Besagter Ort war ein Laden für Porzellan, Glas- und Eisenwaren, wie auf dem Schild über den Schaufenstern auf dem Töpfermarkt zu lesen war. Ein mittelgroßes Paket war von der Post ausgeliefert und vom Ladenbesitzer, auch er wusste nichts von dessen Inhalt, im Beisein der gespannt dreinschauenden Kunden umgehend geöffnet. Und siehe da, es kamen Briefkästen zum Vorschein! Kaum zu glauben. Wieviel Jahre war es schon her, als man in ein Geschäft gehen konnte, um so ein Exemplar problemlos zu erstehen? Die Kästen wechselten sofort die Besitzer, und einen trug meine Mutter voller Freude nach Haus. Vater nagelte ihn an unsere Haustür, und wir erwarteten mit Neugier die Reaktion unserer beiden Briefträger. Am folgenden Tag war es soweit; es klopfte zur gewohnten Zeit an der Küchentür. Nach unserem „Herein“ öffnete sich die Tür einen Spalt breit und der Kopf sowie noch ein bisschen Schulter des Postboten schob sich herein. „Ich wollte ihnen nur sagen, dass ich Post in den Kasten gesteckt habe!“ Und bums, war die Tür auch schon wieder zu. Nun frage ich mich noch heute: Hatte er keine Zeit, oder war er beleidigt wegen unserer neuen Anschaffung?!

Die Automobilausstellung in Berlin

Es war im September 1951. In Westberlin fand eine Automobilausstellung statt, die Gottfried und ich besuchen wollten. Zu diesem Zweck stellte uns mein Schwiegervater sein Heiligtum, seinen DKW, zur Verfügung, der nur in Notfällen für die Firma zum Einsatz kam. Er selbst benutzte ihn nur, um an manchen Sonntagen allein oder mit der Familie

hinaus zum Angeln zu fahren. In der Teilung oder Am Allerbach auf Forellenfang zu gehen, war für ihn Entspannung und Erholung. Die Angelei war das Einzige, was er sich nach einer arbeitsreichen Woche gönnte. Zehn Jahre waren seit seinem letzten Urlaub vergangen, als er 1949 mit seiner Frau für 14 Tage in seine alte Heimat in die Pfalz fuhr.

Aber jetzt wollten wir nach Berlin! Es war an einem Samstagmittag, als Gottfried mit seines Vaters DKW auf unseren Hof fuhr. Vorher, so erzählte er mir, war er beim Passieren der Rappbode-Brücke zufällig einem Berliner begegnet, der in Benneckenstein verheiratet war. Mehr im Scherz hatte er dem auf dem Brückengeländer Sitzenden zugerufen: „Wollt ihr mitkommen, ich fahre jetzt für drei Tage nach Berlin!“ Der nahm die Aufforderung jedoch für bare Münze und antwortete spontan: „Aber klar kommen wir mit!“ So wurde auch gleich für eine Stunde später der Treffpunkt an der gleichen Stelle ausgemacht. Dann ging alles im Eiltempo: Mittag essen, Gottfried musste sich waschen und umziehen, Koffer im Auto verstauen, von den Eltern Abschied nehmen, als würden wir mindestens zehn Jahre fern bleiben. Mutter und Vater zuwinkend, fuhren wir voller Erwartungsfreude vom Hof auf die Straße. An der Brücke erwarteten uns schon unsere Mitfahrer. Hier wurden auch sie samt Gepäck eingeladen, und unserer Weiterfahrt stand nichts mehr im Wege. Wir fühlten uns wie die Krösusse. Für drei Tage Berlin, einschließlich des Besuches der Automobilausstellung im Westsektor, hatten wir 50 Mark Ost bei uns und 6 DM, die uns mein Vater zugesteckt hatte. Es war sein ganzes (verbotenes) Vermögen. Wir fühlten uns, als könnten wir die ganze Welt kaufen.

In Egeln, einem kleinen Ort zwischen Halberstadt und Magdeburg wurden wir von einem Polizisten jäh auf den Boden der Realität zurückgeholt. Gottfried war schon ganz vorsichtig im Schritttempo gefahren, denn die Straße war voller Menschen. Offensichtlich hatte sich hinter der Kurve ein Unfall ereignet, und so war es auch. Nun belagerten alle Neugierigen den Ort des Geschehens. Ein Ordnungshüter trat an unser Auto und machte uns darauf aufmerksam, dass wir ein Stoppschild überfahren hätten. Es war jedoch total verdeckt von all den Leuten die davor standen. Trotzdem verlangte der Polizist eine gebührenpflichtige Verwarnung von 10 Mark. - Das war ein Fünftel unseres Reisevermögens! Doch hier zeigte sich unser Mitreisender als Freund und Helfer. Er zog zehn Mark aus seiner Brieftasche und sagte großzügig: „Das zahle ich!“

Bevor wir unsere Fahrt fortsetzten, schauten wir nochmals zu dem Stoppschild. Es lugte auch jetzt nur ein kleiner Teil davon aus der

Menschentraube heraus. Aber hinter uns sahen wir, wie der Polizist an einem anderen Auto stand, und auch dort 10 Mark kassierte.

Irgendwo in Berlin setzten wir unsere Fahrgäste an einer Haltestelle ab, von wo aus sie mit der Straßenbahn weiterfahren wollten. Wir fuhren nach Henningsdorf, zu jenem großen Werk, in dem der Verwalter des Sportplatzes und des Kindergartens wohnte, der uns zu sich und seiner Frau eingeladen hatte. Kennengelernt hatte Gottfried dieses Ehepaar, als er mit dem Omnibus Arbeiter von diesem Werk mit ihren Familien nach Benneckenstein holte, wo sie in dem Erholungsheim „Haus Wilkens“ ihren Urlaub verbrachten. Nach 14 Tagen brachte er die Leute wieder nach Berlin, um am anderen Tag den nächsten Durchgang mit in den Harz zu bringen. Für die verdiente Nachtruhe zwischen der Hin- und Rückfahrt bekamen Gottfried und sein Beifahrer stets ein Nachtlager im Werks-Kindergarten zugewiesen. Auf diese Weise hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Wir waren an unserem Ziel angekommen. Nach der Begrüßung gab es einen guten Bohnenkaffee, obwohl wir hier noch im Ostsektor Berlins waren. Es war ein schöner, warmer Tag, und so nutzten ihn unsere Gastgeber, uns etwas von der Grünen Lunge Berlins zu zeigen.

Am nächsten Tag ging es zur Automobilausstellung. Mit der U-Bahn im Westsektor angekommen, konnten wir nur noch staunen. Wir hatten Mühe, uns nichts anmerken zu lassen. Allein die Straßen! Mit diesen glatt asphaltierten und gepflegten Fahrbahnen waren die unsrigen daheim nicht zu vergleichen. Dazu kamen die schnittigen Autos, Laster und Motorroller, die darauf entlang fuhren. Alle erschienen uns so neu, viele waren in Stromlinienform gebaut, und der Chrom und die Farben blitzten bei ihnen um die Wette. Anders als bei uns in der Ostzone, wo viele der Fahrzeuge schon so richtige alte Klapperkisten waren. Bei manchen konnte man bereits sehen, wie das Blech verzweifelt gegen den Rost ankämpfte, wie ein Regenwurm, der schon halb verschlungen von einem Vogel, sich immer noch wehrte. Aber bei uns waren eben fast alle Autos Veteranen, die mitunter schon lange vor dem Kriege ihr Fließband verlassen hatten. Einige davon wurden während der Zeit gepflegt, andere mussten ungeschützt auf einem Abstellplatz stehen, bis ihr Motor irgendwann wieder in Gang gesetzt wurde. Diese Oldtimer bedurften regelmäßig einer liebevollen Behandlung, die ihr Innenleben wieder aufmunterte. Wenn ihnen ein Ersatzteil aus dem „protzigen, imperialistischen Westen“ eingebaut wurde, quittierten sie es dankbar mit weiteren Kilometern. Kein bisschen waren sie beleidigt, weil das für sie so lebenswichtige Teil schwarz über die Grenze geholt wurde. Nein, sie scherten sich einen Dreck darum und holpterten, frisch repariert, tapfer weiter durch die Schlaglöcher, die unsere Straßen wie Pockennarben übersäten. Auch dann

noch, wenn ihre ursprüngliche, oft schon abgeblätterte Farbe kaum noch zu erkennen war. Autofarbe für eine neue Lackierung gab es ja auch nicht bei uns.

Welche Eindrücke stürmten auf uns ein, als wir im Stadtteil Gesundbrunnen durch die Geschäftsstraße gingen. In einer einzigen Fensterauslage war mehr zu sehen, als bei uns in einem ganzen Laden an Waren vorhanden war. Hinzukam, dass es die meisten dieser umwerfenden Sachen bei uns in der Ostzone überhaupt nicht gab. In der Automobilausstellung angekommen, schauten wir uns fast andächtig in den großen Hallen um. Da standen sie, die neuesten und tollsten Modelle. Manche der Autos drehten sich sogar auf großen, schräg gestellten, transparenten Konsolen. Ich konnte kaum fassen, dass so etwas möglich sein könnte. Dazu kamen noch die großartigen Ausstattungen der Räume ringsherum. Und wir mitten drinnen. Es war überwältigend! Auf dem Rückweg gingen wir in eines der großen Geschäfte. Auch hier lagen in einem riesigen Raum wiederum Unmengen von Waren in allen Variationen aus, die für uns die reine Utopie waren. Unsere Augen konnten schon längst nicht mehr alles aufnehmen, was ihnen an diesem ersten Tage an Sensationellem geboten wurde.

Zwei Krepptücher haben wir dann gekauft. Eines für meine Mutter und eines für mich. Das war das Billigste. Beide zusammen für 1.60 DM. Das konnten wir uns leisten! Für den Rest haben wir Bohnenkaffee gekauft. Aber dann waren wir fast empört, als wir an der Kasse standen und die Verkäuferin fragte, ob wir in Ost- oder Westmark zahlen. Halb triumphierend sagten wir, dass wir selbstverständlich in West bezahlen. Wir hatten schließlich die 6 DM, die uns mein Vater gegeben hatte. Müde und total geschafft von all den Eindrücken und dem Berliner Pflaster, die Füße taten uns auch schon weh, machten wir uns dann auf den Heimweg.



Als wir genau unter dem Funkturm angekommen waren, kam plötzlich ein großer weißer Bär auf uns zu. Er nahm uns gleich in den Arm und ehe wir noch recht wussten wie uns geschah, stand auch schon der dazugehörige Fotograf vor uns. Der wollte unbedingt ein Erinnerungsfoto von uns mit dem Bären machen. Natürlich drückte er nicht sofort auf den Auslöser, denn da war ja noch die finanzielle Frage zu klären. Wir sagten ihm, dass wir kein Westgeld hätten, da wir aus der Ostzone kämen. Doch er beharrte weiterhin auf die Ausführung seines Kundendienstes. Er würde es zu

einen guten Kurs, nämlich für 10 Ostmark, machen. Wir schauten uns an. Unsere 50 Mark Ost Reisegeld waren schon ziemlich geschrumpft. Aber wir gaben ihm das Geforderte. Es war so ziemlich unser letztes Geld, was wir bei uns hatten. Er notierte sich unsere Adresse und zückte dann seine Kamera. Wir lächelten mit dem Bären gemeinsam in die Linse und hofften, dass wir unser Geld nicht einfach so zum Fenster hinaus geworfen hatten. Aber unsere Skepsis war unbegründet.

Wieder daheim waren noch keine 14 Tage vergangen, als zu unserer Freude ein Brief aus Berlin eintraf. Darin ein Bild, auf dem wir unter dem Funkturm stehend, gemeinsam und lächelnd mit einem weißen Bär zusehen sind. Am dritten Tag in Berlin fuhren wir mit all den vielen neuen Eindrücken und unseren wieder aufgelesenen Fahrgästen zurück nach Haus. Die Schlaglöcher auf den Straßen, das ganze Grau des Alltags, die allgegenwärtigen Plakate mit den Porträts unserer Vorbilder und die großmündigen Sprüche von Wohlstand und Fortschritt hatten uns wieder.

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“, sagt ein Sprichwort. Unsere Reise hatte nur drei Tage gedauert, doch wieviel

Gesprächsstoff lieferten sie. Ob wir bei Verwandten oder Freunden waren, immer wieder mussten wir von dem fast Unglaublichem berichten, das wir in der kurzen Zeit erlebt und gesehen hatten. Jetzt saßen wir da, wie die märchenerzählenden Großeltern, umgeben von Zuhörern, die voller Andacht an unseren Lippen hingen. Am Ende dieser Geschichten blieb bei allen Beteiligten Nachdenklichkeit und ein Gefühl der Wehmut zurück.

Die Stasi

In der Firma Hartmeyer herrschte wie eh und je in allen Bereichen Hochbetrieb. Beide Laster waren täglich unterwegs, ebenso der PKW für Taxi- und andere individuelle Fahrten. In der Werkstatt wurde, wie es seit langer Zeit üblich war, des Öfteren bis in den Abend hinein gearbeitet. Denn solange ein Wagen, der am nächsten Morgen wieder einsatzbereit sein musste, noch nicht fertig war, gab es keinen Feierabend. Jedoch seit 1949 stand uns ein Lastwagen weniger zur Verfügung. Es war ein Dreitonner Ford, der täglich von früh bis spät auf Touren war. Eines Tages musste er den Hof auf Nimmerwiedersehen verlassen. Der Grund dafür war, dass in der volkseigenen Maxhütte in Karl-Marx-Stadt, heute heißt die Stadt wieder Chemnitz, einige LKW fehlten, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Um diese Lücke aufzufüllen, ging man in die privaten Bereiche und beschlagnahmte dort, was der Staat nicht besaß. Natürlich ohne jeden Schadenersatz oder eine Bezahlung. So einfach war das damals!

Es war der 15. Oktober 1951, wir feierten den 70. Geburtstag meines Schwiegervaters. Die Welt war, wenn auch mit etlichen Einschränkungen, für uns noch relativ in Ordnung. Selbst Adda, die Hündin aus dem edlem Geschlecht der Bedlington Terrier, trug das ihre dazu bei. Adda hatte ein etwas außergewöhnliches Aussehen. Viele erkundigten sich nach ihrer Rasse, wenn sie stolz und graziös an der Leine daher stolzierte. Einmal kam es ganz schlimm. Eine Frau, die gerade des Weges kam und Adda sah, blieb unvermittelt stehen. Sie beugte sich zu ihr nieder, schaute sie mit erstauntem Blick an und fragte: „Ist das ein Schaf oder eine Ziege?“ Diese Äußerung muss Adda wohl sehr übel genommen haben. Denn sie bellte zwei mal, was sie eigentlich nur ganz, ganz selten tat. Die Frau trat erschreckt einen Schritt zurück und sagte total irritiert: „Ach Gott, und bellen tut es auch noch?!“

Doch nun lag sie, zum zweiten Mal Mutter geworden, selig in ihrem Korb und neben ihr drei kleine Hundekinder. Voller Andacht und mit innigen Gefühlen schauten wir immer wieder auf dieses Idyll. Zumal wir wussten, dass der Vater dieser kleinen Wollknäuel ebenfalls ein preisgekrönter Rüde

derselben edlen Rasse war. Nicht wie beim ersten Mal, als Adda Liebesgefühle übermannten, sie ausbüxte und wir nach langem Suchen nur noch feststellen konnten, dass sie sich einen Dackelmann als Liebhaber ausgesucht hatte.

Nur drei Tage waren seit dem Geburtstag meines Schwiegervaters vergangen, als Gottfried am Vormittag mit dem Horch auf unseren Hof fuhr. Er wandte sich zuerst an meinem Vater, der sich in der Werkstatt aufhielt. Er überreichte ihm einen sehr dünnen, aber sichtlich schweren Sack mit den Worten: „Kannst du den hier irgendwo verstecken?“ Er enthielt fünf etwa 50 cm lange Rotgussstangen, von fünf und drei cm Durchmesser. Man hatte das kostbare Metall 1945 im Wald als Hinterlassenschaft unserer Wehrmacht aufgefunden und vorsorglich für spätere Reparaturzwecke mit nach Haus genommen. Der kostbare Rotguss eignete sich beispielsweise bestens zur Herstellung von Buchsen. Alle Privatfahrzeuge, auch die Autos der Russen, der Polizei und die aus den volkseigenen Betrieben, profitierten von diesen „heimlichen Reserven“. Diese fünf Stangen Rotguss waren nun der Rest der alten Bestände und ziemlich unersetzbar. Die Sache hatte aber einen Haken. Rotguss gehörte zum „Buntmetall“ und war somit meldepflichtig. Kam man dieser Meldepflicht aber nach, so musste man damit rechnen, dass das Material beschlagnahmt wurde. Zumindest in den privaten Betrieben. Doch woraus sollte man dann Buchsen herstellen?? Nachdem mein Vater den Sack zwischen den Holzbohlen auf dem Hof verstaut hatte, berichtete Gottfried, dass in der Firma so allerhand geschehen sei. Ein Trupp von 14 Mann der Staatlichen Kontrolle - eine der Stasi eng verbundene Gruppe - sei am Morgen in den Laden und in das Büro gestürmt, habe alle Akten und Papiere aus den Schränken und Regalen gerissen und sei jetzt dabei, das ganze Haus zu durchsuchen. In allen Räumen herrsche ein wüstes Durcheinander. Das reinste Chaos.

Mich wies er an, auch unseren Schreibtisch vorsichtshalber durchzusehen. Er enthielt zwar nur ganz harmlose Privatsachen, aber hinter der rechten Tür hatten wir unsere Bücher deponiert. Unter denen könnten sich eventuell einige befinden, die nicht so ganz der Linie unseres Staates entsprachen, also Grund zum Anstoß geben könnten. Wir blieben beunruhigt zurück, nachdem Gottfried wieder abgefahren war. Eigentlich hatten wir nichts zu fürchten, denn eines war sicher: Die Firma Hartmeyer war ein ehrliches Unternehmen und hatte sich nichts staatsfeindliches zu Schulden kommen lassen. Da existierten zwar die Rotgussstangen, die nicht pflichtgemäß angemeldet waren und die Gänge über die Grenze. Letztere wurden aber, wie wir wissen, zum größten Teil auf Order und unter Geleit der Polizei und der Sowjets unternommen. Andererseits hatten wir oft genug zur

Kenntnis nehmen müssen, wie willkürlich man schon mit anderen privaten Unternehmen umgesprungen ist. Meist ging es um Haarspalterei. Man hatte stets einen Grund gefunden, um den Besitzer zu verhaften und zu enteignen. Der Betrieb wurde dann in Folge verstaatlicht. Ja, was geschieht jetzt mit uns? Sicher nichts Schlimmes, hoffte ich. - Meistens trifft es ja immer nur die Anderen ...

So kniete ich dann vor unserem Schreibtisch nieder, holte alle Bücher heraus und sah sie nach Titel und Autoren durch. Es war erstaunlich, wie viele ich fand, die in unserem sozialistischen Staat verboten waren. Dabei hatte es doch erst zu Hitlers Zeiten Bücherverbrennungen gegeben! Bis auf die Aussortierten kamen alle wieder in die Fächer und der Rest wanderte in ein paar Kartons. Die schaffte mein Vater zu einem Patenonkel von mir, der sie auf dem Boden unter dem Heu versteckte. Mittags wartete ich vergebens auf Gottfried. So stellte ich ihm das Essen warm und ging an diesem Nachmittag nicht, wie üblich in die Firma, sondern so wie es schon am Vortag geplant wurde, mit meiner Mutter nach Trautenstein. Mein Opa war sehr krank, und fast täglich ging es ihm schlechter. Die Uhr schlug Fünf, als wir uns wieder auf den Rückweg begeben wollten. Ich hatte mir vorgenommen, gleich direkt in die Firma zugehen, um mich nach dem Lauf der Dinge zu erkundigen. Mitten in unsere Verabschiedung hinein klingelte es an der Haustür. Drei Polizisten kamen herein und verkündeten, dass sie jemanden suchen. Der Jemand war ich. Da sie mich nun hatten, kamen auch gleich die Fragen, aus welchem Grund ich hier sei, welche wichtigen Sachen ich fortgeschafft hätte und noch so einiges mehr. Sie überzeugten sich auch selbst davon, ob die Krankheit meines Opas wirklich einen Besuch notwendig machte. Da alles „in Ordnung“ schien, sahen sie sogar von einer Hausdurchsuchung bei meinen Großeltern ab. Sollte ich dafür dankbar sein?!

Dann mussten meine Mutter und ich in ihr Auto steigen, und sie fuhren uns nach Haus. Nun brauchten wir den Weg zurück nicht laufen, sondern wurden gefahren. Aber von der Polizei abtransportiert zu werden, war nun auch nicht gerade das große Vergnügen. Die Fahrt ging sogar bis auf unseren Hof. Normalerweise stiegen wir immer auf der Straße aus einem haltenden Auto. Sie kamen mit ins Haus und teilten mir im Flur mit, dass sie unsere Wohnung durchsuchen müssten. Einen schriftlichen Hausdurchsuchungsbefehl konnten sie mir nicht vorweisen. Auf meinen Einwand hin lautete ihr Kommentar: „Das haben wir nicht nötig!“ Da mein Gewissen rein war, dachte ich nur voller Grimm „Na bitte, sollen sie doch. Was immer sie auch suchen, bei uns finden sie nichts!“ Ja, so dachte ich und ging mit ihnen die Treppe hinauf in unsere Wohnung. Sogleich stürzten sich alle drei Polizisten über unsere Schränke her, um deren Inhalt zu durchsuchen.

Solange sie zwischen dem Geschirr herum hantierten, war es noch erträglich. Als sie aber dann die Wäsche und intimeres durchwühlten, da stieg die Galle immer höher. Nur, ich stand machtlos daneben.

Aus einem Kasten, worin ich Wollreste aufbewahrte, fischte man ein ganz bestimmtes Garn heraus. Es waren dünne Baumwollfäden, die über gefaltetes Zeitungspapier gewickelt waren, und zwar so wenig, dass man das Papier sogar noch sehen konnte. Aus diesen Fäden strickten wir unsere Unterwäsche. Es handelte sich nur um einen Rest von etwa 5 Gramm, doch die hielt man mir unter die Nase. „Wo haben sie das her?“ Ja, wo hatten ich das her!? Da war eines Tages ein junger Mann mit einem Rucksack auf dem Rücken auf einem Fahrrad angefahren. Der fragte, ob wir nicht irgend etwas Essbares für ihn hätten, er würde uns dafür Garn geben. Eigentlich hatten wir nichts Essbares zu vergeben. Andererseits besaß das Garn einen großen Reiz. Im Geist sahen wir schon zwei Hemden oder Schlüpfer vor uns, die man daraus stricken könnte. Da holte meine Mutter eine große Tüte mit Erbsen aus dem Küchenschrank. Es waren ganz kleine und sie waren hart wie Steine. Aus diesem Grunde waren sie auch noch nicht im Kochtopf gelandet, sondern lagen noch wohl verwahrt da, für eventuell noch schlimmere Zeiten. Der junge Mann sah sie und strahlte. Wir machten ihn auf deren Härte aufmerksam, aber der wollte davon überhaupt nichts hören. Er gab uns von seinem Garn, verstaute dafür die von uns verschmähten Erbsen in seinem Rucksack, und zog weiter seines Weges. Das war's. Allerdings war uns vage bekannt, dass diese dünnen Baumwollfäden aus einer der Spinnereien des Voigtlandes stammten. Die Arbeiterinnen ließen dort Reste des Garnes auf den Spulen, und schmuggelten sie für den Eigenbedarf oder, um es gegen etwas für sie Wertvolles einzutauschen, aus dem Werk. So, und damit saß ich nun in der Klemme!

In unserem Schlafzimmer hatten wir rechts und links kleine Türen, die hinter die Räume in die Dachschrägen führten. Dort hatten wir alles das verstaut, was wir nur selten oder kaum brauchten. Ich sehe noch heute das triumphierende Gesicht des einen jungen Polizisten, der sich die Mühe gemacht hatte, mit einer Taschenlampe in den von Spinnweben nicht ganz freien Raum zu kriechen und dann mit einem Schuhkarton, voll gestapelt mit beschrifteten Papieren, wieder herauskam. Mit vielsagendem Blick in Richtung seines Chefs stellte er das Pappbehältnis mit Schwung auf die Frisiertoilette. Vielleicht sah er schon einen neuen Orden auf seiner Brust prangen. Dann wurde der Inhalt herausgeholt und gesichtet. Der enttäuschende Kommentar lautete: „Haben sie aber viele Hochzeitskarten bekommen!“ Doch dann blieb mir fast das Herz stehen. Der Chef der drei Ordnungshüter hatte dem Kasten meines Nachtschranks unsere Brieftasche

entnommen und war dabei, sie zu durchsuchen. Oh Gott, dachte ich, jetzt ist es aus! Er fand 50 Mark Ost darin und fragte, wo wir unser restliches Geld hätten. Doch das war unser ganzer Besitz.

Halt! Da war noch ein Sparbuch, das auf Gottfrieds Namen lief. Darin waren die Summen eingeschrieben, die er beim Schulsparen eingezahlt hatte und später war ein Teil seines Wehrsoldes hinzu gekommen. Nach dem Krieg war der Betrag von 625 Reichsmark zusammen gekommen. Nach der Währungsreform 1948 waren es nur noch 62,50 Ostmark. Dies war jedoch unsere unangreifbare Reserve und wir zählten sie gar nicht mehr mit. Doch jetzt wurde alles genau kontrolliert. Nur, in genau dieser Brieftasche, die der Polizist in den Händen hielt, befand sich noch ein Geheimfach, und darin steckten 10 Westmark. Ich bekam sie von meinen Eltern als Anfangskapital für ein Paar Schuhe, die ich wieder einmal dringend brauchte. Ein Kunde, der über die Grenze aus Hohegeiß kam, hatte damit seine Handwagenräder bezahlt und das Geld meinem Vater ausgehändigt. Aber mit keinem Gedanken hatte ich bei all der Aufregung daran gedacht.

Die Beine wurden mir erst so richtig weich, als der Polizist die Brieftasche wieder zurücklegte, ohne jedoch das Fach entdeckt zu haben. Hätte man das Geld gefunden, so wäre ich sicher auf der Stelle verhaftet worden – wegen des schwerwiegendem Verbrechens, 10 DM zu besitzen. Natürlich wurde auch unser Schreibtisch ganz besonders sorgfältig untersucht. Aber da stand ich vollkommen cool dabei. Den hatte ich ja am Morgen auf das Genaueste durchgesehen. Alle Bücher, die man beanstanden konnte, lagen nun gut versteckt auf dem Heuboden meines Patenonkels Louis. Aber denkste! Voller Empörung, fast mit Entsetzen, deutete man auf zwei Bücher, deren Existenz die reinste Provokation zu sein schien. Ich war ganz erstaunt darüber. Das eine Buch war von Felix Dahn „Ein Kampf um Rom“, das andere von Gustav Freitag „Die Ahnen“. Beide hatte ich gelesen und ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass der Besitz dieser zwei Bücher den weiteren erfolgreichen Aufbau unseres Arbeiter- und Bauernstaates gefährden könne. Hätte ich das auch nur im Entferntesten geahnt, wären sie selbstverständlich mit den anderen auf den Heuboden verbannt worden. Nun musste ich befürchten, dass sie beschlagnahmt wurden.

Während der Durchsuchung unserer Wohnung klingelte es an der Haustür. Mein Vater ging, um sie zu öffnen. Vor ihm stand ein Nachbar, der Schwiegersohn meines Patenonkels, der sich wie jede Woche einen Sack voll Hobelspäne zum Feuer anzünden holen wollte. Beide hätten nun eigentlich in die Werkstatt gehen müssen, um den schon gestopften Spänesack zu holen. Doch statt dessen verschwand mein Vater hinter den Bohlenstapel auf dem

Hof und kam mit den Rotgussstangen wieder hervor. Diese drückte er unserem Nachbarn in die Arme und dirigierte den Ahnungslosen und ganz Irritierten vom Hof herunter. Endlich hatte der ganze Spuk in unserer Wohnung ein Ende. Gefunden hatte man etwa 5 g Garn, was man aber trotz der strengen und rügenden Worte nicht konfiszierte, dazu zwei Bücher, die zu besitzen ein grobes Vergehen gegen den Staat war. Doch zu meinem großen Erstaunen blieben auch die Bücher auf dem Wohnzimmertisch liegen. Allerdings mit der hart ausgesprochenen Auflage, sie sofort zu verbrennen, sobald sie, die Polizei, unsere Wohnung verlassen hätten. Mit diesem Ausspruch wurde mir klar, dass da ja eigentlich drei humane Polizisten unsere Wohnung durchsucht hatten. Zumindest war das der Boss dieser Truppe, der am Ende immer das letzte Wort gesprochen hatte. Beide Bücher stehen noch heute auf unseren Regalen mit all den anderen zusammen. Nicht gefunden hatte man die zehn Westmark. Das war gut so. Eine weitere Erleichterung war: Die Wohnung meiner Eltern blieb von einer Durchsuchung verschont.

Inzwischen war es kurz vor 20 Uhr und ich hatte immer noch keine Ahnung, was im Geschäft los war. Dass es nicht zum Guten stand, war mir inzwischen klar geworden. Also machte ich mich mit meiner Mutter auf den Weg. Als wir in der unteren Bahnhofstrasse um die Kurve kamen, sahen wir, obwohl es inzwischen schon dunkel war, auf der Straße und dem Bürgersteig gegenüber des Anwesens meiner Schwiegereltern einen größeren Menschauflauf. Wir waren noch etwa 50 m entfernt, als ein Polizeiauto quietschend in Richtung Hofeinfahrt fuhr, dort anhielt und die Scheinwerfer aufblendete. Als wir näher kamen, drangen aus der Menschenmasse Gesprächsfetzen zu uns, wie: „Mensch, der ist abgehauen!“ und „Junge, wenn sie den kriegen!“ Für mich war es klar, dass der Flüchtling nur mein Mann sein konnte. Gleichzeitig wusste ich, dass es ziemlich schlimm um uns und das Eigentum stand. Trotzdem, oder gerade deswegen, wagte ich nicht gleich zu meinen Schwiegereltern zu gehen. Nicht etwa, weil ich meinetwegen Angst hatte. Aber ich hatte Angst davor, dass ich auf Fragen Antworten geben könnte, die noch mehr schaden würden, denn immer noch wusste ich nichts vom Ablauf der Dinge. Inzwischen hatte ich ja erfahren müssen, wie harmlose Antworten auf harmlose Fragen bewertet werden können.

In dem kleinen Haus gegenüber wohnte der Fahrer Männe mit seiner Frau, der seit Jahren in der Firma beschäftigt war. Bei ihm schlüpfen wir erst einmal durch die Haustür, um dem Massenandrang zu entgehen. Vom Fenster aus konnten wir die Sensationslüsternen und Neugierigen auf der einen Seite - und auf der anderen die hell erleuchteten Fenster aller Privat- und Geschäftsräume des Hauses meiner Schwiegereltern sehen. Wir hatten nur kurze Zeit das beunruhigende Schauspiel beobachtet, als mich die Ruhe

verließ. Ich war schon zur Wohnzimmertür hinaus auf dem Flur, als man mich mit Gewalt in der geöffneten Haustür zurückhielt, denn gegenüber erloschen Lichter. Die Ladtür wurde geöffnet, und eine Prozession von etwa acht Personen bewegte sich die Bahnhofstraße hinauf. Also in Richtung Kommandantur. Erkennen konnte ich zwischen den Männern nur eine Frau, und das war meine Schwiegermutter. Aber ach, was gibt es doch für liebe Mitmenschen! Als man an diesem Tag begann, wieder eine Familie aus ihrem normalen und auch arbeitsreichen Leben von Haus und Hof zu vertreiben, erscholl laut und deutlich eine Stimme aus der Menschenansammlung: „Endlich haben sie diese Großschieber gefasst!“

Am anderen Morgen stand ich in aller Frühe auf, kochte einen Topf Muckefuck und füllte ihn in eine Thermoskanne, machte belegte Brote und begab mich damit, gemeinsam mit der Frau des Buchhalters, der ebenfalls unter den Verhafteten war, auf den Weg zur Kommandantur. Beide gingen wir in der Hoffnung, dass unsere Leute noch im Keller anzutreffen waren. Einige, denen vorher das gleiche Schicksal widerfahren war, wurden schon bald nach ihrer Verhaftung abtransportiert. Dort angekommen nannte ich meinen Namen und bat, meinen Leuten Frühstück bringen zu dürfen, denn verpflegt wurde dort keiner. Die erste Frage, ziemlich loyal gestellt, war darauf: „Ach, wo ist denn ihr Schwiegervater?“ Ich muss sehr erstaunt geschaut haben, als ich antwortete: „Na sicher doch bei ihnen im Keller!“

Nach einem: „mhm-mhm“ wurde uns die verschlossene Tür geöffnet. Aber nach dieser Frage wurde mir klar, dass nicht Gottfried „abgehauen“ war, sondern sein Vater.

Als erstes sah ich meine Schwiegermutter, dann wurden Gottfried und der Buchhalter zu uns gebracht. Mein Schwiegervater fehlte. Reden durften wir nicht viel, vor allem nichts von dem, was am Tag vorher geschehen war. Da stand ein Polizist dabei und passte auf. Die nächsten Mahlzeiten, die ich ihnen brachte, waren das Mittag- und Abendessen. Ja, aber wo war der Vater geblieben? Keiner von uns wusste es - ebenso wenig wie es weitergehen würde. Wir hatten inzwischen nur erfahren, dass in der Nacht an der Grenze sehr viel los gewesen war und auch geschossen wurde. Die Kugeln sind den Grenzgängern, die nichts Böses ahnend ihre Tour gingen, um die Ohren geflogen. Einer von ihnen erzählte mir später, dass sie die längste Zeit nur flach auf dem Boden gelegen haben und heil froh waren, als sie gefahrloses Gebiet erreicht hatten. Am späten Abend, es fehlte nur eine halbe Stunde bis Mitternacht, ging plötzlich die Tür auf und Gottfried kam herein. Ihn und den Buchhalter hatte man entlassen, nur meine Schwiegermutter wurde noch dort

behalten. Jetzt erst erfuhren wir, was sich am Tag zuvor in der Firma abgespielt hatte.

Dass die der Stasi eng verbundene Gruppe von 14 Personen, Männer und Frauen, in der Frühe das Geschäft gestürmt hatten, war uns bereits bekannt. Auch, dass der Chef dieser Gruppe verkündet hatte, dass sie von der staatlichen Kontrolle kämen und er verlangte, sämtliche Unterlagen und Verträge von der Firma Opel ausgehändigt zu bekommen, gleichzeitig auch alle Schlüssel der Schränke im Büro und dem Safe. Seine Mitarbeiter stürzten sich wie eine wilde Horde auf die freistehenden Akten und Ordner. Der größte Teil davon ging zu Boden und der Familie wurde das Betreten des Büros verboten. Alles wurde durchwühlt. Ab und zu konnte man hören: „Hier... Alles aus dem Westen ...Lauter Rechnungen aus Magdeburg!“ In Magdeburg befand sich der Opel- Hauptbetrieb der DDR, mit dem man ganz selbstverständlich in Geschäftsverbindung stand. Es war Zufall, dass Gottfried, der gerade aus der Werkstatt kam, auf seinem Weg in die Wohnung aber das Büro passieren musste, diese empörten Ausrufe vernahm. Er trat trotz des vorher erteilten Platzverbotes zu dem Betreffenden heran, und klärte ihn auf, dass Magdeburg eine Stadt in der Ostzone sei und nicht im Westen läge!

Am Nachmittag verlangte man von meinem Schwiegervater, das Bild des Großkapitalisten Adam Opel, das seit Bestehen der Firma im Büro über der Eingangstür hing, zu entfernen. Doch seine Antwort darauf war: „Solange ich hier zu sagen habe, bleibt das Bild dort hängen!“ Der Tag ging in den Abend über. Inzwischen wurden auch die Privaträume durchsucht. Danach durfte die Familie das Schlachtfeld, das sich einst Büro nannte, wieder betreten. Aber nur um sich hier, sowie auch schon im Wohnbereich, die größten Unverschämtheiten und demütigendsten Beleidigungen anzuhören, wie sie nur unwissende Fanatiker von sich geben. Berge von Akten und Material hatte man bereits aufgehäuft und beschlagnahmt. Es war nach 20 Uhr, als meinem Schwiegervater mitgeteilt wurde, dass er verhaftet sei. Er antwortete, dass er sich nur eine Jacke und Schuhe anziehen wolle. Daraufhin ging er vom Büro aus in den Laden und von dort durch die Verbindungstür zu den Privaträumen. Ein Mann von der Volkspolizei, die inzwischen hinzugezogen worden war, folgte ihm. Allerdings zog er weder Jacke noch Schuhe an, sondern sprang sofort zur Haustür hinaus. Rannte die neben dem Hof verlaufende Gasse herunter und verbarg sich unter den Büschen, die an einem kleinen Abhang noch auf seinem Grundstück wuchsen. Davon hat er uns einige Jahre später, als wir uns das erste Mal wiedersahen, erzählt. Bis dahin war uns sein Fluchtweg unbekannt. Genauso wie dem Suchkommando, das später die Spur von ihm in der Dunkelheit verlor.

Gottfried hatte an dem bewussten Abend sofort aus dem Fenster geschaut, als er vom Hof her jemanden rufen hörte. Es war der Polizist, der seinem Vater gefolgt war, und jetzt laut schrie: „Der Kerl ist abgehauen!“ Daraufhin schloss er das Fenster schnellsten wieder. Machte sich noch möglichst lange daran zu schaffen, um sich dann betont langsam den anderen im Büro Stehenden zuzuwenden. Auf die Fragen, was da unten los wäre, antwortete er erst einmal gar nicht, dann mit den Worten: „Darüber verweigere ich die Aussage!“ Schließlich hatten auch die Anwesenden die Situation erfasst. Alle rannten los und eines der Autos, die vor dem Grundstück parkten, fuhr zur Hofeinfahrt, von der aus man auch die Gasse übersehen konnte und blendete die Scheinwerfer auf. Gefunden wurde der Schwiegervater nicht, denn er blieb still auf seinem Platz liegen. Erst als die Suche aufgegeben wurde, machte er sich in Hausschuhen und mit einer Strickjacke bekleidet auf den Weg in den drei Kilometer entfernten Ort Tanne. Bei einem seiner alten Kunden klopfte er zu später Stunde an die Haustür. Hier sagte der 70 Jahre alte Mann, der soviel aufgebaut - und Zeit seines Lebens nur gearbeitet hatte, nachdem ihm geöffnet wurde, die fast rührenden Worte: „Ein alter Handwerksmeister auf der Flucht bittet um Unterstützung!“ Sie wurde ihm gewährt. Wenn auch bangen Herzens, verbarg man ihn im Haus – trotz der großen Gefahr, die von diesem Akt der Nächstenliebe ausging.

Nachdem die Fahndung ergebnislos verlaufen war, suchte man in der Morgendämmerung auch noch den nahen Gondelteich ab, um sicher zu gehen, dass der Flüchtige nicht ins Wasser gegangen war. Nachts wurden die Kontrollen auf das gesamte Stadtgebiet ausgedehnt. Erst in der zweiten Nacht war es drei Männern möglich, meinen Schwiegervater über die Grenze zu bringen. Einer ging voraus, einer neben ihm und der Dritte bildete die Nachhut. Nachdem diese drei Helfer in der Morgendämmerung zurückkehrten, machte sich einer von ihnen noch auf den Weg zu uns und überbrachte die Nachricht, dass mein Schwiegervater in Hohegeiß und in Sicherheit sei. Mit Erleichterung nahmen wir diese Nachricht entgegen. Heute kann man öffentlich darüber schreiben, doch damals durfte auch zum besten Freund kein Wort über die Namen derer verlautet werden, die ihm so sehr geholfen hatten. Einer davon war sogar ein Parteifunktionär. Zu jener Zeit wussten wir auch nur den Namen des einen, der zu uns gekommen war. Wer die anderen Beiden waren, berichtete uns später ebenfalls mein Schwiegervater. Als ich meiner Schwiegermutter am nächsten Morgen das Frühstück brachte, konnte ich ihr bei einer Umarmung ins Ohr flüstern: „Vater - Hohegeiß!“ Meine Mittagsmahlzeit konnte sie nicht mehr zu sich nehmen. Sie war nicht mehr da. Im Laufe des Vormittag hatte man sie nach Nordhausen

ins Gefängnis verfrachtet. Danach kam sie nach Sondershausen und später nach Gera. Nach 4 Wochen Haft schnitt sie sich die Pulsadern auf. Sie wurde gerettet. Nach über 3 Monaten durfte sie zum ersten Mal Besuch empfangen. Ihre Schwester, Frau Wilkens, die damalige Besitzerin des „Haus Wilkens“ fuhr zu ihr. Sie fand eine kranke, abgemagerte, total gebrochene Frau vor. Nicht mehr die resolute, die sie einst war.

Vom Westen aus setzte sich mein Schwiegervater, sobald es ihm möglich war, mit der Geschäftsstelle „Kampfbund gegen Unmenschlichkeit“ in Verbindung und versuchte, auf diese Weise seiner Frau zu helfen und Rechtsanwälte für sie zu mobilisieren. Nach 5½ Monaten Haft, es war Anfang April, öffneten sich plötzlich die Gefängnistüren vor ihr und sie wurde ohne jeden weiteren Kommentar wieder in die Freiheit entlassen. Nach einigen Tagen durfte sie sogar in ihre Wohnung. Allerdings in Begleitung der Polizei, die erst alle Siegel an den Türen entfernen musste. Der Betrieb war sofort nach der Durchsuchungsaktion der „Staatlichen Kontrolle“ unter die Verwaltung eines vom Kreisrat bestimmten Mannes gestellt worden. Alle Türen der Privaträume wurden versiegelt. Für uns bestand ein Verbot, den Besitz zu betreten.

Einige Tage, nachdem das alles geschehen war, wurde uns der Haftbefehl für meinen Schwiegervater, der sich zu der Zeit noch in Hohegeiß aufhielt, zugestellt. Meine Schwägerin, seine Tochter Ruth, übernahm es, ihm diesen zu überbringen, damit er einen Beweis in der Hand hatte, dass er ein Flüchtling vor der Stasi war. Wir konnten ihm leider nur das Anfangskapital für meine Schuhe, die zehn Westmark, die bei der Durchsuchung unsere Brieftasche übersehen wurden, übermitteln. Noch heute erzählt meine Schwägerin, wenn das Thema darauf kommt, wie sie auf dem Weg über die Grenze, mit dem Haftbefehl ihres Vaters in der Tasche, gezittert habe. Doch ihr Begleiter, ein routinierter Führer, hatte immer zu ihr gesagt: „Keine Angst Ruth. Gepäck haben wir nicht bei uns, und falls man uns erwischt, nehmen wir uns gleich ganz fest in die Arme und machen auf ein Liebespaar, das sich vor lauter Leidenschaft verlaufen hat!“

Etwa sechs Wochen nach der Entlassung meiner Schwiegermutter wurde für den 29.5.1952 in Mühlhausen die Gerichtsverhandlung anberaumt. Angeklagt waren mein Schwiegervater in Abwesenheit und meine Schwiegermutter. Gottfried durfte für seine Eltern als Zeuge auftreten. Die Zeitungen hatten viel zu schreiben, ob der staatsfeindlichen Verbrechen, die wieder ein Kapitalist im sozialistischen Staat begangen habe. Doch durch die Wachsamkeit des Staatssicherheitsdienstes sei es gelungen, dem Volksfeind das frevlerische Handwerk zu legen. Dann folgte eine lange Liste der Delikte,

derer sie angeklagt wurden. Das schrieb man nach der Verhaftung der „Volksfeinde“ und jeder konnte es im Volksblatt nachlesen, wo alles ganz groß auf der Titelseite stand. Es wurde ein langer Tag im Gerichtssaal. Im Verlauf der Verhandlung wurde es schon fast peinlich für den Staatsanwalt, als nach Aussagen von Sachverständigen ein Anklagepunkt nach dem anderen gestrichen werden musste. Nach langen Debatten blieben nur noch drei von anfänglich 16 Delikten übrig. Diese lauteten:

- 1948 ein Lichtaggregat nach Westberlin verkauft zu haben.
- Etwa 300 Kugellager im Besitz zu haben.
- Ersatzteile aus Westdeutschland illegal eingeführt zu haben.

Dann stellte sich heraus, dass der Verkauf des Lichtaggregats, obwohl es nach Westberlin geliefert wurde, keine strafbare Handlung war. So blieben noch zwei Anklagepunkte übrig. Ein alter Handwerksmeister, der als Sachverständiger für die Kugellager hinzugezogen worden war, äußerte sich in dem Sinne darüber, dass es sehr bedauerlich sei, dass man in einer Autoreparaturwerkstatt darauf angewiesen wäre, ausgebaute Kugellager aus Wehrmachtsrückständen zu verwerten, um damit Fahrzeuge zu reparieren, da leider ja keine neuen erhältlich wären. Außerdem stammten die meisten der Vorliegenden aus Panzern, und wären sowieso unbrauchbar und wertlos. Nach vielem Hin und Her war man sich einig, dass dies auch kein Anklagepunkt mehr war.

Nun ging es um den letzten: Ersatzteile aus dem Westen illegal über die Grenze eingeführt zu haben. Als Gottfried in diesem Zusammenhang im Zeugenstand über den großen Reifentransport der SED aus Halle berichtete, die er in deren Auftrag (da sie ja zu ihrem Pech im Schnee stecken geblieben waren) selber von der Grenze geholt hatte, und in deren Auftrag auch alle Reifen bis zum weiteren Abtransport im Keller des Hauses gelagert hatte, wurden er mit höchster Empörung zur Ruhe ermahnt. Es hieß wörtlich: „Wie können sie sich erdreisten, etwas derart Ungeheuerliches vor einem Gericht zu erwähnen. Außerdem besteht da ein gehöriger Unterschied. Wenn eine solche Transaktion von der Partei durchgeführt wird, geschieht das zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Staat. Während es der Firma Hartmeyer nur um die eigene Bereicherung ging!“ Nach der Äußerung, dass selbst die Polizei und die Russen Ersatzteile von ihnen aus dem Westen holen ließen, gab es sofort Sprechverbot, als erkannt wurde, worauf diese Aussage hinaus lief. Nach Beratung des Gerichtes wurde das Urteil verlesen.

Es wurde verkündet, dass von den 16 Anklagepunkten 15 entfallen, da sie nicht als strafbare Handlungen gelten. In einem wurde jedoch für schuldig plädiert, nämlich: „Dass die illegal eingeführten Ersatzteile aus Westdeutschland OHNE WARENBEGLEITSCHHEIN über die Grenze von Hohegeiß nach Benneckenstein geschafft wurden!“ Das Urteil dafür lautete: Die 5½ Monate, die meine Schwiegermutter in Untersuchungshaft verbracht hatte, wurden als gerechtfertigte Strafe angesehen. Sie dürfe aber jetzt auf freiem Fuß bleiben.

Meinen Schwiegervater verurteilte man in Abwesenheit: „Enteignung seines gesamten Vermögens, einschließlich seines Grundbesitzes. Dazu die Auflage, den Westen Deutschlands zu verlassen und in die DDR zurückzukehren.“ (Hier hätte man ihn dann sofort verhaftet und in eine Strafanstalt eingewiesen) Gottfried wurde das Verbot auferlegt, in keinem „Volkseigenen Betrieb“ arbeiten zu dürfen. Begründung: Als Sohn eines Kapitalisten brauche er Jahre einer Umerziehung! Nach Abschluss der Gerichtsverhandlung stand nicht viel in der Zeitung. Auch nicht, dass alle Anklagen bis auf das Fehlen der Warenbegleitscheine, nicht unter strafbare Handlungen fielen. Sondern nur „klein gedruckt“ im Mittelteil, dass der Betrieb Heinrich Hartmeyer jetzt unter Treuhandschaft des Staates steht.

Nur wenige Tage, nachdem von Staats wegen alles geregelt war, nahm meine Schwiegermutter ihren Hund Adda und das, was sie in einem kleinen Koffer tragen konnte. Sie wurde sogar zur Heilstätte gefahren. Diesmal war es ihre letzte Fahrt dort hin. Von da aus ging sie zu Fuß nach Hohegeiß, wo sie bei einer Freundin Unterkunft fand. Die drei kleinen Wollknäuel von Adda, die sich inzwischen unter unserer Obhut zu recht lebhaften und goldig tapsigen Welpen entwickelt hatten, passierten schon ein paar Monate vorher die Grenze. Der erste auf dem Rücken eines „passionierten Grenzgängers“, verstaut in einem Rucksack. Die beiden anderen nahm mein Schwager Heinz mit. Er hatte es gewagt, heimlich für zwei Tage über die Grenze von Hohegeiß nach Benneckenstein zu kommen. Am Tage verbarg er sich in der Wohnung der Schwester, uns suchte er im Schatten der Dunkelheit auf. So hatten alle drei Welpen in ihrem jungen Leben die Grenze passieren müssen, bis mein Schwiegervater sie wohlbehalten in Empfang nehmen konnte. Einige Tage später, nachdem meine Schwiegermutter gut in Hohegeiß angekommen war, kam ihr Mann in einem Auto aus der Pfalz. Am Steuer des Wagens saß sein Neffe. Einen Tag darauf fuhren sie gemeinsam zurück in seine alte Heimat, wo er inzwischen bei Verwandten eine zeitweilige Unterkunft gefunden hatte. Vom Rat der Stadt aus wurden aus dem Haus in der Bahnhofstrasse die Möbel herausgeschafft und versteigert. Nur den Teppich hat man im Rathaus behalten. Der schmückte von da an das Standesamt. Gottfried arbeitete in

einer kleinen Autowerkstatt, die sein Freund und Kegelbruder Karl Schreiber in der Ortsmitte betrieb. Auch der hatte sein Handwerk einst in der Firma Hartmeyer erlernt. Meine Schwiegereltern pachteten ein Jahr später in Mörsch, einem Ort der unterhalb von Karlsruhe liegt, eine kleine Tankstelle, die sie trotz ihrer Jahre betrieben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihre Wohnung war ein kleines Zimmer hinter dem Kassen- und Verkaufsraum.

Inzwischen sind 50 Jahre vergangen. Aber ausgerechnet an dem so dramatischen Tag der Gerichtsverhandlung spielte sich so nebenher eine kleine Episode ab, die uns noch heute schmunzeln lässt. Im Saal tagte das Gericht, der Staatsanwalt feilschte mit dem Rechtsanwalt. Alle Zuschauerplätze waren besetzt. Zum Teil von Neugierigen und Schaulustigen, aber auch von Benneckensteinern. Hauptsächlich Geschäftsleuten, die aus Interesse und Solidarität gemeinsam in einem Bus mit nach Sondershausen gefahren waren. Es waren aber auch Zeugen darunter, die, wie es für solche üblich ist, draußen auf dem Flur warteten, bis sie aufgerufen wurden.

Auch Gottfried saß unter ihnen. Im Saal wurde gerade über drei Kalbsfelle verhandelt. Diese hatte man, von meinen Schwiegereltern schon längst vergessen, bei der Hausdurchsuchung schön zusammengerollt auf dem obersten Boden gefunden. Solche zu besitzen war aber verboten. Zudem sahen sie ziemlich scheckig und zerfranst aus. Aber nicht vom langen Liegen, nein, denn schon die armen Kälber, denen man sie einst abzog, müssen in einem miserablen Zustand gewesen sein. Nun ging es um die Frage: „Wie kamen sie in den Besitz dieser Felle?“ Man hatte aber schon vorgegriffen, denn der ehemalige Besitzer dieses mit rüdigem Haar besetzten Leders, war ebenfalls geladen, um seine Aussagen zu machen. Sein Name war „Hundt“. Er sagte dasselbe im Zeugenstand aus, wie schon vorher meine Schwiegermutter.

Nämlich: Sein Auto war zu einer größeren Reparatur in der Firma Hartmeyer. Da es ihm nicht möglich war, die Rechnung voll zu bezahlen, hatte er die drei Felle mitgebracht, um den Rest auf diese Weise zu begleichen. Mein Schwiegervater hatte sie, mehr aus Entgegenkommen als aus geschäftlicher Sicht angenommen. Er wusste, wie es den meisten seiner Kunden so erging. Nach späterem genauem Besehen sind die Felle dann als unbrauchbar auf dem obersten Boden gelandet und vergessen worden. Dort hatten sie über Jahre ihr Dasein gefristet. Bis dann am 18.10. 1951 die Stasi kam, sie aufstöberte und als ein wichtiges Beweismaterial der ausgeübten

Sabotage gegen den Sozialismus aus ihrer Ruhe riss, und die Felle letztendlich in Sondershausen auf dem Richtertisch landeten.

Draußen saßen die Zeugen, die keine Ahnung von dem hatten, was da drinnen so ablief. Da ging plötzlich die Tür auf und ein älterer Mann, ein Zuschauer, kam mit ziemlich verdrießlichem Gesichtsausdruck heraus. Natürlich wurde er sofort aufgehalten und von den Zeugen nach dem Ablauf der Dinge befragt. Er erklärte es mit zwei hingeworfenen Sätzen: „So ein Blödsinn. Die verhandeln da die ganze Zeit über Hundefelle!“ Verächtlich winkte er mit einem Arm nach hinten und verschwand in Richtung Ausgang.

Die Zeit nach der Enteignung

Obwohl unser persönliches Leben nun in völlig andere Bahnen gelenkt wurde, ging alles andere um uns herum seinen alten Gang weiter. Wir stellten uns weiterhin nach Lebensmitteln an, wir hörten, dass man wieder jemanden abgeholt hatte oder auch die Namen derer, die abgehauen waren und wir sahen weiterhin die Gruppen der gefassten Grenzgänger, von Grenzsoldaten oder den Russen bewacht, durch den Ort in Richtung Kommandantur und Keller ziehen. Aber auch erfreuliche Nachrichten wurden verbreitet. Zum Beispiel, wenn wieder ein paar Männer aus der Gefangenschaft nach Haus zurück gekehrt waren. Sie kamen aus Russland, wo die meisten der ehemaligen Soldaten noch festgehalten wurden.

Es war 1952, als eine einschneidende Änderung im Grenzbereich verordnet wurde. Der Ministerrat der DDR erließ eine Order, die einen 500 m breiten Streifen entlang der gesamten Demarkationslinie zu einem Schutzstreifen erklärte und weitere 5 km zum Sperrgebiet. Wer hier wohnte, durfte die 500 m- Zone nicht betreten und alle außerhalb wohnenden DDR Bürger nicht die 5 km Sperrzone. Gleichzeitig wurde an der regulären Grenze, jetzt Demarkationslinie genannt, ein Stacheldrahtzaun angelegt und ein zehn Meter breiter Streifen von Bäumen und Büschen befreit und zu einem Feld gerodet. Dieses wurde gepflügt und regelmäßig geggt, um eventuelle Fußspuren von Flüchtlingen besser aufzuspüren zu können. Damit war es aus mit „nur schnell einmal nach Hohegeiß gehen.“ Von diesem Zeitpunkt an waren auch keine Gruppen von gefassten Grenzgängern mehr zu sehen.



Diese Maßnahme bedeutete ebenfalls, dass alle Einwohner, die wie wir innerhalb dieser 5 km- Zone wohnten, jederzeit in alle Orte der DDR reisen durften und auf Grund der Vermerke, die in die Pässe gedruckt waren, auch wieder zurück. Aber alle anderen in der DDR Wohnenden, durften dieses Sperrgebiet nicht betreten, es sei denn mit einer Sondergenehmigung, die allerdings schriftlich, mit Angabe des Grundes, beantragt werden musste. Es dauerte dann einige Zeit, bis diese genehmigt oder abgelehnt wurde. Es wurden weitere Schlagbäume eingangs der Sperrzone errichtet, die von zwei Polizisten oder sowjetischen Soldaten bewacht wurden. Der nächste Schlagbaum versperrte die Straße kurz vor Trautenstein. Jeder, der ihn passieren wollte, musste sich einer genauen Kontrolle unterziehen. Ganz gleich, ob man dieses Gebiet verließ oder betrat. Wir durften also nie unseren Ausweis vergessen oder gar verlieren, wenn wir uns außerhalb dieser Zone begaben. Dann hätten wir ganz schön dumm da gestanden. Wer weiß, wann wir nach all den amtlichen Klärungen von An- und Rückfragen wieder in unser Zuhause hätten zurückkehren können. Für uns ganz persönlich hieß das auch, dass wir zwar zu unseren Verwandten nach Trautenstein durften, sie aber nicht zu uns. Zumindest nicht ohne Passierschein.

Die Transporte

Die Errichtung der Sperrgebiete hatte noch andere Maßnahmen zur Folge, die von den Einwohnern des Ortes mit Bestürzung und Entsetzen zur Kenntnis genommen wurden. Zuerst waren es wohl vier oder fünf Familien, die am Abend nichts ahnend zur Ruhe gegangen waren, um mitten in der Nacht plötzlich von fremden Männern aus dem Schlaf gerüttelt zu werden. „Aufstehen!“ hieß es und „Schnellstens anziehen!“ Bis sie das Geschehen begriffen, ging es bereits drunter und drüber in ihrer Wohnung. Alles wurde von den Männern in rasender Eile aus den Schränken geholt, in Kisten gepackt und zusammen mit den Möbeln auf einen LKW verladen, der bereits wartend vor der Haustür stand. Nur die unmittelbare Nachbarschaft hatte mitbekommen, was da vor sich ging. Sie konnten noch ein paar Worte mit der überrumpelten, fast unter Schock stehenden Familie sprechen und mussten dann mit ansehen, wie diese, die Frauen und Kinder meist weinend und noch immer protestierend, auf die Laster gehoben wurden. Und ab ging es. Wohin? Keiner hatte eine Ahnung! Erst nach einer stundenlangen Fahrt erreichten sie ihr neues ihnen zugewiesene „Zuhause“. Das lag stets irgendwo mitten in der DDR, abseits jeglicher Grenze, über die sie hätten gehen können. Es waren mehrheitlich kleinere Dörfer, wo sie bestens überwacht und kontrolliert werden konnten.

Erschüttert sammelten sich am nächsten Morgen Verwandte der Betroffenen und eine große Zahl der Einwohner am Ort des Geschehens. Fassungslos standen sie vor den leeren Wohnungen oder dem nun leeren Haus. Der ganze Spuk hatte nur ein paar Stunden gedauert. Alles war innerhalb der Nacht geschehen und am frühen Morgen, noch bevor es hell wurde, waren die Laster samt Möbel und deren Besitzer verschwunden. Diese ganze Aktion nannte man einen „Akt der Säuberung!“ Und so manche fragten sich: Was wird aus uns? Mit dem Abtransport ganzer Familien war nach dieser ersten Maßnahme erst einmal eine Zeitlang Ruhe. Alle wiegten sich in der Hoffnung, das diese nächtlichen Überfälle überstanden seien. Aber eines morgens hörte man vom nächsten, und es kamen noch einige dazu.

Viele, die nie die Absicht hegten, ihre Heimat, ihr Hab und Gut zu verlassen, um in den Westen zu gehen, zogen es jetzt vor, weil sie sich bedroht fühlten, diesen Schritt zu unternehmen. Doch auch einigen der Zwangsevakuerten gelang es, die Grenze, trotz ihrer räumlichen Entfernung zu überwinden, um im Westen ein neues Leben aufzubauen. Für eine Flucht aus der DDR gab es zu diesem Zeitpunkt noch zwei Möglichkeiten. Erstens: Man konnte für einen Besuch bei Verwandten im Westen einen Interzonenpass beantragen, der dann nach Überprüfung der jeweiligen Person

genehmigt oder abgelehnt wurde. Hatte man die Erlaubnis bekommen, fuhr man regulär mit der Bahn. An der Grenzübergangsstelle stiegen Grenzpolizisten ein und kontrollierten, meist mit eisiger Miene, die Ausweise sowie alle sonstigen Reisepapiere und durchsuchten die Gepäckstücke. So etliche der Reisenden zitterten dann, und selbst die Ungläubigen begannen zum Herrgott zu beten, dass man doch bitte schön die Koffer und Taschen der anderen durchsuche, aber die eigenen ungeschoren auf ihrem Platz belassen möge. Es waren diejenigen, die auf diesem Wege „abhauen“ wollten und so viel wie möglich in ihrem Gepäck verstaut hatten, was normalerweise nicht für einen kurzen Besuch bei Verwandten benötigt wurde.

Die anderen, die brav wieder in die DDR zurückzukehren beabsichtigten, mussten dann auf der Rückfahrt ebenso bangen, wenn sie mehr Bohnenkaffee, Zigaretten, Schokolade oder Kakao bei sich hatten, als erlaubt war. Dies alles waren Luxusartikel, die es in unserem Arbeiter und Bauernstaat noch immer nicht gab, nach denen sich aber jeder sehnte. Auch Gewürze wie Pfeffer und Muskat gehörten dazu. Fand man jedoch zu viel, besonders vom viel begehrten Kaffee im Gepäck, konnte es geschehen, dass alles konfisziert wurde. Ja, und dann wäre die ganze Reise umsonst gewesen. Für die Ausgewiesenen war dieser Weg, mit einem Interzonenzug in den Westen zu entkommen, natürlich vollkommen aussichtslos. Nie hätten sie einen Interzonenpass erhalten. Für sie blieb nur die zweite Möglichkeit: die illegale Ausreise. Man fuhr nach Ost-Berlin, setzte sich dort in die U-Bahn und fuhr mit dieser in den Westsektor. War man dort glücklich angekommen und wurde nicht noch im letzten Moment von den kontrollierenden Grenzpolizisten aufgegriffen, dann hatte man es „Gott sei Dank“ auch geschafft. Hier in Westberlin gab es Auffanglager für diejenigen, die keinen Zielpunkt angeben konnten. Die anderen, die eine Adresse von Verwandten, bei denen sie zuerst einmal unterkommen wollten, angeben konnten, wurden vom Flughafen Tegel in den Westen Deutschlands ausgeflogen.

Der 17. Juni 1953

Auch wir haben damals ernsthaft in Erwägung gezogen, alles hinter uns zurückzulassen und der DDR zu entfliehen. Zumal uns eine heimliche, vertrauliche Warnung zukam, dass wir mit zu den nächsten Ausgewiesenen gehören könnten. Wir überlegten ganz intensiv, was so ein gravierender Schritt für uns bedeuten würde. Meine Eltern hätten mit uns gehen müssen, denn die Warnung galt auch für sie. Also, Haus und Hof, die Möbel und so vieles, an dem man hing, einfach zurücklassen, um nur mit dem Nötigsten

versehen ein neues Leben zu beginnen? Dazu kam noch die schlichte Frage: WOHIN?! Oder sollte man den weiteren Lauf der Dinge einfach abwarten? Vielleicht fährt tatsächlich eines Nachts ein Lastwagen bei uns vor... Ein Gruseln überkam uns, wenn wir nur daran dachten. Als wir in letzter Konsequenz somit alle Für und Wider gegeneinander abwogen, überraschte uns eines Morgens eine Nachricht im Radio, die für alle in Ost und West lebenden Deutschen so utopisch klang, dass sie kaum glaubhaft erschien: „Aufstand in Berlin!“ Der Kalender zeigte den 17. Juni 1953 an.

Im Laufe des Vormittages nannte man immer mehr Städte, in denen sich ebenso wie in der Hauptstadt Arbeiter versammelt hatten und sich ihnen Massen von Menschen anschlossen. Alle gemeinsam marschierten sie demonstrierend durch die Straßen. Wie gebannt saßen wir am Radio, denn die Neuigkeiten überschlugen sich. Mein Vater benachrichtigte den Nachbarn, der kein Radio besaß. Der ließ alles stehen und liegen und hielt es dann den ganzen Tag bei uns aus. Nur nichts verpassen! Auch wir Frauen blieben zu Haus, und verzichteten auf die Einkäufe. Wie wir später hörten, war an diesem Tag auch kaum Kundschaft in den Läden. Musste einer im Laufe des Tages doch einmal außerhalb des Hörbereiches des Radios eine Arbeit verrichten, so wurde er sofort nach seiner Rückkehr von den an den Apparaten Ausharrenden über das Aktuellste informiert.

Bei den ersten Nachrichten dieses so außergewöhnlichen Tages übermannte uns unglaubliches Erstaunen. Als im weiteren Tagesverlauf die Demonstrationen von Berlin Henningsdorf dann immer mehr auf andere Städte übergriff, empfanden wir nur noch die größte Hochachtung vor dem Mut derer, die dieses fast Unmögliche, ja Udenkbare gewagt hatten. Im Verlaufe des Nachmittages wuchs unsere Zuversicht und die Hoffnung auf einen Erfolg jener so tapferen Demonstranten. Wir hätten jubeln können. Kann dieser Aufschrei des Volkes dem gegenwärtigen unerträglichen Regime des Sozialismus endlich ein Ende setzen? Da vermeldete zu späterer Stunde der Reporter mit Panik schwingender Stimme, dass in Berlin russische Panzer auffuhren. Es dauerte nicht mehr allzu lange, und der Aufstand der Arbeiter war niedergeschlagen; mit ihm die Hoffnung des Volkes. So wurde aus Jubel Verzweiflung. Verzweiflung über die erneut bewiesene Ohnmacht, mit der ein Volk einer totalen Diktatur machtlos gegenüber steht. Wie mochte es nun denen ergehen, die man verhaftete und in die Gefängnisse einsperrte? Welch trauriger Zukunft mussten die Verlierer nun ins Auge sehen? Wieviel Tote waren zu betrauern?

Nach der Hoffnung, die man fast einen ganzen Tag über hegen durfte, sah die Zukunft jetzt plötzlich noch viel schwärzer aus. Es war kaum

vorstellbar, den alten Trott wieder aufzunehmen und so weiter zu leben, als wäre nichts geschehen. Aber wir mussten! Ob wir wollten oder nicht. Wie froh war ich, als ich hörte, dass Gottfrieds Freund und Kegelbruder Karl Schreiber ihn am Nachmittag des 17. Juni fast mit Gewalt zurück gehalten hatte, als er schon mit einer Spitzhacke geschultert in die Bahnhofstraße zu seinem Elternhaus marschieren wollte, um alle die, die sich in der Firma Hartmeyer eingenistet hatten, rauszuschmeißen. Dass sich an jenem Junitage in Berlin russische und amerikanische Panzer drohend gegenüber gestanden hatten und diese militärische Konfrontation sich um ein Haar zu einer Katastrophe ausgeweitet hätte, erfuhren wir erst später.

KAPITEL 5

Die Zeit danach

Schon bald war zu spüren, dass der ganze harte Kurs, den die Regierung bis zum 17. Juni eingeschlagen hatte, etwas weicher zu werden begann. Auf Grund dieser Anzeichen stellte Gottfried mit einem Funken Hoffnung beim Rat des Kreises in Wernigerode am 6.7.1953 einen Antrag auf Rückgabe des väterlichen Betriebes. Wie frohlockten wir, als ein Schreiben eintraf, in dem es wörtlich hieß:

Wernigerode, den 31.7.1953

Nach eingehender Überprüfung Ihres Antrages v. 6. d. M. wurde festgelegt, dass die Kraftfahrzeugreparaturwerkstatt mit Wirkung vom 1.8. d. J. an Sie zur Verwaltung in eigener Zuständigkeit übergeben wird. Der VEB Kraftverkehr Wernigerode wurde angewiesen, die Übergabe vorzunehmen. Im übrigen wird auf die am 20.7. d. J. beim Rat der Stadt erfolgte Absprache mit Ihnen Bezug genommen. Wir sprechen die Erwartung aus, dass Sie künftig Ihre ganze Kraft für den Aufbau unserer Friedenswirtschaft und zum Wohle der Interessen der Werktätigen einsetzen werden.

Somit war der Betrieb wieder in die Hände der Eigentümer gekommen und Gottfried konnte dort weitermachen, wo sein Vater einst aufhören musste. Pläne wurden geschmiedet. Vor allen Dingen mussten wir jetzt in die Bahnhofstraße umziehen sobald die Wohnung geräumt war, was tatsächlich umgehend erfolgte. Für unsere jetzige im Hause meiner Eltern waren schon Nachmieter da. Es waren Freunde, und ihre Kohlenration, die zu diesem Zeitpunkt ausgeliefert wurde, hatten sie sogar schon in unserem Keller abgeladen. Nur noch zwei Tage, dann sollte unser Umzug beginnen. Aber Pech, Glück oder Schicksal!? Genau einen Tag vorher hackte man neben unserem Grundstück die Straße auf, so dass wir mit dem Lastwagen, der unsere Möbel transportieren sollte, nicht anfahren konnten. Also sagten wir uns, dann eben ein paar Tage später, darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an.

Meine erste Arbeit für unser nun wiedererhaltenes Eigentum war, den DKW (meines Schwiegervaters Heiligtum) zu reparieren. Das gute Stück war

total ramponiert. Nun konnte ich zwar keinen Motor ausbauen, aber dennoch, die Näharbeiten waren mein Ressort. Der Innenraum hatte eine Stoffbespannung, dem das gewaltsame Rein- und Rausschieben von großen Körben voll mit Brötchen, die der Wagen transportieren musste, gar nicht gut bekommen war. Für diese grobe Arbeit war er ja auch nicht geschaffen. Das Resultat seiner Misshandlung waren diverse Löcher und Risse, die der Schönheit des Wagens einen erheblichen Abbruch taten.

Nun musste also erst einmal Stoff beschafft werden, der dem der alten Bespannung nach Möglichkeit ähnlich war. Die Flicker, die ich darauf setzen musste, sollten ja nicht gar zu sehr auffallen. Es ergab sich, nach späterem Nachzählen, eine Summe von 27. So ging ich dann zuerst im Kleiderschrank meiner Eltern auf Suche. Ich wusste, in unserem war nichts derartiges. Und siehe da, ich fand ein altes, ausrangiertes Jackett meines Vater, dessen Stoff annähernd die Farbe aufwies, die ich suchte. Nachdem ich kleinere und größere Stücke herausgeschnitten hatte, begann die mühevollere Reparaturarbeit.

Es war ein sehr warmer Tag und in dem Auto staute sich die Hitze. Die Löcher befanden sich an allen möglichen und unmöglichen Stellen, und auf ein jedes musste ein Flicker mit feinen Stichen aufgenäht werden. Oft kam ich in der Enge des Wagens nur mit extremen Verrenkungen an die betreffenden Stellen heran, um mit Nadel, Faden und Schere hantieren zu können. Außerdem war ich zu der Zeit nicht mehr ganz schlank, denn ich war im 7. Monat schwanger. Welch ein triumphales Gefühl, als Schwiegervaters ganzer Stolz, dann repariert und mit intakter Innenausstattung vom Hof gefahren wurde und seinem nächsten Einsatz entgegenrollte. Aber Brötchenkörbe sollte er nun nicht mehr transportieren. Wir schauten immer wieder nach, wie die Arbeit an der aufgerissenen Straße voranging. „Nur noch einen Tag“ sagten uns die Arbeiter. „Morgen ist alles fertig!“ Dann konnten wir mit unserem Umzug beginnen.

Am späteren Vormittag hatte ich noch etwas zu besorgen und traf auf dem Weg eine mir gut bekannte Frau. Sie kam sofort auf mich zu und fragte, ob es stimme, dass man uns unseren Betrieb wieder weggenommen habe. Ich sagte aus voller Überzeugung: „Aber nein, wir haben ihn doch erst vor 3 Wochen zurückerhalten!“ Sie blieb aber beharrlich dabei, dass man im Ort erzähle, man habe ihn uns wieder abgenommen. Ich war mir ganz sicher, dass das nur ein falsches Gerücht sein konnte.

Ich wurde eines Besseren belehrt, als Gottfried nach Haus kam und ich sein Gesicht sah. Es war käseweiß, fast grün und der Ausdruck nicht zu beschreiben. Er erzählte, dass er am Morgen zum Rathaus bestellt wurde. In

dem Zimmer, in dem er erscheinen musste, saßen der Bürgermeister, einige vom Rat des Kreises Wernigerode, ein Polizist und noch zwei Männer in Zivil, die ihm nicht vorgestellt wurden. Dort hatte man ihm in knappen Worten mitgeteilt, dass die am 1. August an ihn erfolgte Übergabe des Betriebes wieder rückgängig gemacht worden sei und er diesen umgehend zu verlassen habe.

Als er den schriftlichen Bescheid über die erneute Enteignung verlangte, konnte man ihm nichts dergleichen vorlegen. Seine Weigerung, das Eigentum abermals aufzugeben, unter Berufung auf alle rechtmäßigen Belege, die ihm vor drei Wochen zugestellt wurden, ignorierte man. Zuerst verhandelte er nur mit Bürgermeister Wittke und den Genossen vom Kreisrat. Doch nach einem langem Für und Wider wandte sich einer der Zivilisten, die bisher vollkommen ruhig im Hintergrund gesessen hatten und unverkennbar von der Stasi waren, mit den Worten an ihn: „Gut, Herr Hartmeyer. Wenn sie sich also weigern, dann müssen wir eben andere Maßnahmen ergreifen!“ Was dieser Satz bedeutete, war nur zu klar. Nun versuchte Gottfried, wenigstens noch eine schriftliche Bestätigung der erneuten Beschlagnahme des Eigentums zu erhalten. Widerwillig ließ man sich herab und sicherte ihm zu, dass er eine solche erhalten würde.

Vom Rathaus kehrte er zurück in die, ja, in seine Firma. Aber sämtliche Schlüssel, vom Safe bis zu den Büroschränken befanden sich schon in anderen Händen und wurden ihm nicht mehr ausgehändigt. Jemand übergab ihm sein persönliches Eigentum; es handelte sich um einige Kleidungsstücke und eine Aktentasche, und das war es dann auch schon. Das Verbot, sein ehemaliges Grundstück in Zukunft zu betreten, gab man ihm noch einmal mit auf den Weg.

Am nächsten Tag traf das versprochene Schreiben, in unserem Rathaus ausgestellt, mit folgenden Worten bei uns ein (wörtliche Wiedergabe):

Der Stadtrat der Stadt Benneckenstein 25.8.1953

Aufgrund der Aussprache v. 24.8.53 zwischen Herrn Gottfried Hartmeyer, Vertretern des Rates des Bezirkes Magdeburg und Vertretern des Rates des Kreises Wernigerode - Referat: Staatl. Eigentum wird mit Wirkung v. 25.8.53 der Betrieb Heinrich Hartmeyer dem VEB Kraftverkehr Wernigerode übergeben.

Unterschrift des Bürgermeisters

Nun war es also ein zweites mal passiert! Die schriftliche Bestätigung hatten wir erhalten, nur von einer Begründung der Rücknahme des Beschlusses vom 25. August wurde kein Wort erwähnt.

Obwohl wieder einmal Verzweiflung, Groll und Empörung bis zum Maximum gestiegen waren, uns half es nichts. Wir hatten wieder einmal unsere Machtlosigkeit gegenüber der Staatsgewalt bestätigt bekommen. Jetzt waren wir nur dankbar, dass die aufgerissene Straße unseren Umzug in die Bahnhofstraße verhindert hatte. Sonst säßen wir jetzt dort und hätten wieder alles räumen müssen. Ja, und wohin dann? So aber holten unsere, nun auch verhinderten und sehr enttäuschten Nachmieter, ihre Kohlen aus unserem Keller und schafften sie in den ihren. Gottfried arbeitete wieder bei seinem Kegelbruder und alles musste weitergehen, als wäre nichts geschehen. Nur, dieser erneute Schicksalsschlag hatte nach der anfänglichen Hoffnung alles in uns aufgewühlt und eine dementsprechende Resignation hinterlassen. Sie blieb für immer, auch wenn sie in der zurückliegenden Zeit, inzwischen sind fast 50 Jahre vergangen, gemildert wurde.

Eine Frage ist für mich allerdings unbeantwortet geblieben. Wie konnte die Frau damals zum Zeitpunkt, als Gottfried gerade das Rathaus erst verlassen hatte, schon von der zweiten Enteignung wissen? Wer hatte ihr davon erzählt? Und woher wusste es derjenige?

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wurde uns aus 100 %-ig glaubhafter Quelle zugesteckt, dass wir, wäre der Aufstand am 17. Juni nicht gewesen, auch nicht mehr in unserem Haus wohnen würden. Denn das Datum der nächsten „Säuberungsaktion“, stand bereits fest, und unser wie auch der Name meiner Eltern gehörten zu den listenmäßig erfassten Bürgern, wie Familie Marcus und Weiß die in den nächtlich fahrenden Lastwagen abtransportiert werden sollten.

Nun stellten wir uns die Frage: Was hatte uns persönlich der 17. Juni gebracht? Da war die Hochachtung vor den mutigen Demonstranten, da war Hoffnung und Freude. Dann der Fall in ein tiefes emotionales Loch. Doch wie tief sind wohl die Betroffenen in Berlin und in den anderen Städten gefallen, die verhaftet und eingesperrt wurden und sogar ihr Leben ließen. Uns hatte man unser Eigentum zurückgegeben. Also waren wir glücklich. Dann, nur drei Wochen später hielt die DDR-Führung, mit Stalin im Rücken, das Zepter wieder fest in der Hand und konnte nun all das wieder einfordern, was sie zur Beruhigung des Volkes aus der Hand zu geben bereit gewesen war. Also, erneute Enteignung und damit wieder ein Schlag in den Magen. Aber wäre der 17. Juni nicht gewesen, wohnten wir nicht mehr in

Benneckenstein, sondern irgendwo, dort, wo wir sicher nicht hätten sein wollen.

Es ist schon eine ziemlich verzwickte Angelegenheit, in einem diktatorischen Staat zu leben. Man weiß nie, ob nicht ein Gesetz, das gestern neu verkündet wurde, an das man sich heute strikt hält, schon morgen widerrufen wird. Dann besteht durchaus die Gefahr, dass man wegen der Einhaltung von heute, morgen in Gesetzeskonflikt gerät. Auch kann es passieren, dass man aus diesem Grunde übermorgen „gesäubert“ wird!

Unser Sohn



Ja, das Leben ging weiter. Und wie es weiter ging. Der Termin, an dem unser Sohn das Licht der Welt erblicken sollte, rückte immer näher. Für uns war es selbstverständlich, dass er in unserem Ort und Zuhause geboren werden sollte. Doch selbst in diese natürlichste Sache der Welt, der Geburt eines Kindes, funkte uns der Sozialismus indirekt dazwischen. Denn unsere Hebamme in Benneckenstein hatte die Nase von dem Arbeiter- und Bauernstaat so voll, dass sie sich 14 Tage vor unserem Termin auf nimmer Wiedersehen in den Westen absetzte. So kam es, dass unser Sohn in dem kleinen, aber gut versorgten Entbindungsheim

in Hasselfelde auf die Welt kam. Nach acht Tagen holte Gottfried uns ab und wir stiegen nun zum ersten Mal als richtige Familie in das Auto, welches sein Chef ihm für diesen großen Anlass geliehen hatte.

Auf der Strecke zwischen Hasselfelde und Benneckenstein liegt Trautenstein. Logisch, dass hier erst einmal Station gemacht wurde, um allen Verwandten stolz unseren Sohn zu zeigen. - Obwohl ihn schon alle in Hasselfelde besichtigt hatten - Zu meiner Freude sah ich, dass meine Oma

sich bereits in ihrem Reisekleid befand. Sie brauchte, als wir uns wieder verabschiedeten, nur noch ihre Tasche zu greifen und mit uns ins Auto zu steigen. Sie hatte sich vorgenommen, einige Tage bei uns und ihrem ersten Urenkel zu verweilen. Nun war da allerdings die leidige Angelegenheit mit ihrem Passierschein, der Genehmigung, die zur Einreise in die Sperrzone notwendig war. Eingereicht war er, aber erhalten hatte sie noch keinen.

Aber wir hatten Glück. Bei der Kontrolle am Schlagbaum verlangten sie Gottfrieds Papiere, sahen mich mit dem Baby im Arm und ließen meine Oma, die nun in den Stand der Urgroßmutter aufgerückt war, ungeschoren auf ihrem Platz sitzen. Als sie wieder zurückfuhr, war inzwischen der Schein mit der Genehmigung eingetroffen, und meine Mutter hatte ihn aus Trautenstein abgeholt. Unsere Oma konnte mit reinem Gewissen dem Kontrolleur in die Augen sehen. Jetzt zeigte es sich auch, wie gut es war, dass wir mit meinen Eltern im gleichen Haus wohnten. Bei jedem Wickeln ihres Enkels konnten sie anwesend sein und bei jedem Schrei, den er von sich gab, sofort angelaufen kommen, um das arme Kind zu trösten.

Fast 11 Monate waren seitdem vergangen, als Gottfried und mich ganz unerwartet eine Einladung aus dem Westen erreichte. Sie kam aus Goslar, von Onkel Kurts Eltern. Sie fragten an, ob wir sie nicht für acht Tage besuchen möchten. Ach, wie gern wir das taten. Umgehend wurden Interzonenpässe beantragt, und nach einiger Zeit wurden sie uns zugestellt. Wenn man in den Besitz eines solchen Passes kam, galt der immer für sechs Wochen. Unseren kleinen Siegfried wussten wir bei Oma und Opa in den besten Händen, und die waren selig, dass sie ihren kleinen Schatz nun einmal ganz für sich allein haben durften. Zwei Tage vor unserer Abreise traf ein Brief von meinen Schwiegereltern ein. Sie baten Gottfried darin, doch für 6 Wochen zu ihnen zu kommen, um ihnen in der Tankstelle, die sie inzwischen gepachtet hatten, zu helfen. So haben wir dann unseren Reiseplan umgeworfen.

Wir fuhren zwar zusammen nach Goslar, aber Gottfried reiste am nächsten Tag weiter nach Mörsch zu seinen Eltern, die überaus erstaunt waren, dass alles so schnell gegangen war. Für Eltern und Sohn war es das erste Wiedersehen nach der Enteignung und der Flucht meines Schwiegervaters. Da ich nun allein in Goslar war, boten mir Onkel und Tante an, meinen Aufenthalt auf 14 Tage auszudehnen, was ich gern annahm. Auch wenn kein Pfennig Westgeld in meiner Tasche klimperte, so war es für mich das größte Vergnügen, durch die schöne Altstadt zu gehen und all die staunenswerten Auslagen anzusehen. Textilien, Schuhe und Gebrauchsartikel gab es da in den schönsten Ausführungen. Auch Siebe, die jede Hausfrau in der Küche braucht. Bei uns in der Ostzone gab es auch welche. Doch die

waren aus den Filtern nicht mehr gebrauchter Gasmasken hergestellt, denen nur noch ein Griff angeschweißt wurde. Die Lebensmittel-geschäfte waren gefüllt mit jeglichen Waren und Delikatessen.



Mit Obst und Gemüse. Orangen gab es, Bananen, Tomaten und sogar Weintrauben. Und von allem konnte jeder kaufen, soviel er wollte. Als der Tag meiner Rückkehr nahte, begann die Tante, Kaffee, Kakao, Schokolade, Pfeffer und noch so etliches mehr für mich zusammenzustellen. Ich war ganz überwältigt von ihrer Großzügigkeit. Dabei hatte sie mir bei meiner Ankunft schon lauter Wollreste gegeben, aus denen ich noch dort einen schönen Pullover für unseren Sohn strickte, der ja bald seinen 1. Geburtstag hatte. Aber dann hieß es Abschied nehmen. Sie brachten mich zum Bahnhof.

Unser Weg dorthin führte noch einmal an den bunten Geschäften und Obstständen vorbei, denen ich noch letzte Blicke zuwarf.

Nachdem die Passkontrolle an der Grenze überstanden war, und die Fahrt fortgesetzt wurde, wollte es der Zufall, dass der Zug nach einer Weile an einem der Bahngleise naheliegenden Gemüseladen vorbei rollte. Der hatte ein großes Schaufenster. Doch zu sehen war darin nur eine Schale mit ziemlich verschrumpelten Äpfeln. Ja, und da wusste ich dann ganz genau, dass ich wieder zuhause in der DDR angekommen war. Gottfried kam erst vier Wochen später zurück. Wie habe ich ihn bestaunt, als er mit Schuhen, die eine Kreppe sohle besaßen, und einem schicken Sommermantel aus dem Zug stieg. Er war ohne Mantel und mit zwei Paar Schuhen abgefahren. Das eine Paar trug er an den Füßen und das andere, seine Arbeitsschuhe, waren im Koffer verstaubt. Sie bestanden allerdings aus Igelit. Als sein Vater diese beäugt hatte, wusste er sofort, was sein Sohn am dringendsten brauchte. Nun hatte ich also einen Ehemann mit ganz modernem Mantel und ebensolchen Schuhen. Letztere wurden in unserer „Igelitzone“ nur neidisch und hochachtungsvoll zugleich, als „Sambaschleicher“ bezeichnet. Dazu

gehörten der westlichen Mode gemäß zwar noch Ringelsocken, aber die hätte er ganz sicher, selbst wenn er sie besessen hätte, im Schrank vergammeln lassen. Jünglinge aus dem Westen - Twens gab es damals noch nicht - die in der DDR einen Besuch abstatteten und mit beiden Attributen des Wirtschaftswunders an den Füßen bestückt waren, nannte man bei uns kurz und bündig „Ringelsockenheinis“. Es klang ziemlich verächtlich, aber meistens wurde ihnen trotzdem noch ein verstohlener, bewundernder Blick hinterher geworfen.

Der Fünfjahresplan

Unser Sohn Siegfried gedieh zu unser aller Freude prächtig. Was speziell meinen Vater mit Sorge erfüllte, war das Schwinden seines Holzvorrates. Unser Hof wirkte im Gegensatz zu früheren Jahren fast gähnend leer. Die großen Holzstapel, die stets dort lagerten, waren zu Minibeständen zusammengeschrumpft und kündeten damit für die nahe Zukunft einen Notstand an. Das Holz war aber die Grundlage, das Herz und der Kern für das Weiterbestehen seines Betriebes. Von den Fichtenstangen, die zu Gabel-, Wagenstangen und Leiterbäumen verarbeitet werden konnten, waren noch genug vorhanden. Davon konnte er sogar noch mehr bekommen, denn in unserem Harz wuchsen ja genug davon. Jedoch Holz von den Eichen, Buchen und Eschen, das im Laufe der Zeit rationiert wurde, das war nur noch beängstigend wenig vorhanden. Diese Holzarten wurden aber hauptsächlich gebraucht, um, jede individuell verarbeitet, einem fertig hergestellten Wagen die Stabilität und Haltbarkeit zu verleihen.

In „normalen“ Zeiten hätte mein Vater den fehlenden Bestand schon längst wieder aufgefüllt. Er wäre wie in all den Jahren davor mit dem zuständigen Förster in den Wald gegangen und hätte die für ihn in Frage kommenden Bäume ausgesucht und bestellt. Fuhrleute hätten dann mit ihrem Pferdegespann die Stämme aus dem Wald in ein Sägewerk geschafft und später, nachdem sie dort nach Vaters angegebenen Maßen in bestimmte Stärken geschnitten worden waren, als Bohlen wieder auf unseren Hof gebracht. Hier konnten sie in Stapel geschichtet trocknen und dann ihrer Bestimmung entsprechend verarbeitet werden. So einfach war das! Doch es herrschten schon lange keine normalen Zeiten mehr. Es war nicht mehr möglich, einfach nur zum Förster zu gehen und dort die gebrauchten Baumstämme zu bestellen.

Seit wir die sowjetisch besetzte Zone (SBZ) waren, die am 7. Oktober 1949 zur Deutschen Demokratischen Republik erklärt wurde, musste für

jeden neuen Holzkauf erst eine Genehmigung in der Handwerkskammer in Nordhausen beantragt werden. Die prüfte eingehend, ob wirklich ein Bedarf bestand, und stellte dann die entsprechende Bescheinigung aus. Erst nach deren Vorlage durfte der Förster die darauf bestimmte Menge anweisen. Mehrmals war mein Vater schon auf der Handwerkskammer in Nordhausen gewesen und hatte die Dringlichkeit einer neuen Holzzuteilung für seinen Betrieb betont. Aber stets vergebens. Er wurde immer wieder auf ein eventuelles „später“ vertröstet. Nur, das Eventuelle traf nie ein und er musste weiterhin auf sein Material warten.

Der Grund hierfür war: Um den wirtschaftlichen Aufbau in der DDR zu sichern, gab es einen „Fünfjahresplan“, nach dem gearbeitet werden musste. Bis ins Kleinste war darin vorgeschrieben, was jeder Betrieb innerhalb dieser Zeit zu schaffen hatte. Jedem wurde laut Plan soviel an Material zugeteilt, wie er zur Erfüllung seines „Soll`s“ benötigte. Und dieses „Soll“ war das Gravierende, auf dem dieser Plan beruhte. Jeder Betrieb war verpflichtet, diesen zu erfüllen, damit der angestrebte, steile wirtschaftliche Aufstieg der Republik gemäß Programm verwirklicht werden konnte.

Doch Theorie und Praxis sind nun einmal zweierlei. Wer von denen, die diesen Mammutplan ausarbeiteten, hatte schon die totale Übersicht über die Mengen, die jeder kleine und große Betrieb an Materialien brauchte, um individuell am produktivsten arbeiten zu können? Da außerdem jedes Rohmaterial absolute Mangelware war, wurde es auch nur in knapp bemessenen Mengen zugeteilt. Hatte man einen der Privatbetriebe mit zu wenig Material bedacht, dann war das eben Pech für dessen Besitzer. War es verbraucht, musste der notgedrungen, ob er wollte oder nicht, seine Arbeit einstellen, bis ihm beim nächsten, der Wirtschaft und dem Aufbau so notwendige und vermeintlich so fördernde „Fünfjahresplan“ mit einer neuen Ration bedachte. Oder wieder nur einen Teil davon. So erging es jetzt auch meinem Vater mit seinem Holz.

Betraff es allerdings die volkseigenen Betriebe, die schon aus Gründen des Prestige ihr Soll unbedingt zu erfüllen, ja nach Möglichkeit sogar überzuerfüllen hatten, gab es einen ganz einfachen Weg. Man ging die privaten Betriebe durch und schaute nach, was diese besaßen. War etwas dabei, dass ein VEB dringend brauchte, wurde es, auch wenn es den Betreffenden noch so hart ankam, beschlagnahmt. So, wie einst der Lastwagen der Firma Hartmeyer für die Maxhütte auf Nimmerwiedersehen vom Hof gefahren wurde. Aber noch dauerte es sehr lange, bis der nächste „Fünfjahrplan“ in Kraft trat, von dem mein Vater sein Holzkontingent zu erwarten hatte. Also kalkulierte er: Je mehr Leute in der Werkstatt arbeiten,

desto größer der Holzverbrauch. Je größer der Holzverbrauch, um so eher der Stillstand. Ergo blieb ihm nichts weiter übrig, als erst einen, später noch einen zweiten und dann auch die letzten Gesellen zu entlassen. Dabei lagen so viel Aufträge vor, dass er eigentlich noch einige Leute hätte einstellen müssen, um alle Kunden fristgemäß beliefern zu können. Zum Schluss hatte er nur noch einen Lehrling, der kurz vor seiner Gesellenprüfung stand.

1955 war es dann soweit. Der alte Fünfjahrplan war endlich abgelaufen und der neue in Kraft getreten. Also fuhr Vater wieder zur Handwerkskammer nach Nordhausen, um nun endlich sein ihm zustehendes Holz zu beantragen und den Schein für die Genehmigung in Empfang zu nehmen. Auch einige seiner Gesellen, die in der Zwischenzeit in anderen Betrieben arbeiteten, wollten wieder zu ihm kommen. Voller Optimismus traf er in der Handwerkskammer ein. Doch was er dort zu hören bekam, war so widersinnig, dass er es zuerst überhaupt nicht glauben konnte. Selbst derjenige, der ihm die Entscheidung zu übermitteln hatte, schüttelte verständnislos den Kopf darüber. Er bedauerte es sehr und aus vollem Herzen, sagte der, aber er sei machtlos und könne nichts dagegen tun. Die Tatsache war, dass in dem neu aufgestellten Plan, nach dem in den kommenden 5 Jahren in der DDR gearbeitet und der Aufbau voran getrieben werden sollte, die Stellmacher nicht mit aufgeführt waren. Man hatte sie schlichtweg vergessen! Da sie also in der Aufstellung fehlten und scheinbar nicht existent waren, konnten sie auch kein Holz für ihr Weiterbestehen bekommen. Aber nochmals ganze 5 Jahre zu warten, um eventuell im nächsten Plan berücksichtigt zu werden, darauf konnte sich mein Vater nicht mehr einlassen. Ihm blieb nichts weiter übrig, als das Gewerbe für sein gutgehendes Geschäft, das er seit 30 Jahren erfolgreich betrieben hatte, schweren Herzens abzumelden. Dieses Beispiel meines Vaters - und es war kein Einzelfall - lässt den gravierenden Unterschied erkennen, der zwischen einer diktatorischen Planwirtschaft und der freien Marktwirtschaft herrschte, wie sie zur gleichen Zeit im Westen Deutschlands mit Erfolg praktiziert wurde.

In allen Bereichen fand in der DDR notgedrungen seit langem ein reger Tauschhandel statt. Nach Geld wurde nicht mehr gefragt, sondern nur noch nach Materialien. Da hieß es: „Was hast du, und was willst du dafür haben?“ Meistens aber: „Ich brauche dieses oder jenes, kennst du jemanden, der so etwas hat – und weißt du, was der dafür haben will?“ Die große Frage war dann, ob dagegen gehalten werden konnte oder erst noch mit weiteren Tauschpartnern verhandelt werden musste, um über Umwege an das Gewünschte Objekt zu kommen. Für meinen Vater stellte sich nach Aufgabe seines Gewerbes nun die lebensnotwendige Frage: „Was mache ich jetzt?“ Da ergab es sich, dass in dem VEB Energieversorgung eine Stelle frei wurde, die

er antreten konnte. Von nun an ging er jeden Morgen mit der Aktentasche aus dem Haus, um in unserem Ort die Stromzähler abzulesen und das Geld, was jeder zu entrichten hatten, zu kassieren.

Auf unserem Hof breitete sich eine ungewohnte Stille aus. Nur noch selten, wenn Vater dafür Zeit hatte, waren die Geräusche der Bandsäge, der Hobel- und Bohrmaschine und das Klopfen eines Hammers zu hören. Erst einige Zeit später erzählte er meiner Mutter, wie es ihm ergangen war, als er vor dem ersten Stromzähler stand, den er ablesen wollte. Er hatte das dicke Buch, worin alles vermerkt werden musste, in der einen Hand, in der anderen den Stift. Als er auf die Zahlen sah, um sie einzutragen, wurde ihm plötzlich ganz flau und komisch. Die ganzen 30 Jahre seiner Selbständigkeit spukten in seinem Kopf herum, und erzeugten ein Schwindelgefühl, dass es ihm für einen Moment unmöglich war, sich auf die für ihn nun neue Arbeit zu konzentrieren. Aber es gibt ja auch sehr „feinfühlig“ Mitmenschen. Die Frau, die neben ihm stand und ihn beobachtete, sagte auf sehr gönnerhafte Art: „Na, sie können es wohl noch nicht richtig?!“

Der Brocken

Gottfried war im Sommer 1955 zum zweiten Mal, wieder für sechs Wochen, zu seinen Eltern gefahren, um ihnen in ihrer Tankstelle und der dazu gehörenden kleinen Werkstatt zu helfen. Nun könnte man fragen, wie war das überhaupt möglich, so lange der Arbeit fern zu bleiben? Von Seiten des Arbeitgebers aber, der unsere Verhältnisse genau kannte, gab es keinerlei Probleme. Er hatte vollstes Verständnis dafür. Nur der Ausfall des Verdienstes tat uns weh, und da es ein geringer war, fehlte er uns um so mehr. Unterstützung erhielten wir von meinen Eltern. Für sie war es selbstverständlich, dass ihr Tisch auch für ihr Enkelkind und mich gedeckt war. Außerdem brachten meine Näh- und Strickarbeiten einen bescheidenen Nebenverdienst ein.

Inzwischen hatte Gottfried des Verdienstes wegen seine Arbeitsstelle gewechselt und war in eine private Baufirma übergewechselt. In einem volkseigenen Betrieb, wo die Löhne etwas höher lagen, durfte er laut Gerichtsbeschluss ja nicht arbeiten und wollte es auch nicht. Jetzt war er nur noch mit einem Lastwagen unterwegs und schaffte Kies, Sand, Steine und Zement zu den entsprechenden Baustellen. Dann kam die Zeit, in der er jeden Tag auf den Brocken fuhr, um Baumaterial und Arbeiter hinauf zu transportieren. Beides wurde dort oben gebraucht, um Baracken für die Russen zu errichten. Wochenlang gingen die Fahrten zweimal täglich dort

hinauf. Doch als die Arbeiter alle Baracken und sonstigen Bauten errichtet hatten und das ganze Material vom Lastwagen abgeladen war, fuhr er mit ihnen zum letzten Mal den Berg herunter. Vom 13. August 1961 an durften ihn keine Zivilisten mehr betreten, ausgenommen die wenigen Beschäftigten des Wetterdienstes und der Post. Der ganze Brocken und noch fünf Kilometer im Umkreis wurden zum Sperrgebiet erklärt und aufs Schärfste bewacht. Er, der „deutsche aller Berge“, wie ihn Heine einst nannte, der Touristenmagnet und der große Sympathieträger der Einheimischen war jetzt tabu. Aus der Ferne, von gewissen Punkten aus, konnte man später bei guter Sicht sehen, wie rings um den Kopf des Berges eine Mauer gezogen wurde. Eine riesige Teleskopantenne ragte da noch empor, die im Volksmund „das Lauschohr“ genannt wurde. Allerdings, nur einige Kilometer entfernt vom Brocken liegt der „Wurmberg“, der zweitgrößte Berg des Harzes. Auf diesem war ebenfalls ein großes „Lauschohr“ zu sehen. Über dieses verfügten die Amerikaner. Dazwischen verlief die Grenze, die unser Deutschland unbarmherzig in zwei Teile schnitt.

Die Meisterprüfung

Wir schrieben das Jahr 1956. Gottfried tüftelte in Gedanken an etwas ganz Bestimmten herum. Er war fest entschlossen, seine KFZ Meisterprüfung abzulegen. Die große Frage war nur noch, auf welchem Wege? Denn um die Meisterschule in Magdeburg vier Monate lang zu besuchen, dazu fehlte uns das Geld. Also fuhr er dann eines Tages zu dem für die Prüfungen zuständigen Obermeister nach Magdeburg. Dem unterbreitete er sein Vorhaben, schilderte ihm auch seine Lage und bat um einen Rat, wie er die Qualifizierung dennoch bewerkstelligen könne. Dieser zeigte so viel Verständnis, dass er ihm den Namen und die Adresse eines ehemaligen Absolventen nannte, der die Schule mit Erfolg besucht - und so ziemlich den gesamten Lehrstoff schriftlich festgehalten hatte. So suchte Gottfried auch diesen Mann auf, der in der Nähe von Halberstadt wohnte. Nach einem längeren Gespräch holte der seine ganzen Unterlagen hervor und überreichte sie ihm mit allen guten Wünschen. Gottfried begann mit Eifer zu lernen.

Am Anfang waren noch zwei andere, ebenso finanziell schwach gestellte KFZ-Gesellen dabei, die den Meistertitel auf diesem Wege erwerben wollten. So saßen sie immer zu dritt und paukten Seite um Seite. Alle 14 Tage fuhren sie mit Motorrädern für einen Schulungstag nach Magdeburg, um zu sehen, wie weit sie auf dem laufenden waren. Doch schon nach den ersten zwei Fahrten gab einer auf, weil er meinte, dass es auf diesem Wege nie zu schaffen wäre. Nun waren sie nur noch zu zweit. Als die Büffelei immer

anstrengender wurde, resignierte auch der andere. Doch Gottfried machte verbissen weiter. Für ihn gab es kein Unmöglich. So saß er dann allein über den Büchern und fuhr auch allein alle 14 Tage zur Meisterschule, um seinen Wissensstand zu prüfen.

Dann musste die Zeichnung für das Meisterstück angefertigt werden. Aus diesem Grunde wurde unser Tisch im Wohnzimmer umfunktioniert. Für einige Zeit diente er nun als Unterlage für das große mit Papier bespannte Reißbrett, auf dem mit Zirkel, Winkelmesser, Linealen und Tusche gearbeitet wurde. Damit auch ja nichts während seiner Abwesenheit an seinem Zeichentisch geschah, denn unser Sohn war inzwischen 2 ½ Jahre alt und sehr unternehmungslustig, blieb die Tür zum Wohnzimmer immer streng verschlossen.

In der Baufirma hatte Gottfried unterdessen gekündigt und war nun wieder in der Kfz-Werkstatt Karl Schreiber. Hier konnte er nach Feierabend seinem metallenen Meisterstück, das in feiner Aufzeichnung auf unserem Wohnzimmertisch entstanden war, die ersten groben Formen verleihen. Die schlimmste Zeit kam 4 Wochen, bevor die Prüfung abgelegt werden sollte. Denn jetzt musste er jeden zweiten Tag in Magdeburg sein, um unter Aufsicht der Prüfungskommission sein Meisterstück in allen Feinheiten auszuarbeiten und fertigzustellen.

Es war inzwischen November. Wie meistens im Harz zu dieser Jahreszeit, lag jede Menge Schnee und es herrschte die dementsprechende Kälte. Nun konnte er nicht gemütlich mit der Bahn oder in einem Auto fahren, sondern musste die Strecke von 220 km hin und zurück mit einem Motorrad bewältigen, das ihm ein guter Bekannter auslieh. Ebenfalls geliehen war eine Lederkombi, und unter dieser trug er u.a. noch seinen wattierten Arbeitsanzug. War er für die Fahrt fertig angezogen, noch mit Brille und Lederkappe versehen, sah er aus wie ein Astronaut, der gerade aufbricht um seine Runden im Weltall zu drehen. Auch seine eingeschränkte Bewegungsfreiheit war ähnlich. Ein derartiger Vergleich lag uns natürlich damals fern, denn 1954 gab es ja noch keine Raketen mit einer Raumfahrtbesatzung. Unsere Galaxis war noch rein und nicht zur Müllkippe degradiert.

Um auf das Motorrad zu steigen, wurde es stets erst an die Hauswand gelehnt, die ihm den nötigen Halt gab, um auf den Sattel zu kommen und Arme und Beine an den richtigen Stellen zu platzieren. So fuhr er dann in der Nacht los, um pünktlich acht Uhr in Magdeburg in der Schule zu sein und kam erst am späten Abend zurück. Am nächsten Morgen ging er zur Arbeit. In der folgenden Nacht ging es wieder ab nach Magdeburg und am Tag darauf

wieder zur Arbeit. Dieser Rhythmus hielt drei Wochen an. Wie habe ich mich gefreut, als er eines späten Abends von seiner Fahrt nach Haus kam und mir einen Hasen überreichte. Erstaunt nahm ich diese Überraschung in Empfang. Im Geist rechnete ich schon aus, wie viele Mahlzeiten ich davon zubereiten konnte, sogar ohne Fleischmarken dafür opfern zu müssen. Dann erzählte er, wie er zu unserer Sonderration gekommen war.

Während seiner Fahrt nach Magdeburg, es war noch dunkel und der Schnee wirbelte vom Himmel, kam plötzlich etwas auf ihn zugeflogen, dem er nicht mehr ausweichen konnte. Ehe er sich versah, kollidierte es mit seinem Vorderrad. Die Maschine machte einen unkontrollierten, beachtlichen Sprung, konnte aber wie durch ein Wunder von ihm unversehrt zum Halten gebracht werden. Er stieg ab, was in seiner Montur ohne die Hilfe einer stützenden Mauer eine Leistung war und ging zurück, um nachzusehen. Ja, und da sah er dann den Hasen liegen, der sich in einer Winternacht, mitten im Sprung zur anderen Straßenseite, an seinem Motorrad das Genick gebrochen hatte. Natürlich ließ er den armen Kerl nicht liegen, sondern packte ihn hinten auf den Gepäckträger. Nachdem ihm auch das Aufsteigen wieder gelungen war, setzte er - nun in Gesellschaft Meister Lampes - seine Fahrt in die Elbestadt fort.

Als er dort den Kollegen von seinem Erlebnis erzählte, wollte es ihm keiner glauben, bis er das Corpus delicti vorzeigte. So einen unvorhersehbaren Zusammenstoß, noch dazu auf winterlich glatter Fahrbahn hätte kaum ein Motorradfahrer heil überstanden. Erst später, nachdem meine Freude über die Extraration Fleisch und damit über die willkommene Erweiterung des Speiseplans abgeklungen war, kam mir der Gedanke, was bei diesem Zusammenstoß alles hätte passieren können. Ja, es hätte sogar der Tod meines Mannes sein können. Aber er hatte wieder einmal Glück gehabt und bekam außerdem noch einige feine Mahlzeiten serviert.

Dann kam die Endphase der Meisterprüfung. Innerhalb von drei Tagen musste die mündliche und schriftliche Prüfung abgelegt werden. Für diese Zeit fuhr Gottfried mit der Bahn nach Magdeburg und übernachtete in einem Privatquartier. Bei seiner Rückkehr, standen unser Sohn und ich erwartungsvoll auf dem Bahnhof um ihn zu empfangen. Aber oh Schreck: der Harzquerbahn entstieg ein Mann und Vater, der total fertig und nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein schien. Er sprach kein Wort, winkte nur ab. Naja, dachte ich, dann hat es eben nicht geklappt. Auf dem Weg nach Haus war keine Silbe aus ihm herauszulocken. Auch für ein paar Freunde, denen wir begegneten und die sich nach dem Ausgang seiner Prüfung erkundigten,

hatte er nur eine müde Bewegung des Armes übrig. Selbst zu Haus ging er stumm an meinen Eltern vorbei, die ihm zur Begrüßung entgegen traten.

Aber in unserer Wohnung angekommen, wurde er plötzlich munter. Noch bevor er seinen Mantel ausgezogen und seinen Hut abgelegt hatte, stürzte er regelrecht auf unseren Küchenschrank zu, ergriff ein Glas und eilte damit zur Wasserleitung. Er füllte es mit dem kühlen Nass, schob den Hut in den Nacken und trank und trank und trank. Nach einem wohligen Seufzer entledigte er sich gemächlich seines Mantels und Hutes. Dann öffnete er seine Aktentasche und überreichte mir seinen frisch ausgestellten Meisterbrief. Mit diesem so wichtigen Beweis seines Erfolges in der Hand lief ich zu meinen Eltern hinunter. Auch sie waren inzwischen davon überzeugt, dass alle Mühen umsonst gewesen waren. Als wir bald darauf bei ihnen am gedeckten Tisch saßen, den meine Mutter für uns mit gerichtet hatte, war der Durstige dann so halbwegs in der Lage, uns zu berichten, wie es zu seinem Zustand gekommen war. Ganz klar war, dass am letzten Abend alle frisch gebackenen Meister, nach der monatelangen Mühe, zusammen mit ihrer Prüfungskommission ihren Erfolg feierten. Bei diesem Zusammensein hatte sich im Laufe des Abends einer der Altmeister zu Gottfried gesetzt und ihm so einige Fragen gestellt. Unter anderem sagte er auch: „Sie haben da so einen tollen Aufsatz geschrieben!“ Gottfried sagte nur: „Ja, das habe ich!“

In diesem Aufsatz ging es um das Thema „Die Sowjetunion, der Hort des Friedens und der Freiheit.“ Den hatte er so geschrieben, als wäre ohne Stalin, ohne den Kommunismus, ohne alle unsere großen Führer des Sozialismus, die Welt schon längst untergegangen. Womöglich auch gar nicht erst entstanden. Mit einer etwas lauernenden Stimme hatte der Altmeister gefragt, ob das Geschriebene auch seine Überzeugung sei. Daraufhin hatte Gottfried ihn voll angeschaut und in der Überzeugung, dass er ja seinen Meisterbrief sicher in der Tasche habe, gesagt: Uns haben sie den Betrieb und unser Haus weggenommen. Man hat uns verhaftet und aus unserem Eigentum vertrieben. Mein einziges Ziel war es daraufhin, meine Meisterprüfung abzulegen; glauben sie denn, dass ich mir die durch einen Aufsatz vermässeln wollte!?“

Da hat ihm der Altmeister auf die Schulter geschlagen und gesagt: „Junge, jetzt bist du mir erst richtig sympathisch. Komm, das müssen wir begießen!“ Der Altmeister hat die meisten Getränke spendiert und sie haben es gründlich begossen. Dazu kamen noch die Runden der anderen, die Dank ihrer Mühen ebenfalls in den Meisterstand erhoben worden. Auf diese Art und Weise kam so einiges zusammen. Zum Glück hatte Gottfried eine Rückfahrkarte für die Bahn, und sein Zimmer war auch schon bezahlt. Nur

noch ein paar Mark waren im Portemonnaie verblieben. Ein anderer Kollege war schlimmer dran. Der hatte weder Rückfahrkarte noch Geld und wusste somit auch nicht, wie er nach Haus kommen sollte. So gab ihm Gottfried seinen Rest. Aber nun war auch er blank. Am anderen Morgen, als er nach dem so großartig verlaufendem Vortag erwachte, war dann auch der große Katzenjammer da und mit diesem auch der große Durst. Aber es war kein Geld mehr da, um ihn löschen zu können, und die Bahnfahrt war lang.

Er berichtete, und dabei brachen alle ausgestandenen Qualen wieder durch, dass er beinahe zum Dieb geworden wäre. Denn während er in einem Raum des Bahnhofs auf den Anschlusszug wartete, saß neben ihm eine Familie, auf deren Tisch eine Limonadenflasche und Gläser standen, aus denen die Kinder tranken. Er meinte, es hätte nicht mehr viel gefehlt, dann hätte er einfach hingelangt und den Kindern die Flasche weggenommen. So war es also kein Wunder, dass wir auf dem Bahnhof einen so maladen, fast eingeschrumpften Mann, der nur noch ein Schatten seiner selbst war, zurück erhielten.

Der Geburtstag

In unserer kleinen Stadt war es, seit wir zum 5 km-Sperrgebiet gehörten, trister und eintöniger geworden. In den Straßen fuhren nur noch der Milchwagen und die wenigen Autos, die in den Ort gehörten. Was sollten auch die auswärtigen Fahrzeuge hier, die nur noch mit einer Sondergenehmigung einfahren durften. Den Durchgangsverkehr nach Hohegeiß und von dort aus ins Hinterland hielt bekanntlich ein Schlagbaum gleich hinter den letzten westlich gelegenen Häusern auf. Eine Umkehr war vorprogrammiert. Selbst die Gruppen von Grenzgängern fehlten, die früher oft durch den Ort in die Keller der Kommandantur geführt wurden. Seitdem die Grenze abgesichert und auf das Schärfste bewacht wurde, traute sich fast niemand mehr, durch den Wald in den Westen zu gehen. Es war zu gefährlich geworden, und geschossen wurde ebenfalls. Ein Todesopfer wurde auch in unserem Bereich offiziell verzeichnet. Kleinert hieß der Mann; ein Gedenkstein erinnert in Hohegeiß an ihn. Wie es sich später herausstellte, haben noch mehrere sogenannte „Grenzverletzer“ im Benneckenstein/Sorger Bereich ihr Leben gelassen. Kamen in unserem Ort Gleichgesinnte zusammen, die sich über die diesbezügliche Lage unterhielten, erfolgte meist die Schlussfolgerung: „Es ist nun einmal so, jetzt liegen wir nur noch am Arsch der Welt!“ Und mit dieser „philosophischen“ Aussage trafen sie vollkommen ins Schwarze.

Von unseren Verwandten in Trautenstein konnte uns als einziger Onkel Kurt besuchen. Er hatte die Tischlerei, die mein Großvater schon vor über 50 Jahren gegründet hatte, aufgeben müssen und arbeitete jetzt in der Heilstätte, die im 500 Meter-Bereich der Grenze lag. Somit hatte er natürlich auch den Passierschein, der ihn berechnigte, jederzeit das Sperrgebiet zu betreten. So kam es, dass er alle paar Tage mit seinem Motorrad-Beiwagengespann nach Feierabend bei uns vorbei schaute, ehe er seine Heimfahrt nach Trautenstein antrat.

Es war der 8. Dezember, der Geburtstag meiner Mutter. In normalen Zeiten war es ganz selbstverständlich, dass die Verwandten aus Trautenstein kamen, um ihr zu gratulieren. Doch in diesem Jahr, wir wussten es bereits, hatte man alle eingereichten Anträge für einen Passierschein abgelehnt. Wir saßen am Abend mit Freunden meiner Eltern zusammen, als plötzlich ein Geräusch in unsere Ohren drang. Das konnte doch nur von Onkel Kurts Motorrad stammen, wenn es auf unseren Hof fuhr! Wir gingen zur Tür, um nachzusehen. Da kam er uns auf den Stufen zum Haus schon entgegen. Gratulierte meiner Mutter und sagte zu ihr: „Dein Geburtstagsgeschenk musst du selber auspacken, das ist draußen im Beiwagen!“

Wir alle liefen mit Mutter hinaus, gespannt, was es dort wohl so geheimnisvolles gab. Da stand sein Fahrzeug, wie immer auf der gewohnten Stelle, aber im Beiwagen lag ein großer gefüllter Sack. Er sah aus, als wären Kartoffeln darin. Oben war er mit einer schönen dekorativen Schleife versehen, die Tante Irmchen ganz kunstvoll gebunden hatte. Erwartungsvoll begann meine Mutter an deren Enden zu ziehen. Aber sie hatte die einzelnen Verknotungen noch nicht gelöst, da stellte sie erschreckt fest, dass der Inhalt sich bewegte. Als sie die Schleife endlich aufgebunden hatte und der obere Teil des Sackes frei gelegt war, kam der Kopf der lachenden Liesbeth zum Vorschein. Der Staat hatte ihr nicht gestattet, ihrer Schwester persönlich zu gratulieren. Aber nichts desto trotz, Onkel Kurt hatte sie einfach als Kartoffelsack getarnt in seinem Beiwagen verstaut und sie in dieser Verpackung im Schatten der Dunkelheit durch die Kontrolle am Schlagbaum geschmuggelt. Wie schön, dass durch dieses gelungene Gaunerstückchen beide bei uns sein konnten. Aber so richtig froh und beruhigt waren wir erst, als wir wussten, dass sie nochmals in dieser Tarnung wieder gut zu Haus angekommen waren.

Der Kegelverein

Da Gottfried nun nicht mehr für die Meisterprüfung büffeln musste, hatte er auch wieder Zeit, zu seinen geliebten Kegelabenden zu gehen. In dem Club befanden sich in der Mehrzahl schon etwas ältere Kegelbrüder, die zwar noch immer mit Lust und Liebe die Kugeln rollen ließen, aber die Abende doch auch oft genug in etwas feuchtfrohlicher Stimmung geruhsam verbrachten. Eines Tages genügten diese so gemütlich auslaufenden Kugeln den Jüngeren und Ehrgeizigen nicht mehr. Sie setzten daher in der Woche einen zweiten Abend fest, an dem sie allein in erster Linie nur hart trainieren wollten. Aber ehrlich gesagt, so ganz trocken verliefen diese nur auf harten Sport ausgerichteten Stunden auch nicht. Zumindest, wenn man am Schluss die Theke passierte, um zum Ausgang zu gelangen. Da blieb gar keine andere Wahl, als sich noch einen zu genehmigen. Die Uhrzeit war meist weit vorgerückt und zeigte schon die Mitternacht an, wenn sich die drahtigen Kegler endlich entschlossen, ihren Heimweg anzutreten. Die Stimmung war immer bestens, unabhängig vom Alkoholspiegel. Sie blieb auch erhalten, wenn man gemeinsam durch die schlafenden Straßen stapfte. So konnte es passieren, dass sie, ehe sie sich nach längerer Wegstrecke trennten, manchmal nicht abgeneigt waren, noch einige Anwohner ein bisschen zu ärgern. Mittlerweile war es fast zu einer lieben Gewohnheit geworden, dass man, etwa 50 Meter vom Vereinslokal entfernt, mit dem Fuß gegen ein ganz bestimmtes Tor trat, hinter dem sich ein Hof befand. Einer machte den Anfang, danach folgten die anderen, die sich ebenfalls nicht scheuten, einen polternden Fußtritt zu landen. Allerdings lag dieser Hof nicht allein und einsam da, sondern er wurde bewacht von einem Schäferhund. Einem ganz scharfen, wie man sich erzählte. Und dieser scharfe Hüter seines Bereichs fing dann ganz furchtbar an zu bellen, so wie es seine Pflicht war. Die Folge war, dass auch die ganze Nachbarschaft aus dem Schlaf gerissen wurde.

In der ersten Zeit hörten die Ruhestörer das Schimpfen des im Schlaf gestörten Hundebesitzers aus einiger Entfernung. Denn bis der an sein Fenster kam und es geöffnet hatte, waren sie schon ein Stück ihres Weges weiter. Später, der Spaß wiederholte sich jede Woche, wachte der Hundebesitzer bereits an seinem Fenster und riss dieses auf, sowie er die Tritte an seinem Tor und das Bellen seines Hundes vernahm. Er versuchte es im Guten wie im Bösen, sie davon zu überzeugen, doch endlich mit dem Unsinn aufzuhören. Die sportlichen Tortreter lachten aber nur und gaben in ihrer fröhlichen Stimmung Antworten, die den Verärgerten noch mehr in Rage versetzten.

Also: Reden half nichts! Es wurde weiterhin an das Tor getreten, der Hund bellte, der Mann schimpfte und die Kegelbrüder lachten. Wen wundert

es da, dass bei dem wütenden Hundehalter eines Tages der Geduldsfaden riss. In einer verhängnisvollen Nacht setzte er sich nicht wie sonst an sein Stubenfenster, sondern bezog bei seinem Hund auf dem Hof Stellung. Dort harrete er geduldig auf das unausbleibliche Ereignis. Eigentlich brauchte er nicht die Fußritte am Tor abzuwarten, denn die Unterhaltung der Herannahenden war alles andere als leise. Aber er war human! Er wartete sogar noch einige Augenblicke, nachdem die erwarteten Stöße erschallt waren und der Hund bereits zornig bellte. Erst dann öffnete er das Tor und der Hund schoss hinaus auf seine Peiniger zu. Was blieb den bis dahin so Mutigen in diesem Moment übrig, als um ihr Leben zu laufen. Aber trotz allen Trainings, so ein Hund ist schneller. Diesmal waren sie es, die den Besitzer, der ihnen gemächlich folgte, im Guten und im Bösen baten, doch bitte schön seinen Hund zurückzurufen. Doch der dachte überhaupt nicht daran.

Vor Fleischer Miehes Ladentür kam die Rettung aus höchster Not in Form eines eisernen Strommastes. Die Gitterkonstruktion war breit genug, dass an allen vier Seiten je zwei hinauf klettern konnte. Und wie sie kletterten! Aus kameradschaftlicher Loyalität immer weiter in die Höhe, damit auch die Untersten in Sicherheit kamen und nicht noch mit dem Hosenbein im Gebiss des wütenden Tieres hängen blieben. Welch eine Genugtuung muss es für den Hundehalter gewesen sein, seine Plagegeister, den ganzen Kegelverein, wie eine Traube auf einem Strommasten zusammengedrängt und um Gnade bittend, hängen zu sehen. Nach diesem traumatischen Erlebnis, wurde das Tor von den Kegelbrüder nicht mehr mit Füßen getreten, sondern nur noch mit Blicken bombardiert. Und somit hatten der Hund, der Hundehalter und die in der Nachbarschaft Schlafenden wieder ihre wohlverdiente Nachtruhe!

Die HO - Läden

Eine neue Errungenschaft der DDR, die zur Verbesserung der Versorgungslage der Bevölkerung dienen sollte, wurde präsentiert. Sie nannten sie „HO - Läden“ (Handelsorganisation) und eröffneten sie in vielen Orten. In den „HO`s“ gab es Waren, die für uns fast utopisch waren. Wir kannten sie zwar aus den Paketen, die uns liebe Menschen aus dem Westen schickten, aber dass es bei uns plötzlich diese Dinge zu kaufen gab, das hätte sich keiner träumen lassen. Luxusartikel wie Bohnenkaffee, Schokolade und Kakao standen in den Regalen. Auch Grundnahrungsmittel, wie Nudeln und Mehl waren hier erhältlich. Die konnten wir zwar auch in den normalen Läden auf unsere Marken kaufen, aber niemals in dieser Qualität. Kleine Päckchen standen in den Regalen, mit der Aufschrift: „Schwarzer Tee“. Auch allerlei Wurstsorten lagen aus. Eine hatte sogar den für uns exotischen Namen

„Salami“. Erst später wurde mir klar, dass die Sorte aus dem HO-Laden mit der Echten nicht so ganz überein stimmte.

Auch gute Seife konnte man hier erstehen. Zwar nicht in der heutigen Qualität, aber eben doch bedeutend besser als die bisherige, schaumlose und sich wie gebackener Sand anfühlende Markenseife, von der jeder Person 25 Gramm im Monat zustanden. So ein Stück war nur etwas größer als eine Streichholzschachtel. Später kam die Sorte „Schwimmseife“ hinzu. Die war zwar vom selben Format, aber wenn sie in der Badewanne aus den Händen glitt, brauchte man nicht mehr bis auf den Grund nach ihr zu forschen, sondern sie schwamm wie ein kleines Schiff irgendwo auf der Wasseroberfläche herum. Somit war es möglich, sofort danach zu grapschen, ehe ihr vom Wasser noch mehr Substanz abgezogen wurde, die man so dringend für die Körperreinigung brauchte. Und diesen Luxus gab es nun frei zu kaufen, ohne dass man seine Lebensmittelkarte erst zum beschnippeln hinhalten musste.

Auch in unserem Ort wurde so ein verlockender Laden eröffnet. Leider war bei all diesen reizvollen Angeboten auch ein dicker Haken dabei. Hier galten keine normalen Preise, sondern es war alles total überteuert. Somit konnte man sich also wieder nicht all das leisten, was man dringend brauchte oder gern einmal genossen hätte. Trotzdem war der HO-Laden oft eine große Hilfe. Und zwar dann, wenn an der Lebensmittelkarte nur noch das Feld übrig war, auf dem der Name des Eigentümer stand, aber trotzdem noch etwas zum Abendbrot auf dem Tisch stehen sollte. Natürlich musste stark überlegt sein, ob der Geldbeutel diese Sonderausgabe auch verkraften konnte. Meistens tat er das nicht, aber man ging trotzdem und kaufte 100 oder auch nur 50 g Leberwurst. Die war am billigsten und riss nur ein geringfügiges Loch in das Budget. Wir hatten etwas zu essen, und bei sparsamen Umgang konnte außerdem am nächsten Morgen noch ein Frühstücksbrot für den Mann, der zur Arbeit musste, damit beschmiert werden.

Selbst wenn wir nichts kaufen konnten, war es ein erbauendes Erlebnis, in diesen Laden zu gehen. Allein um alles anzusehen und sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass es bei uns solche Raritäten tatsächlich noch, oder wieder gab. Wurst, Kakao und Bohnenkaffee, abgepackt in 50 und 100 g Päckchen zum Preis von 10 und 20 Mark. Nicht wenig bei einem Wochenlohn von etwa 50 Mark. Schokolade und sogar Pralinen gab es dort zu kaufen. Und alles lag da in einer tollen Verpackung, wenn auch nicht ganz so fein wie die im Westen. Aber in den anderen Läden hatte man noch nicht einmal mehr Tüten oder Papier, um die Waren darin einzuschlagen.

Wollten wir Fleisch und Wurstwaren einkaufen, nahmen wir eine Schüssel mit, um darin unsere Rationen nach Haus zu transportieren. Nie werde ich vergessen, als eine Frau aus einem Schlachterladen kam und jedem, der an ihr vorbei ging, ihre ausgestreckte Hand zeigte, auf der ihr Abendbrot, 50 g Gehacktes lagen. Sie hatte vergessen, einen Teller mitzunehmen und musste nun ihr „Hackus“ auf diese Art nach Haus schaffen. Außer dem Lebensmittel-HO-Laden gab es auch ein „Textil-HO“ in Benneckenstein. Hier konnte man ebenfalls einkaufen, ohne Punkte von der Kleiderkarte opfern zu müssen. Die Preise waren genauso horrend. Allerdings waren die Regale und Lager nicht so gefüllt, wie man es heute kennt. Verlangte man nach einem ganz bestimmten, raren Artikel, einem, nach dem man schon seit langem Ausschau hielt, dann konnte man sich folgenden Antworten fast sicher sein: „Wir wissen nicht, ob es das gibt. Wir wissen auch nicht, ob das bereits Ausverkaufte noch einmal hereinkommt. Wir wissen außerdem nicht, wann die nächste Ware kommt und was dabei sein könnte!“ Trotzdem, so muss gesagt werden, war diese neue Einrichtung nach all den mageren Jahren ein Fortschritt für uns alle.

Nun war es in der DDR nicht so, dass hier nur wenig, oder nur Minderwertiges hergestellt wurde. Oh nein, auch hier gab es genügend Fachkräfte und fleißige Leute. Im Voigtland produzierten Spinnereien und Webereien genügend Textilien in guter Qualität. Nur, leider war es mit der Aufteilung der Waren so eine spezielle Sache. Erzeugnisse der Güteklasse eins wurden für harte Devisen in den Westen exportiert, während nur die minderwertigeren im eigenen Land verbliebenen und entsprechend teurer in den HO-Läden angeboten wurden. Mit den minderwertigen und auch fehlerhaften Artikeln, also Güteklasse Drei, wurden die privaten Geschäfte beliefert. Wobei der „Konsum“ noch bevorzugt wurde. Und dies war die Ware, die wir auf unsere Punktkarte kaufen – oder eben auch nicht kaufen konnten. Somit war es also kein Wunder, dass der Tausch- und Schwarzhandel in allen Bereichen weiter im Verborgenen blühte.

Spinnen und Stricken

Durch so einen Tausch waren wir an Schafwolle gekommen. Meine Oma hatte sie bei einem Schafhalter organisiert. Jedoch entzieht es sich meiner Kenntnis, welchen Gegenwert sie bot; ganz sicher kein Geld! Die Wolle war nicht in sauberen und schönen Lagen aufgewickelt, so wie wir sie heute in den Geschäften kaufen. Nein, sie war noch so, wie man sie den Schafen von ihren Körpern geschoren hatte. Dieses Vlies musste dann erst noch gewaschen, getrocknet, gezupft, gekämmt und auch von den darin noch

vorhandenen, inzwischen aber schon toten Läusen befreit werden. Nach der zeitaufwendigen Prozedur, an der sich alle Frauen im Haushalt beteiligten, setzte sich meine Oma an ihr Spinnrad.

Das Spinnrad, ein Relikt aus früheren Zeiten, hatte lange Jahre nutzlos auf dem obersten Boden sein Dasein gefristet und war eigentlich nur aus nostalgischen Gründen noch nicht entrümpelt worden. Doch jetzt stand es wieder reaktiviert, nochmals seinen Zweck erfüllend, im Wohnzimmer. Meine Oma, die mit dem Umgang des Spinnrades von Jugend an vertraut war, bewies, dass sie diese Handarbeit im Alter noch nicht verlernt hatte und drehte aus dem Wust roher Wolle die schönsten Fäden. Aus denen strickten wir dann, soweit sie reichten, Pullover, Strümpfe für die Männer und noch so einiges mehr. Bald kamen wir auf den Dreh, dass man auch Watte, die war erstaunlicher Weise in den Drogerien und Apotheken noch erhältlich, zu Fäden spinnen konnte. Also kauften wir in unserm Ort, in Nordhausen oder Wernigerode, wo immer wir Drogerien und Apotheken fanden, Watte. Man muss nicht erwähnen, dass man auch beim Wattekauf auf Beschränkungen stieß. „Was, sie wollen 2 Packungen? Eigentlich darf ich ihnen aber nur eine geben!“

Aus den dünnen Wattefäden ließen sich für uns Frauen wunderbar weiche Unterwäsche stricken, die sich sehr angenehm auf der Haut anfühlten. Dafür, dass ein Hemd nicht zu dick wurde, gab es eine bewährte Methode. Es wurde nur die halbe Hemdhöhe gestrickt und dann, natürlich oben und unten alles gut gesichert, jede 5. Masche von der Nadel genommen, und die ließ man einfach runter laufen. Erstaunlicher Weise hatte das Hemd dann auch die entsprechende Länge. Dann wurde noch als kleiner Schönheitsfaktor ein durchbrochener Rand daran gestrickt. Das Prachtstück wurde noch einmal tüchtig gezogen, damit auch die letzten der fallengelassenen Maschen bis unten ankamen, und dann mit Stolz betrachtet. So haben wir die Zeit des Mangels überstanden; mitunter den Leib in Watte gepackt und an kalten Tagen oben drüber den Pullover aus Schafwolle gestreift. Wie glücklich konnten wir sein, dass uns dieses beschert wurde. Viele gab es, die nichts dergleichen hatten.

Aufbruchgedanken

Im Bekanntenkreis oder beim Einkaufen wurden immer wieder neue Namen derer genannt, die in den Westen gegangen waren. (Eigentlich musste man sich schon wundern, dass überhaupt noch so viele Leute in der Stadt übrig geblieben waren.) Einige waren nach einer genehmigten Besuchsreise

nicht wieder zurückgekommen, obwohl der Genehmigung eine Abfolge genauester Überprüfung der Person voraus gegangen war. Die ersten Instanzen zur Befürwortung eines Interzonenpasses waren die Betriebe, der Stadtrat, und die Volkspolizei. Genehmigungen wurden meist nur für eine Person ausgestellt, zu groß wäre sonst die Verführung gewesen. Womöglich wäre eine ganze Familie nicht wieder zurück gekommen. Nein! Diese Versuchung wollten unsere Staathäuptlinge keinem ihrer Untertanen auferlegen. Allerdings änderten sich die Bestimmungen immer wieder. Mal waren sie etwas lockerer, mal etwas strenger. Es gab auch Zeiten, in denen alle Anträge abgelehnt wurden.

Natürlich gab es aber auch viele treue Bürger, die ihr Visum in den Westen nicht missbrauchten. Die fuhren meistens einmal im Jahr - öfter gab es keine Reiseerlaubnis - in das Nachbarland, wo sie Verwandte und Bekannte besuchten und danach mit vielen guten Sachen in den Koffern brav zurückkehrten. Manche besuchten möglichst viele Bekannte und Verwandte, denn bei jedem gab es einige schöne Geschenke mit auf den Weg. Inzwischen waren es nicht nur Nahrungs- und Genussmittel, sondern auch schon abgelegte oder gar neue Schuhe und Kleidungsstücke. Darauf war man besonders stolz. Damit fiel man unweigerlich in unserem sozialistischem Staat auf. Alle Sachen die „von drüben“ kamen, unterschieden sich erheblich in Schnitt und Qualität von der Bekleidung Made in DDR. Jedem war dann sofort klar: Aha, das ist ein Stück aus dem Westen. Der Stolz auf seine Mitbringsel war das eine, die schwierige Eingewöhnung in die Tristesse des DDR-Alltages aber das andere.

Zu der gegenwärtigen Trostlosigkeit gesellte sich bei vielen eine gewisse Resignation. Die Aussicht auf Besserung der Lebensverhältnisse schwand und mit ihr die Hoffnung auf mehr Freiheit und Demokratie in diesem Arbeiter- und Bauernstaat. So ließen auch wir erstmals ernsthaft die Gedanken in Richtung Westen schweifen. Nach Gottfrieds Meisterprüfung schmiedeten wir die ersten Pläne. Im Juni 1956, feierten wir aber erst einmal die Hochzeit meiner Kusine Hanni mit ihrem Heinz. Auch dieses Fest wurde so begangen, dass es die Gäste und das Brautpaar stets in bester Erinnerung behielten. Mit einem „Schmunzeln“, denke auch ich gern daran zurück.

In der Luft schwebte damals die große Frage nach der Schlafstätte des Brautpaares. Nichts war darüber verlautet worden, denn in den Hochzeitsnächten wurde nach alter Tradition den Brautleuten gern ein Schabernack gespielt. Meine Verwandten waren vorgewarnt, dass auch wir etwas Unehrenhaftes im Schilde führten und unser junges Paar nicht ohne

einen Spaß davon kommen sollte. Es blieb also nur zu erraten, wo die Brautleute ihre erste gemeinsame Nacht verbrachten.

Meine Kusine Elfi, die Schwester der Braut und einige andere stahlen sich trotz der Ungewissheit im Laufe des Abends davon, um dem alten Brauch gerecht zu werden. Sie mühten sich redlich ab, um die Matratzen auszuhängen. Und zwar so, dass es den zwei Liebenden nicht auffiel, bevor sie sich darauf niederließen. Noch so einiges andere mehr kam ihnen in den Sinn, um das Paar vom Flittern abzuhalten. Und sie setzten alles in die Tat um. Die Nacht, es war eine wunderschöne laue, ging bereits schon in den Morgen über. Es herrschte noch immer Jubel, Trubel, Heiterkeit, und das junge Paar war längst verschwunden. Da trat Onkel Herbert, der Brautvater, ins Zimmer zu den feiernden und nicht klein zu kriegenden Hochzeitsgästen. Noch heute sehe ich Elfis übergroße Augen und den weit aufgerissenen Mund, als ihr Vater in seinem schönsten mecklenburgischen Platt zu ihr sagte: „Aber min Mäken. Du häst mek ja min Bett utehängt!“

Ein anderes Resultat der fröhlichen Hochzeitsfeier hatte für längere Zeit unübersehbare Folgen. Unser Sohn, damals fast 3 Jahre alt, war sich mit dem Lippenstift von Tante Irmchen, der Brautmutter, über den Kopf gefahren. Seine Haare waren knallrot, und auch nach intensivem Waschen wollte seine blonde Naturfarbe nicht wieder zum Vorschein kommen. Selbst das Paradekopfkissen von Tante Liesbeth, auf dem er in der Nacht geschlafen hatte, war nun rot und wollte trotz mehrmaliger Schrubberei partout nicht zu seiner weißen Ursprungsfarbe zurückkehren. Unser Sohn war da besser dran, denn Haare wachsen ja wieder nach. Wenngleich es viele Wochen dauerte, bis der Friseur auch die letzten Spitzen mit dem penetrant haftenden Rot von seinem Kopf wegschneiden konnte. Viele Leute hatten uns bis dahin gefragt: „Was hat denn euer Junge für Haare?“ „Die hat er sich mit Farbe eingeschmiert“, antworteten wir festen Glaubens, während der Kleine grinste. Aber alles kommt einmal ans Licht. Bei ihrem letzten Besuch vor ein paar Monaten gestand mir überraschend meine jüngste Kusine Christine, inzwischen ist sie schon Großmutter, dass sie es war, die mit Tante Irmchens „kostbaren“ Lippenstift über Siegfrieds Haarschopf gefahren war. Eine Gewissenserleichterung nach 43 Jahren!

Das Jahr 1957

1957 war es für Gottfried kein Problem wieder einen Interzonenpass zu bekommen, um seine Eltern zu besuchen, denn bisher war er ja immer wieder zurückgekommen. Doch diesmal unternahm er die Fahrt nicht um

ihnen zu helfen, denn die Tankstelle und die dazugehörige Werkstatt hatten sie inzwischen abgegeben und wohnten jetzt bei Frankfurt. Diesmal nutzte er seinen Besuch als Sprungbrett, um von dort aus unsere Zukunft vorzubereiten. Alles hatten wir bis ins Kleinste besprochen. Auch, wie die Verständigung in den Briefen, die ja oft kontrolliert wurden, vor sich gehen sollte. Dann kam das Schreiben, sogar ausführlicher und sehr gewagt, worin er mitteilte, dass ich sofort einen Pass einreichen und kommen sollte.

Er hatte sofort Arbeit in Frankfurt im VW Werk bekommen, doch die Arbeit an einem Fließband war nicht sein Ziel. So gab er in den Fachzeitschriften Inserate auf und war erstaunt, wie viele Antwortschreiben er daraufhin erhielt. So kam es, dass ihn an einem Sonntag die Besitzer eines Autobetriebes aus Straubing aufsuchten, mit denen er seine Einstellung als Werkstattdirektor perfekt machte. In 14 Tagen, also wieder an einem Sonntag, wollten sie kommen und ihn abholen. Ich ging mit gemischten Gefühlen auf das Rathaus und beantragte meinen Interzonenpass. Als Grund meiner Reise gab ich ein Wiedersehen mit meinen Schwiegereltern an. Es wurde alles aufgenommen, dann hieß es warten.

Doch verhältnismäßig schnell erhielt ich die Nachricht, dass ich den Pass abholen könne. Ich atmete auf – und versank danach bald in den Erdboden, als der Polizist auf dem Amt zu mir sagte: „Frau Hartmeyer, überall im Ort wird erzählt, dass ihr Mann nicht wiederkommt!“ Der Polizist, ich kannte ihn und er kannte uns gut, hatte plötzlich schwere Bedenken. Ich suchte nach einer glaubhaften Antwort und erwiderte: „Das hat man auch in den Jahren davor erzählt und er ist immer wiedergekommen. Schließlich sagt man das von jedem, der in den Westen fährt!“ Das war die Wahrheit. „Ja, aber da war er immer allein fort und jetzt wollen sie auch einen Pass haben!“ „Ist das denn so verwunderlich, dass ich nach sechs Jahren endlich einmal meine Schwiegereltern wiedersehen möchte? In acht Tagen kommen wir ja gemeinsam wieder zurück. Dann ist der Pass meines Mannes sowieso abgelaufen!“ Das war nicht die Wahrheit. „Warum warten sie nicht bis zu seiner Rückkehr und fahren dann?“ „Weil wir gern zusammen bei den Schwiegereltern sein möchten und dann gemeinsam nach Benneckenstein zurückfahren könnten!“ Innerlich zitterte ich allein bei dem Gedanken: lügst du auch glaubhaft? Mein Gegenüber ließ sich immer noch nicht erweichen, lief gedankenvoll in seinem Dienstraum hin und her. Da legte ich meinen letzten Trumpf, den ich in der Hand hatte, auf den Tisch und sagte: „Außerdem, wenn ich jetzt auch fahre, dann ist ja immer noch unser Kind hier!“ Dieses Argument schien seine Zweifel besiegt zu haben. Nach einem letzten gedankenschweren Gang durch den Raum trat er an den Schrank, holte

ein bereits ausgestelltes Schreiben heraus und überreichte mir meine Reiseerlaubnis.

Mein letztes Argument, das ich aufbot, war auch das schwerste für uns. Nach allen Überlegungen, wir gingen ja nur mit Handgepäck in eine ungewisse Zukunft, erschien es uns als richtig, unseren damals fast vierjährigen Sohn bei meinen Eltern zu lassen, wo wir ihn bestens aufgehoben wussten. Wir hatten mit ihnen vereinbart, dass sie nach einem Jahr mit einem Interzonenpass kommen sollten, um ihn uns zu bringen. Bis dahin wollten wir sparen und einen Anfang schaffen, um ihm wieder ein richtiges Zuhause bieten zu können. Zu jener Zeit lag das durchaus im Bereich des Möglichen.

Oft habe ich mich später gefragt, ob ich das je wieder tun würde, ein Kind so einfach zurückzulassen. Denn so schön es auch für unseren Jungen bei Oma und Opa war, die immer ein bisschen mehr gewährten, so hat er doch sehr darunter gelitten, dass seine Eltern nicht mehr da waren. Ein Jahr ist sehr lang für ein Kind. Wie sollte er auch eine so dramatische Änderung in seinem Leben begreifen? Mein Verstand sagte dann stets ja, mein Herz aber immer nein. Ein großer Trost war es für mich, dass unser Sohn, als er alt genug geworden war, um alles begreifen zu können, sagte: „Ihr habt das einzig Richtige getan, so wie ihr es gemacht habt. Ich bin euch noch heute dankbar dafür, dass ihr diesen Schritt unternommen habt!“

An einem Donnerstagvormittag hatte ich meinen Schein auf dem Rathaus bekommen, und wollte eigentlich am Samstag fahren. Doch mein Vater gab mir den guten Rat, doch besser schon am Freitag zu reisen, damit ich eine Nacht in Frankfurt schlafen könne, ehe die Fahrt von dort aus nach Straubing weiter ging. So hieß es dann am Freitag von allen und ganz besonders von unserem Jungen Abschied zu nehmen. Einen Tag vorher war ich mit ihm in Trautenstein gewesen, um dort allen „Lebewohl“ zu sagen. Meine Oma sah ich bei diesem Besuch das letzte Mal.

Am späten Freitag Nachmittag standen wir dann auf dem Bahnhof. Auch einige Freunde, die wir in unsere Pläne eingeweiht hatten, waren gekommen, um mir Adieu zu sagen. Ich fuhr nicht allein. Mein Vater begleitete mich bis Erfurt und half mir dort in den Zug nach Frankfurt. Ich hatte sieben Teile Gepäck zu bewältigen, und zwei Koffer mit Federbetten hatte ich aufgegeben. Ein letztes langes Winken folgte, bis der Zug in die Kurve fuhr und die auf dem Bahnhof Stehenden den Blicken entschwanden. Dann saß ich allein mit Vater zusammen, bis auch wir in Erfurt Abschied nehmen mussten und der Zug mit mir ab in Richtung Westen rollte.

Jetzt rückte die Grenze näher und mit ihr der bange Gedanke: Kontrollieren sie die Koffer und Taschen? Ihr Inhalt wäre ein klarer Beweis dafür gewesen, dass ich der Ostzone ade sagen wollte. Dann war es soweit. Der Zug hielt und die uniformierten Grenzwächter stiegen ein. Alle Mitreisenden wurden aufgefordert, ihre Papiere bereit zu halten. Es war unausbleiblich, dass sich plötzlich in den Waggons eine vor Spannung knisternde Atmosphäre ausbreitete. Mein Ausweis und die Reisegenehmigung wurden selbstverständlich mit Sorgfalt durchgesehen. Mein Gepäck brauchte ich jedoch nicht öffnen, und nachdem ich auch nicht wie einige andere meiner Mitreisenden aufgefordert wurde, den Zug zu verlassen, um mich auf den Bahnsteig zu begeben, konnte ich daraus schließen, dass auch meine aufgegebenen Koffer nicht kontrolliert wurden. Nach einer mir ewig lang erscheinenden Zeit, die nicht nur ich mit starken Herzklopfen verbrachte, rollte der Zug dann endlich weiter in das Traumland der Freiheit.

Kapitel 6

Im Westen – Straubing 1957

Endlich am Zielort Frankfurt angekommen, halfen mir zwei Frauen beim Ausladen meiner sieben Gepäckstücke. Da stand ich nun auf dem Bahnsteig, der unübersehbar und vollgestopft mit Menschen war. Ich hielt Ausschau nach Gottfried, und es erschien mir unmöglich, dass wir uns finden könnten. Doch dann sah ich ihn heftig winkend und mit strahlenden Augen. Ich konnte nichts dergleichen tun, denn meine Arme wurden vom Gewicht des Gepäcks eisern nach unten gezogen. Die Freude war groß und nach einer langen Umarmung, machten wir uns schwer beladen auf den Weg zu meinen Schwiegereltern. Es kam der Sonntag, an dem Gottfrieds neue Arbeitgeber mit zwei Autos eintrafen, um ihn abzuholen. Beide Fahrzeuge hatten gerade erst in den Ford-Werken in Köln das Fließband verlassen und sollten in die KFZ-Firma überführt werden, denn damals holten die Verkäufer die neuen Wagen noch selbst aus den Fabriken. Sie staunten nicht schlecht, als ich vor ihnen stand. Sie wussten zwar von meiner Existenz, aber die DDR war ja weit weg. Erst später wurde uns klar, dass Gottfried als eventueller Schwiegersohn ausersehen war. Da war ich natürlich eine enttäuschende Überraschung für die Chefin.

Sie stieg in den Wagen ihres Mannes ein, Gottfried und ich in den anderen. Dann fuhren wir nach Straubing. Herrlich und aufregend war die Fahrt, die uns ans Ziel bringen sollte. Was uns wohl erwartete? Wir hatten keine Ahnung. Nicht satt sehen konnten wir uns an all dem Neuen, das auf uns zu und an uns vorbeiflitzte. Die vielen schönen Autos, die Motor- und Kabinenroller, dazu die kleinen Gogos. Ein buntes Gewimmel von Fahrzeugen. Alles um uns erschien so farbenfroh, so sauber, und die Straßen auf denen wir fuhren, waren glatt wie Spiegel. Dann waren wir am Ziel. Sehr schön und einnehmend sah alles aus. Das villaähnliche Privathaus des künftigen Chefs lag etwas zurück. In der unteren Etage befanden sich die Büros, im rechten Winkel daneben die Werkstatt und davor die Tankstelle. Beides im modernsten Stil gebaut. Etwa 10 Meter von diesem Komplex entfernt, stand noch ein kleinerer Neubau, der ebenfalls zur Firma gehörte. Dieses sollte nun unser neues Zuhause werden. Allerdings erhielten wir in der Übergangszeit, bis die Wohnung in der ersten Etage geräumt wurde, erst einmal zwei Zimmer in der unteren. Das größere davon war ein Ladenraum, der an der vorderen, zur Straße gelegenen Seite mit einem riesigen, bis zum Boden reichenden Schaufenster versehen war. Auch die Tür daneben besaß

eine große Glasscheibe. Somit fiel dieser als Wohnraum für uns aus. Woher hätte ich die Gardinen nehmen sollen, um das große Fenster und die Tür zu verhängen? Der zweite Raum dahinter war nur etwa 10 Quadratmeter klein, länglich und ohne Fenster. Aber wir waren vollkommen zufrieden mit dem, was wir vorfanden. In ihm stand immerhin ein Bett mit dem dazugehörenden Nachtschrank, ein älterer eintüriger Kleiderschrank, ein kleiner wackeliger runder Tisch und zwei ebenso wackelige Stühle. Sogar eine Wasserleitung mit Ausguss war darin vorhanden und gleich nebenan im Flur befand sich die Toilette. Ja, wie soll ich unsere Stimmung beschreiben? Kurz, wir waren so richtig selig! Andere Menschen, die es ebenso wie wir gemacht hatten, saßen Wochen und Monate in extra hierfür geschaffenen großen Auffanglagern. Das alles war uns erspart geblieben.

Die erste Zeit im Westen

Am nächsten Morgen, es war Montag, der 6. August 1957, klingelte der Wecker, den ich zum Glück noch in einer Tasche untergebracht hatte. Für Gottfried begann der erste Arbeitstag! Einfach war der Anfang nicht für ihn, denn es bestand ein großer Unterschied zwischen den KFZ - Werkstätten im Osten und denen im Westen. Während in der DDR oft improvisiert - und so manches Teil erst selbst angefertigt werden musste, standen hier im Westen die besten Werkzeuge und die umfangreichsten Lagerbestände zur Verfügung. In erster Linie kamen neuere Wagen zur Reparatur, mit viel moderneren Innenleben. Hinzu kamen die, wenn auch nicht böse gemeinten, Sticheleien der Mitarbeiter, die den neuen Werkstattleiter, der da aus dem Osten kam, auf die Probe stellten. Doch Gottfried meisterte auch dieses mit Bravour, und bald genoss er den Respekt, der ihm seiner Stellung gemäß zustand.

In unserem neuen Heim war uns schon in der ersten Nacht klar geworden, dass mit dem Bett irgend etwas geschehen musste. Die Matratze war zum Liegen ziemlich ungeeignet, denn sie besaß die Form eines umgekippten Kahnes. Diese Deformierung bewirkte, dass ich so etliche Male abrutschte und auf dem Boden landete. Am ersten Morgen konnten wir auch nur Wasser aus der Leitung zum Frühstück trinken. Auf einem noch nicht vorhandenen Herd konnten wir eben keinen, noch nicht vorhandenen Kaffee, in einem ebenso noch nicht vorhandenen Gefäß kochen. Es musste also etwas unternommen werden. Nur kosten durfte es nicht viel! Gottfried besaß zwar noch etwas von seinem in Frankfurt verdienten Geld, hatte aber einen Teil davon seinen Eltern abgegeben, denen es finanziell mehr schlecht als recht ging. Zu essen hatten wir noch. Meine Schwiegermutter hatte uns ein Brot eingepackt, und ich hatte in der HO auf Vorrat eingekauft: Zwei große Würste,

wir nannten sie Gummiwurst; eine für uns und eine für die Schwiegereltern. Aber Schwiegervater war von der Qualität nicht sehr begeistert. Als ich Adda, ein Stückchen davon hinhielt, verzog sie die Schnauze und wandte sich ab. „Da seht ihr, und so etwas sollen wir nun essen, was noch nicht einmal der Hund mag!“ sagte Schwiegervater. Aber wir waren ja nicht verwöhnt und somit froh, dass wir sie hatten. Während Gottfried in der Werkstatt seine ersten „Aufnahmeprüfungen“ überstand, unternahm ich den Versuch, den tristen Raum, der nun für längere Zeit unser Heim sein sollte, ein wenig gemütlicher zu gestalten. Zuerst kam eine von meinen kunstgestrickten Decken auf den kleinen runden Tisch. Reiner Zufall, aber sie passte, als hätte ich sie dafür gearbeitet. Wie freute ich mich, dass ich auch sie noch mit in mein Gepäck verstaut hatte. Überhaupt war es erstaunlich, was man in großer Not noch alles in einen bereits voll gepackten Koffer stopfen kann. Jetzt kam uns meine Sorgfalt zugute. Mit der größeren, nun überflüssigen Tischdecke, umwickelte ich zwei gleich große Kartons, die ich übereinander gestellt hatte. Darauf kam noch eine weiße Serviette und ein gerahmtes Bild von unserem Jungen.

Bald war alles sortiert. Etliches musste in den Koffern und Kartons verstaut bleiben, denn im Schrank war nicht viel Platz. Aber um so mehr konnte ich von dem, was wir zur Zeit nicht brauchten, in die vordere und hintere Bettseite stopfen, damit unser Lager etwas ebener wurde. Der zweite Koffer, den ich auf der Fahrt bei mir hatte, war ein geliehener von Tante Irmchen und Onkel Herbert. Den musste ich leeren, denn der sollte wieder zu seinen Eigentümern zurück. Normal sollte ja soviel Hohlraum ausgefüllt sein, aber dafür waren unsere Finanzen mehr als zu spärlich. Wir waren sogar gezwungen, auf Gottfrieds erstes Gehalt, das er Ende des Monats erhielt, fünfzig Mark Vorschuss zu nehmen. So ganz leer wollte ich den Koffer halt auch nicht auf die Rückreise schicken. Nach einigen Überlegungen kaufte ich 1/8 Pfund Bohnenkaffee. Ich wusste, Tante Irmchen freut sich auch über diese kleine Menge. Damit es nicht herumklapperte, befestigte ich es an einem gespannten Gurt. Mit diesem Inhalt wurde der Koffer nach ein paar Wochen per Post auf die Rückreise geschickt.

Vorerst war ich noch dabei, unsere Wohnung gemütlich zu gestalten. Als dies getan war, blieb noch Zeit bis zu Gottfrieds Mittagspause. So ging ich hinaus, ein Stück die Straße entlang. Etwas abseits pflückte ich an den Straßenrändern einen kleinen Strauß Blumen, und eine Vase in Form einer weggeworfenen Flasche fand sich auch noch. Eine kleine Kristallvase, die mir meine Oma kurz vor meiner Abreise schenkte, hatte ich im Koffer mitgebracht. Dank meines Fundes hatte ich nun nicht nur Blumen für den Tisch, sondern konnte auch die beiden dekorierten Kartons, auf dem das Bild

unseres Jungen stand, mit einem Sträußchen schmücken. Als Gottfried dann zur Tür herein kam, konnte ich das Resultat meines Wirkens an seinen Augen ablesen. Nach einem erstaunten Rundumblick fingen sie an zu strahlen.

Nur der erwünschte Effekt an dem Bett blieb aus. Da konnte ich noch so viel rein pfpfen, es war und blieb eine Rutschbahn. Jede Nacht musste ich mehrmals wieder einsteigen. Dabei hatte sich Gottfried schon geopfert und die Position an der feuchten Wand eingenommen. Wir besaßen aber glücklicher Weise außer dem kleinen fensterlosen Zimmer und dem Bett, von dem man wie auf einer fröhlichen Kinderrutsche immer wieder herunter gleiten konnte, auch eine gehörige Portion Humor. Und die war durchaus notwendig. Nun kam die große Frage, was wird mit dem Mittagessen - wir hatten ja weder Töpfe, noch einen Herd. Das Problem löste sich schnell. Die Tochter der Chefin gab uns den guten Rat, in einer der zahlreichen Gaststätten ein Abo zu bestellen. Unser Glück, dass die Preise damals in Bayern sehr günstig waren. Nachdem diese Frage geklärt war, stellte sich die nächste: Wie können wir am günstigsten Wasser warm machen, um uns unseren Kaffee zu kochen? Da half nur eine „größere Investition“. Ein Tauchsieder war die erste Anschaffung im Westen. Der fand einen guten Platz im Ausguss unter der Wasserleitung, in deren Nähe sich auch die einzige Steckdose befand. Ja, und Kaffee mussten wir dann auch noch einkaufen. Aber bei Leibe keinen Bohnenkaffee. Der war zwar hier billig, für uns dennoch viel zu teuer. Den kochte ich für uns zum ersten Mal, nachdem wir bereits acht Monate im Westen waren. Gottfried hatte für mich 125 g als Geburtstagsgeschenk gekauft. Momentan war nur eine Dose „Caro“ erschwinglich. Und der schmeckte außerdem viel köstlicher als der Malzkaffee, den wir aus der DDR gewohnt waren.

Wie haben wir es genossen, wenn wir nach Feierabend durch die Stadt schlenderten. Ich weiß nicht was schöner war, die Auslagen in den Schaufenstern oder den schönen Straßenzüge mit den hohen, würdigen Häusern, die monumentalen Kirchen und der große Platz mit den zwei Brunnen und dem Stadtturm. Es war eine wunderschöne alte Stadt, in der man sich nur wohl fühlen konnte. Heimwehgefühle konnten überhaupt nicht aufkommen. Bei jedem Gang in die Stadt mussten wir die Donaubrücke passieren. Wie oft sind wir mitten darauf stehen geblieben, um erst eine Weile den dahin ziehenden Wassermassen und den Schiffen, die darauf fuhren, nachzusehen.

Wir wohnten etwa acht Tage in unserem kleinen Bereich. Da saß ich am Tisch und schaute mir gedankenvoll den Fußboden an. Der bräuchte jetzt dringend mal eine intensive Reinigung, dachte ich. Ja, aber womit? Nichts

war da, um all den angesammelten Staub und Schmutz zusammenzufegen. Weder Besen noch Kehrblech. Ich versuchte es mit Papier, aber das war nicht so das Wahre. Nach einigen weiteren Überlegungen kam mir die Erleuchtung. Ich hatte ja zu Haus auch noch eine Schuhbürste im Gepäck verstaut. Also wurden jetzt keine Schuhe damit geputzt, sondern der Fußboden gefegt, und ein Papierbogen diente als Kehrblech. Noch oft mussten diese beiden Utensilien zur Reinigung unseres Raumes dienen.

Etwas später lernten wir unsere Hausbewohner kennen, ein junges Ehepaar mit Kind, und eine Schwester der Frau wohnte auch noch bei ihnen. Als wir eintrafen, waren sie gerade für einige Wochen verreist. Bald herrschte eine innige Freundschaft zwischen uns. Sie bewohnten die Wohnung in der ersten Etage, die wir nach ihnen beziehen sollten. Allerdings erst, wenn ihr im Bau befindliches Haus fertiggestellt war. So bekamen wir also schon bald Gelegenheit, uns unser zukünftiges Reich aus allen Perspektiven anzusehen. Es war eine schöne große Wohnküche, ein großes Wohn- und Schlafzimmer, ein Toilettenraum, allerdings ohne Badewanne und ein kleiner Korridor. Wir waren überwältigt von dem Gefühl, dass wir dies alles bald unser Eigen nennen würden. Dazu kam noch der schöne Ausblick aus den Fenstern.

Apropos Fenster! Gardinen waren noch gar nicht eingeplant; bisher waren es immer nur Möbel gewesen, für die wir eisern sparen wollten. Nach zwei Wochen bekam auch ich eine Arbeit und konnte nun Geld zur Lebenshaltung beisteuern. Es war nicht viel, ich bekam die Stunde 70 Pfennige. Aber nach sieben Monaten hatte ich mich so peu à peu zu dem „Spitzenverdienst“ von 1,10 DM hochgearbeitet. In der Zwischenzeit trafen immer wieder Pakete mit unseren zurückgelassenen Sachen ein, die uns meine Eltern schickten. Auch ein Besen war dabei, nachdem ich von meinem Problem berichtet hatte. Meine Mutter hatte sogar einen neuen besorgt, denn in Benneckenstein gab es eine Besen- und Bürstenbinderei, deren Besitzer Gustav Röhse ein ehemaliger Kegelbruder von Gottfried war. So brauchten wir nur noch den dazugehörenden Stiel kaufen. Mutters Pakete waren eine große Hilfe für uns. Auf dem Postwege wechselten in Folge noch so einige Kochtöpfe, Geschirr und Gläser, eingewickelt in Handtücher, diverse Bettwäsche und Tischdecken die Staatszugehörigkeit. Leider ging auch trotz aller fürsorglicher Verpackung so einiges auf der langen Strecke zu Bruch.

Auch die Übergardinen aus unserem Schlafzimmer, um die ich gebeten hatte, trafen bald bei uns ein. Von den vier Vorhängen nähte ich drei zusammen. Dann kauften wir eine nicht zu teure lange Stange, die oben in einen schmalen Saum des nun überlangen Stoffs gezogen wurde. Mit dem

schön gekräuselten Stoff war das großen Schaufenster wenigstens im unteren Drittel ganz akzeptabel bedeckt. Mit dem Rest konnte ich noch die Glastür versehen und damit undurchsichtig machen. Nun hatten wir hinter dem Vorhang einen guten, weil nicht einsehbaren Platz, um alle unsere Pakete zu stapeln. Der Tag war ja nicht mehr fern, an dem ich den ganzen Inhalt auspacken und alles, wie eigentlich üblich, in Schränken verwahren konnte. Als wir später unsere neue Wohnung bezogen, wurden die Gardinen, die in der Übergangszeit als Dekoration und Sichtsperre dienten, wieder auseinander getrennt. Nun waren es wieder vier Vorhänge, die im Schlafzimmer und am Küchenfenster angebracht werden konnten. Das Erstaunliche war, sie wirkten auch hier dekorativ und passten dahin. Oder waren wir damals nur noch nicht so kritisch und anspruchsvoll?

Erst später wurde uns bewusst, was für ein gefährliches Unterfangen es für meine Eltern war, uns auf diesem Wege einen Teil unseres zurück gelassenen Hausrates zukommen zu lassen. Die Mutter unseres Freundes, bei dem wir so oft voller Begeisterung die ersten Fernsehabend verbracht hatten, war aus dem selben Grund rechtskräftig verurteilt und für etliche Monate ins Gefängnis geschickt worden. In meiner Erinnerung ist zurückgeblieben, dass unser Freund sie an einem Heiligabend wieder nach Haus holen konnte. Natürlich führten wir mit meinen Eltern einen regen Schriftwechsel. Jede Woche kamen zwei Briefe an und zwei gingen in Richtung Heimat ab. So erfuhren wir, wie gut der Rat meines Vaters war, schon einen Tag früher als vorgesehen abzufahren. Denn am Abend meiner Abreise war im Rathaus eine Stadtverordneten-Sitzung anberaumt worden. Auf dieser wurde unter anderem beschlossen, dass mir sofort, also noch am gleichen Abend, der Interzonenpass wieder entzogen werden sollte. Wir wissen das aus bester Quelle. Denn zwei dieser Abgeordneten waren Freunde von uns, denen wir fest vertrauten. Beide waren vor meiner Abreise sogar auf den Bahnhof gekommen, um mir Lebewohl zu sagen. Sie waren es dann auch, die am Ende der Sitzung, nachdem nur noch die Frage offen stand, wer mir mein so wertvolles Schriftstück wieder entreißen sollte, zu den anderen sagten: „Nun hört auf, euch darüber aufzuregen, die ist sowieso schon weg!“

Auch im Westen wird es Winter

Im Sommer war es kein Problem, sich trotz des engen Raumes wohl zu fühlen. Aber jetzt fing es an, ungemütlich zu werden. In den Herbsttagen wurde es an den Abenden schon ziemlich kühl und wir fingen an zu frieren. Als uns schon fast die Zähne zu klappern begannen, überlegten wir, was man dagegen tun könne. Und siehe da, die Lösung lag ganz nahe. Wir

funktionierten unseren Tauchsieder mit seinem Topf als Heizung um. Jetzt saßen wir eben nicht mehr an unserem kleinen Tisch, sondern rückten unsere Stühle an den Ausguss, worin der Tauchsieder mit laufend brodelndem Wasser stand und wärmten unsere kalten Hände daran. Das tat so richtig gut! Später liehen uns liebe Nachbarn einen elektrischen Heizofen. Ein Kunde von Gottfried, mit dem und dessen Frau wir uns angefreundet hatten, schenkte uns sogar ein kleines Radio: „Bei uns steht es sowieso nur auf dem Boden herum!“ sagten sie.

Als wir bei ihnen zu Besuch waren, zeigten sie uns ganz stolz ihre neueste Anschaffung, einen Musikschränk. Ein Radio, ein Schallplattenspieler und sogar ein Fernseher war darin installiert. Wir standen vor der Neuheit mit Bewunderung und dem nötigen Respekt. Somit konnten wir das Radio also getrost annehmen. Zuerst stellten wir es auf den kleinen Tisch, an dem wir morgens und abends auch unsere Mahlzeiten einnahmen. Denn von der Steckdose aus reichte das Kabel nur bis dahin. Es wurde zwar ziemlich eng darauf, aber große Menüs, die viel Geschirr brauchten, standen sowieso nicht auf unserer Speisekarte. Mit diesem so wertvollem Geschenk herrschte bei uns nun ein gehobener Lebensstandard. Wir fühlten uns schon so richtig wohlhabend. Noch besser war es, als wir dann einen Doppelstecker und damit zwei elektrische Anschlüsse hatten. Nun konnten wir an den Abenden am Ausguss bei unserem Topf sitzen, in dem der Tauchsieder das Wasser am brodeln hielt und später den Heizofen aufdrehen, der im ganzen Zimmer eine angenehme Temperatur verbreitete. Und dazu erfüllte auch noch Musik den Raum. Vor der Anschaffung des Doppelsteckers mussten wir uns immer für eines entscheiden. Entweder Wärme oder Musik.

Bei unseren neuen Freunden tranken wir den ersten Bohnenkaffee, seit dem wir im Westen waren. Dazu bekamen wir auch den schönsten Kuchen vorgesetzt, wovon uns sogar noch welcher mitgegeben wurde, denn sie besaßen eine Bäckerei. Leben taten wir nur von dem Geld, das ich verdiente. Jedes Wochenende, und zwar immer am Samstagmittag, brachte ich eine Lohntüte mit Netto etwa 23 Mark nach Haus. Dafür hatte ich 44 Stunden gearbeitet. Wurden Freiwillige für Überstunden gesucht, flog mein Arm immer als erster mit hoch. Denn nur so konnte ich noch ein paar Mark dazu verdienen. Als ich uns die ersten Bananen kaufte, fiel eben die Wurst weg und die Bananen wurden als Brotbelag gegessen. Ebenfalls wurden die Ausgaben für Päckchen, die wir in recht bescheidenen Maßen nach Haus schickten, von diesem Geld bestritten. Von dem was Gottfried verdiente, es war auch nicht eben viel, zahlten wir unsere 50 Mark Miete, und alles andere wurde für die Möbel gespart.

Eines Tages erreichte uns ein Paket ganz besonderer Art. Allerdings nicht aus Benneckenstein, sondern von einer Tante aus Hannover. In dem beiliegenden Brief berichtete sie uns, dass sie zu Besuch bei meinen Eltern war und auf deren Wunsch auf der Rückreise mein Akkordeon mitgenommen habe. Meinen Eltern hatten ihr das Instrument mitgegeben, da ihnen dieser Weg am sichersten erschien. Ja, und diese Tante hatte es dann gut verpackt an mich gesandt. Ich schaute es an wie ein Kleinod, das man verloren und wiedergefunden hatte. Es war ein herrliches Gefühl, als ich mit den Fingern über die Tasten gleiten konnte, um mir alle zeitlichen Höhen und Tiefen von der Seele zu spielen.

Oft saßen wir abends mit unseren Mitbewohnern zusammen. Doch es war komisch. Oben war die schöne Wohnung und wo saßen wir? In unserem kleinen Kabuff, wo drei immer auf dem Bett mit der abschüssigen Matratze sitzen mussten. Jetzt war es aber wenigstens richtig schön warm, obwohl es draußen noch kälter geworden war. Wir hatten uns im Dezember einen gebrauchten Küchenherd für 50 Mark gekauft. Damit hatten wir auch das erste Stück, das wir mit in unsere zukünftige Wohnung nehmen konnten. Von den dazugehörenden Kohlen lag ebenfalls ein Zentner im Keller.

Abends schaute immer einer von unseren Mitbewohnern bei uns herein, blieb sitzen und wir erzählten. Dann dauerte es nicht lange und die anderen kamen um nachzuschauen, ob der oder die Vermisste etwa bei uns sein könnte. Und selbstverständlich wurde man hier fündig. Dann saßen wir wieder alle fünf zusammen und verbrachten den Abend gemeinsam. Nicht zuletzt der Wärme wegen, die in unserem kleinen Raum herrschte. Denn auch sie sparten sehr an allem, auch an der Heizung. Sie bauten ja ein Haus, und das sollte auch noch mit neuen Möbeln ausgestattet werden, weil ihre jetzigen nicht so recht den Maßen entsprachen. Als der Heiligabend kam, stand sogar ein kleiner Tannenbaum aus dem Harz in unserem Zimmer. Meine Eltern hatten ihn geschickt. Auch die dazugehörenden Kugeln und Kerzen hatte meine Mutter nicht vergessen.

Eines Abends, als wir wieder alle zusammen saßen und über alles Mögliche und Unmögliche redeten, erboten wir uns, ihre Kücheneinrichtung und die Wohnzimmermöbel samt Teppich - alles gefiel uns sehr - von ihnen zu übernehmen. Wir hatten inzwischen soviel gespart, dass wir ihnen einen Teil des Betrages dafür schon jetzt übergeben konnten, was ihnen wiederum sehr gelegen kam. So konnten wir uns gegenseitig helfen. Wie oft sprachen wir über unsere Wünsche, die wir für die Zukunft hegten. Sie hofften, dass ihr Haus bald fertig würde, damit sie es beziehen konnten. Wir hofften mit ihnen, denn dann konnten wir ihre schöne Wohnung übernehmen. Vor allem

aber zählten wir die Wochen bis zur Ankunft meiner Eltern, die uns ja unseren Jungen bringen wollten.

Doch dann kam alles ganz anders. Die Regierung der DDR machte uns einen großen Strich durch die Rechnung. Sie hatte einen neuen Beschluss erlassen, der allen Bewohnern verbot, in den Westen zu reisen. Folglich wurden auch keine Interzonenpässe mehr ausgestellt. Ja, und was nun? Wir waren hier und unser Junge war drüben! Berlin? Ja, Berlin war noch ein Hoffnungsschimmer. Über die Einzelheiten mussten wir uns aber erst noch klar werden. Der Schock saß einfach zu tief, als wir die Nachricht im Radio hörten. Zum Zeitpunkt der Hiobsbotschaft war auch das Haus unserer Mitbewohner fertig gestellt, und wir konnten unsere Wohnung beziehen. Das altersschwache Bett in unserem Kabuff hatte wohl auch die Nase voll, noch weiterhin unsere doppelte Last zu tragen. Genau am letzten Morgen vor dem Umzug gab es, als ich aufstehen wollte, plötzlich ein scheußliches Geräusch von sich. Vor Schreck fiel ich wieder zurück, und mit einem großen Knall landeten wir samt der Matratze auf dem Boden. So verabschiedeten wir uns voneinander.

Das Schlafzimmer oben wurde mit neuen Möbel ausgestattet. Wir waren nicht wenig stolz darauf, dass wir es geschafft hatten, in so verhältnismäßig kurzer Zeit eine schön eingerichtete Wohnung zu besitzen, in der auch das letzte Stück mit unserem mühsam ersparten Geld bezahlt war. Wir hörten zwar immer wieder von den Ausgleichsgeldern, die den Ostflüchtlingen gezahlt wurde, aber wir haben nie einen Antrag dafür eingereicht. Wir hatten ja das Glück, gleich eine Unterkunft und Arbeit zu haben. So haben wir auch nie Geld vom Staat erhalten. Unser Plan wäre also wunderbar aufgegangen. Nur noch einen Monat und zwei Wochen, dann wäre das Jahr, das wir uns als Frist gesetzt hatten, herum gewesen. In diesen sechs Wochen hätte ich noch mitarbeiten können, und Gottfrieds Verdienst wäre als Reserve geblieben. Die Wohnungseinrichtung war zwar schuldenfrei, aber Bargeld war keines mehr vorhanden. Dann hätte der Junge kommen können, und alles wäre in schönster Ordnung gewesen. Aber da war dieses Reiseverbot! Was sollte nun werden? Wir wussten, dass wir uns auf meine Eltern verlassen konnten. Sie würden alles Mögliche tun, um einen Weg über Berlin zu finden. Das war bei all der Ungewissheit ein Trost. Nur, es musste bald gehandelt werden!

Wieder vereint

Genau elf Monate waren vergangen, seitdem wir unser Leben in Straubing eingerichtet hatten. Da klingelte eines Vormittags das Telefon in Gottfrieds Firma. Er wurde privat verlangt. Am anderen Ende der Strippe war meine Mutter. „Ich bin in Westberlin. Kommt sofort hierher. Ich hab den Jungen hier!“ Gottfried atmete tief durch. Also hatte es geklappt! Als er mir in der Mittagspause in unserer Gastwirtschaft ganz aufregt die gute Nachricht überbrachte, konnte ich mich im Anschluss kaum noch auf meine Arbeit konzentrieren. Mit meinem Chef hatte ich bereits darüber gesprochen, dass es sein könnte, eines Tages wenn unser Junge käme, kurzfristig kündigen zu müssen. Außerdem war er damit einverstanden, dass ich noch bis zur letzten Stunde arbeiten dürfe, um Geld zu verdienen. Er war tolerant und verständnisvoll und machte mir die Zusage, dass ich jederzeit gehen könne. So wurde dieser Nachmittag mein letzter Arbeitstag.

Nach Feierabend trafen wir alle Vorbereitungen. Bahn- und Flugverbindungen von Straubing nach Berlin wurden eingeholt und die Kostenfrage geklärt. Wir hatten zwar kein Geld mehr - der eine Monat fehlte jetzt - aber die netten Bäckersleute waren sofort hilfsbereit. Als Gottfried mit seinem Anliegen zu ihnen kam, gaben sie ihm die 300 Mark, um die er sie gebeten hatte. In sechs Monatsraten zahlten wir sie in Raten wieder an sie zurück. Eilig wurden die Tickets gekauft, und am anderen Morgen fuhr ich mit dem Zug nach München. Von dort aus flog ich mit der Air France nach Berlin und landete auf dem Flughafen Tegel. Hier wartete meine Mutter bereits mit unserem Jungen und einem mir unbekanntem Herrn. Diesem hatten wir die gelungene Aktion zu verdanken.

Welch ein Glück hatten wir gehabt! Mutter berichtete, dass sie seit geraumer Zeit mein einstiges Mädchenzimmer an Kurgäste des FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) vermietete. Unter anderen kam zu ihnen ein Gast, ein Herr Kahnert aus Ostberlin, mit dem man sogar über alle mögliche Dinge sprechen konnte. Er war schon wieder abgereist, als ein alter Freund von Gottfried, der auf dem Rathaus arbeitete, meinen Eltern unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, dass es höchste Zeit sei, den Jungen raus zu bringen. Denn alle Kinder, deren Eltern im Westen sind - wir waren ja nicht die einzigen - sollten in Heime eingewiesen werden. Meinen Eltern war bewusst, dass Eile geboten war und dass der einzige Weg nach Westberlin nur über diesen Herrn Kahnert führen könne. So setzten sie sich mit ihm in Verbindung, und er war sofort bereit, jede Hilfe zu leisten. Er holte meine Mutter mit unserem Sohn vom Ostberliner Bahnhof ab. Bei ihm konnten sie auch übernachten. Am nächsten Tag schleuste er sie mit allen Raffinessen,

wie sie nur eingeborene Berliner kennen, zu seiner in Westberlin wohnenden Schwester. Hier angekommen, konnte es meine Mutter wagen, uns telefonisch zu benachrichtigen. Soweit war alles gut gegangen. Alles hatte geklappt, aber wer ahnte, was es im Vorfeld für Probleme gab?

Niemand durfte etwas von den Reisevorbereitungen wissen. Schon ein Koffer, der zum Bahnhof geschafft wurde, konnte alles verraten. Also steckten meine Eltern den Koffer mit den nötigsten Sachen, die unser Junge fürs Erste brauchte, in einen Sack. Der wurde auf einen Handwagen geladen und den zogen sie zu dem fünf Kilometer entfernten Trautenstein zu unseren Verwandten. So etwas fiel in unserem Ort nicht auf, denn so ein Transportmittel war alltäglich und wurde von vielen benutzt. Für eine Nacht blieben sie dort. Am nächsten Tag wurde der Transport fortgesetzt. Onkel Kurt, der inzwischen ein Auto besaß, wollte sie damit nach Halberstadt fahren. Doch unsere Sohn hatte überhaupt keine Lust dazu, er war gerade so schön dabei, mit Jürgen und Christine auf dem Heuboden zu spielen. Aber was nutzten seine Proteste? Unwillig stieg er dann in den Wagen ein.

In Halberstadt wagte es meine Mutter, zwei Fahrkarten nach Berlin zu lösen. Bei Herrn Kahnert angekommen nörgelte unser Sohn immer noch, denn auch dort wollte es ihm gar nicht so recht gefallen. Mit Jürgen und Christine auf dem Heuboden zu toben, war viel schöner gewesen. Wiederum am nächsten Tag fuhren sie dann mit der U-Bahn nach Westberlin zur Schwester von Herrn Kahnert. Und erst hier (Kinder plappern ja viel) konnte sie unserem Jungen sagen, dass morgen seine Mama kommt, um ihn zu holen. Von diesem Zeitpunkt an hat er nicht mehr genörgelt, sondern war voller Erwartung. Dazu wusste er auch schon, dass er in einem Flugzeug nach München fliegen würde, von wo uns der Papa mit einem Auto abholt. Das uns schließlich nicht nur unser Papa am Flughafen erwartete, sondern auch unser guter Bekannter, der Bäcker, mit dessen Auto sie gefahren waren, das spielte keine Rolle mehr. Ja, und dann lag er an dem Abend friedlich in einem fremden Bett in Westberlin. Und seine Oma, die an der Tür horchte, hörte, wie er immer wieder sagte: „Morgen kommt meine Mama!“

Dann konnte ich endlich meinen Jungen und auch meine Mutter wieder in die Arme schließen. Was hatten wir uns alles zu erzählen. Fast ein Jahr war vergangen seit unserem Abschied. Jede Woche waren unsere Briefe von Ost nach West und umgekehrt gegangen. Aber so ein Beisammensein nach so langer Zeit war doch etwas ganz anderes. Als der Abend fortschritt, bemerkte ich eine zunehmende Nervosität bei meiner Mutter. Mir wurde schlagartig klar, warum. Da war nämlich noch einer, der in unserer Runde fehlte. Vater. Traurig hatte ich zur Kenntnis genommen, dass er bei unserem

Wiedersehen nicht dabei sein konnte. Aber dann klingelte es spät an der Wohnungstür, und herein kamen Herr Kahnert und Vater. Es war ihnen nicht möglich gewesen, früher zu kommen. Aber für mich sollte es eine Überraschung sein.

Schon am nächsten Tag war der Zeitpunkt des Abschieds gekommen. Für meine Eltern war dieser ganz besonders schwer. Gottfried und ich hatten sie schon vor langer Zeit verlassen; nun war auch ihr Enkel nicht mehr bei ihnen. Alle begleiteten sie uns zum Flughafen Tegel. Hinter hohen Glasscheiben standen sie und winkten, als wir über das große Flugfeld gingen. Auch ich winkte, so lange es nur ging. Nur unseren Sohn musste ich immer wieder dazu auffordern. Was er dann auch sofort tat, aber nur kurz. Für ihn waren jetzt die traurigen, zurückgelassenen Großeltern nur noch zweitrangig, denn vor ihm stand das große Abenteuer, das Flugzeug, mit dem er jetzt nach München fliegen sollte. Dort angekommen sahen wir auch schon Gottfried, der erwartungsvoll nach uns Ausschau hielt. Bis wir zusammen die große Halle verlassen konnten, verging noch einige Zeit. Denn der Vater saß lange Zeit auf einer Bank, seinen Sohn fest im Arm haltend, und so etliche Tränen flossen an seinen Wangen herunter.

Auf der Fahrt von München nach Straubing unterhielt uns unser Sohn zum Teil mit sehr abenteuerlichen Geschichten. Unter anderem auch, dass ein großer Löwe unter einer der kleinen Rappbodebrücken zu Hause gesessen und furchtbar geknurrte habe. Es war auch kein Wunder, dass er sehr erregt war und die Phantasie mit ihm durchging, denn auch für ihn gab es ja so vieles zu verkraften. Neugierig auf seine Reaktionen, zeigten wir ihm sein neues Zuhause. Genau so neugierig schaute er sich alles an und warf sich am Ende seiner Besichtigung mit einem frohen Lachen und einer Geste in einen Sessel, die uns verriet, dass es ihm gefiel. Auch für mich hatte dieses, unser neues Zuhause einige Überraschungen parat. In unserem Schlafzimmer standen nicht nur die zwei Betten, sondern es war ein drittes für unseren Sohn dazu gekommen. Als ich in die Toilette kam, stand da zu meinem Erstaunen auch noch eine größere Zinkbadewanne, extra für unseren kleinen Schatz. Eigentlich wären das ja ganz normale Anschaffungen gewesen, aber für mich war das ein Rätsel, wie Gottfried sie realisieren konnte, mit dem wenigen restlichen Geld. Eines war mir aber klar: Was hier stand, war alles schuldenfrei. Abgesehen von den 300,- DM, die wir von unserem Freund, dem Bäcker, bekommen hatten. Aber dafür hatten wir unser Kind wieder!

Siegfried war genau so fasziniert von der schönen Stadt, wie wir es waren. Ganz besonders hatte es ihm die Donau und die vielen Schiffe darauf angetan. Aber das Tollste für ihn war, dass man auch von unserem

Küchenfenster aus die Kähne und Frachter, die auf dem breiten Fluss entlang zogen, sehen konnte. Freundschaften waren bald geschlossen. Seine große Seligkeit war, wenn er mit seinem neuen, luftbereiften Roller durch die Gegend sausen konnte. Das war nach der nächsten Gehaltsauszahlung unser Geschenk an ihn, weil er endlich wieder bei uns war.

Vier Wochen später musste Gottfried nach Köln fahren, wie schon öfter, um einen neuen Wagen aus den Ford-Werken zu holen. Diese Tour bot immer Gelegenheit, seine Eltern zu besuchen. Diesmal brachte er zum ersten mal seinen Vater mit zu uns. Nun lernten sich endlich Großvater und Enkel kennen. Mein Schwiegervater war aber nicht allein gekommen, sondern er hatte Adda mitgebracht. Ganz schnell waren sie und unser Junge die besten Freunde geworden. Natürlich sollte sie immer bei ihm sein, wenn er draußen mit seinen Freunden spielte. Wie es schien, gefiel das auch der gar nicht an Kinder gewöhnten Adda. Schon am zweiten Tag ihres Beisammensein, kamen beide in die Wohnung gelaufen, und Siegfried berichtete strahlend, wie Adda auf die anderen Kinder losgegangen war, als diese ihn boxen wollten. Sie war blitzschnell dazwischen gefegt, und hatte alle vertrieben.

Von nun an fühlte er sich mit Adda an seiner Seite so richtig mutig, und manchmal hat er die anderen wohl auch noch extra herausgefordert. Aber keiner, der Arges im Schilde führte, traute sich mehr an ihn heran. Vielleicht hat er das dann büßen müssen, als Adda mit seinem Großvater nach 14 Tagen wieder abgereist war. Erstaunlich aber war, dass, als Gottfried einmal mit seinem Sohn schimpfte, sich der Hund auf Siegfrieds Seite stellte. Adda, die Gottfried von jeher kannte, bellte ihn nun böse an. Dabei tat sie das von Natur aus so gut wie nie. Also, diese Runde hatte Dank Adda unser Sohn gewonnen. Wir mussten alle lachen. Aber am lautesten lachte unser Filius.

Da waren noch die Sprachschwierigkeiten, die wir und nun auch unser Junge zu bewältigen hatten. Wir aus dem nördlichen Deutschland mussten erst lernen, die Bayern zu verstehen. Ich liebte von jeher und auch noch heute diesen Dialekt. Aber oftmals musste ich nachfragen, wenn ich etwas nicht verstand - obwohl jeder, der mich kannte, versuchte, sich im schönsten Hochdeutsch auszudrücken. Gottfried war da noch schlimmer dran. Zu ihm kamen auch Kunden aus den abgelegenen Dörfern des bayrischen Waldes, wo ein noch urigeres Bayrisch gesprochen wurde. Er musste versuchen - wenn auch mit innerlichen Hilfescreien – ihre Anliegen zu deuten. Schließlich ging es um die fachgerechte Prognose ihrer Autos, bei denen der Motor streikte, der Auspuff knatterte oder das Blech schepperte. Jeder sollte zufrieden mit seinem korrekt reparierten Heiligtum nach Hause fahren können.

Es war in den ersten Wochen, als die Kinder mit der Eisenbahn spielten, die sogar auf Schienen lief. Es war ein Geschenk von einem Onkel aus Wilster. Voller Eifer waren sie dabei. Da sagte sein bayrischer Freund zu ihm: „For viere!“ (vor fahren) Siegfried fragte sofort nach. „Was, ich soll der Führer sein?!“ Das waren so typische, wenn auch harmlose Missverständnisse zwischen den Preußen und den Bayern. Zu der Zeit las ich einen Witz: Da sagte eine Bayer, dessen Sau den ersten Preis bei einem Wettbewerb bekommen hatte, zu seinem Nachbarn. „Du woist, des is der erste Saupreis, über den i mi frei!“

Die Fahrt nach Hohegeiß

Es war Mitte der fünfziger Jahre zur Tradition geworden, dass sich ehemalige Benneckensteiner, die im Westen Deutschlands wohnten, zu einem bestimmten Zeitpunkt trafen. Zuerst waren es nur wenige, aber sie hatten bei einer ihrer Zusammenkünfte, eine grandiose Idee. Es war der ehemalige Holzwarenfabrikant Karl Heyder, der die Initiative ergriff und sie mit einigen Helfern, in die Tat umsetzte. Auch er hatte nach seiner Enteignung und der Haftstrafe, zu der ihn die Richter des DDR Regimes verurteilten, im Westbereich Deutschlands Zuflucht gesucht. Und ihm ist es zu verdanken, dass der noch heute bestehende Heimatverein ins Leben gerufen wurde. Alljährlich fand nun ein Treffen der auswärts lebenden Benneckensteiner in großem Rahmen statt. – Karl Heyder rief, und alle kamen - Außerdem hatte er für seine Landsleute noch eine weitere Überraschung parat. Alle Geschichten und Berichte aus unserem Heimatort wurden gesammelt, in einem kleinen Heft zusammengefasst, und zu Weihnachten an alle, soweit die Adressen bekannt waren, im Westen wohnende Landsleute verschickt.

Leider verstarb Karl Heyder 1983. Jedoch andere Heimatliebende übernahmen diese Aufgabe, und wir bekamen auch weiterhin jedes Jahr unser, mit so viel Liebe zusammengestelltes, Heimatheft, mit allen für uns so interessanten Berichten. Zu unserer großen Freude, wurde diese Tradition nach der Wende 1990 fortgesetzt. Jetzt sind es die „einheimischen“ Benneckensteiner, eine Team, das keine Mühe scheut, die diesen schönen Brauch fortsetzen. Inzwischen ist das ehemalige kleine Heft um viele Seiten reicher geworden, fast schon ein kleines Buch. Und alle Informationen stammen aus erster Hand.

Zuerst trafen sich etliche Benneckensteiner in Cochem. Aber welcher Treffpunkt konnte für so eine Zusammenkunft passender sein, als das Bergdörfchen Hohegeiß, das ja nur drei Kilometer von unserem Heimatort

entfernt liegt. Auch wir hatten uns 1959 entschlossen, daran teilzunehmen. Nachdem klar war, dass uns ein Gebrauchtwagen, der in der Firma zum Verkauf stand, für diese Fahrt geliehen wurde, war das größte Problem gelöst. Ich erlaubte mir, einen Stoff zu kaufen, den ich auf einer Nähmaschine, die mir eine nette Nachbarin auslieh, zu einem schicken Kleid verarbeitete. Nun waren wir bereit.

Aber ein anderes Problem, sogar ein trauriges, musste bis zu unserer Abfahrt noch bewältigt werden. Einen Tag vorher hatte unser Sohn einen Maikäfer gefangen, den er ganz liebevoll in einem Zigarrenkasten, gefüllt mit grünen Blättern, hütete. Er war sein Ein und Alles. Aber was blieb ihm übrig? Am Abend vor unserer Fahrt musste er sich von ihm trennen. Wir gingen gemeinsam vor die Haustür, als der Moment des Abschieds gekommen war. Er sagte seinem Käfer noch viele liebe Worte, bis der sich dann seinerseits entschloss, endlich in die Freiheit zu fliegen. Unsere Blicke begleiteten ihn mit allen guten Wünschen, als er davonschwirrte. Leider nur einige Meter weit. Denn da kam ein Vogel angefliegen und verschlang ihn vor unseren Augen. Dieses plötzliche Ableben seines geliebten Maikäfers wirkte fast wie ein Schock. Es war sehr schwer, ihn darüber hinweg zu trösten, was uns auch nicht recht gelang. Der Schmerz über diese so grausame Welt blieb lange.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, es war der Freitag vor Pfingsten, verstaute wir uns samt Gepäck in den alten, kleinen VW. Auf gings, in Richtung Harz! An der Edertalsperre legten wir die erste Rast ein. Zum einen, um etwas von unserem Proviant zu verzehren, zum anderen, um in den Büschen nachzusehen, ob es da auch Maikäfer gibt, die sich noch ihres Lebens erfreuen konnten. Je näher wir dann dem Harz kamen, desto öfter stellte sich die große Frage: Wer sieht den Brocken zuerst? Ja, und dann lag er plötzlich vor uns und ließ ein richtiges Heimatgefühl in uns aufsteigen. Hinter Harzburg säumten die ersten Fichten die Straße, und immer steiler ging es bergauf. Plötzlich trat ein Fuchs aus dem Wald. Ein paar Meter lief er dort entlang, bis er sich wieder in die Büsche schlug. Nur wenige Sekunden hatten wir ihn gesehen, trotzdem war es, besonders für unseren Sohn ein großartiges Erlebnis. Denn es war der erste, den er in freier Natur sah. Je näher wir unserem Ziel kamen, rückten die Fichten immer dichter zusammen und um so wild-romantischer wurde die Natur. Wir waren tatsächlich in unserem Harz!!

Unsere erste Freude fand in Hohegeiß ihre Fortsetzung. Es war nicht zu fassen; dort kaum angekommen, konnten wir auch schon die ersten Benneckensteiner begrüßen. Zum Teil gute und liebe alte Bekannte, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen hatten. Sie alle gehörten zu denen, die einst

ganz plötzlich über Nacht aus unserem Ort verschwunden waren. Zu all den Bekannten kamen auch noch die engeren Freunde dazu, und jedes Wiedersehen mit ihnen wurde zu einem besonderen Erlebnis. Wir hatten unsere Reise zu dem Heimattreffen aber nicht unternommen, ohne vorher meine Eltern zu verständigen. Und der Nachrichtendienst zwischen Ost und West und innerhalb des Ostens funktionierte großartig. Wer sich mit wem in Verbindung gesetzt hatte, weiß ich heute nicht mehr. Aber fest stand, dass wir und noch Freunde von uns, an besagtem Pfingstamstag zu einer bestimmten Zeit, an einer ganz bestimmten Stelle sein wollten. Ausgangs Hohegeiß, auf der Braunläger Straße hatten wir uns eingefunden. Dort, ganz dicht an der Grenze konnte man sehr gut, nur von ein paar einzelnen Tannen verdeckt, drüben die Heilstätte sehen.

Wie auch immer unsere Leute in der Ostzone es geschafft haben, dort hin zukommen, wir wussten es nicht. Aber sie waren da. Jeder, hüben und drüben, war mit einem Fernglas bewaffnet. Aber selbst ohne helfende Optik konnte man jeden an der Figur erkennen. Da standen meine Eltern, meine Tanten, meine Kusine Elfi, die inzwischen auch in der Heilstätte arbeitete und die Eltern unseres Freundes Männe. Sie winkten mit beiden Armen. Wir holten noch eine Wolldecke aus dem Auto, mit der wir kräftig wedelten. Auf der anderen Seite zog meine Kusine ihren Petticoat aus (ein Geschenk aus dem Westen), und auch der wurde durch die Luft geschwenkt. Wir konnten uns auf Hohegeißer Gebiet auch akustisch bemerkbar machen, drückten auf die Hupe, aber sie an der Heilstätte mussten jedes Aufmerksamkeit erregende Geräusch vermeiden. Wir waren uns so nah, aber erreichen konnten wir uns nicht. Die gesicherte Grenze lag dazwischen!

Dann musste auch hier Abschied genommen werden. Auf der anderen Seite konnten sie nur schweigend weiter winken, während wir wieder in die Autos einstiegen. Inzwischen waren noch mehr von unseren Landsleuten dazu gekommen, die ebenfalls die Tücher schwenkten, obwohl keiner von ihren Angehörigen dabei war. Dann fuhren wir alle ganz, ganz langsam, jeder voll auf die Hupe drückend - das war unser letzter Gruß nach drüben - mit Freude und Wehmut im Herzen davon. Wie meine Eltern später berichteten, war es auch höchste Zeit, das Treffen zu beenden. Im letzten Moment konnten sie nach unserem Aufbruch in der Heilstätte Zuflucht suchen. Denn die Grenzposten hatten inzwischen bemerkt, dass da etwas im Busche war und überprüften den Abschnitt. Zum Glück kamen alle, die sich zu dieser Stunde einer „Kontaktaufnahme mit dem Klassenfeind“ strafbar gemacht hatten, wieder gut zu Haus an. - Der Schwager unseres Freundes war bei der Grenzpolizei. Vielleicht war es seiner Hilfe zu verdanken, dass niemand gefasst wurde? Im Gegensatz zu Benneckenstein war es in Hohegeiß möglich,

ganz nah an die Grenze heranzugehen. Etwa drei Meter davor warnten lediglich Schilder mit der Aufschrift: „Achtung Zonengrenze! Nicht weitergehen!“ Den hohen, mit viel Stacheldraht bestückten Zaun sah man schon von weitem. Dahinter schlängelte sich ein wohl 10 Meter breiter Streifen, der aussah wie ein ewig langer, gepflügter Acker. In Abständen der Grenze entlang, standen die Hochsitze der Wachtposten. Eine Stelle gab es, zu der es uns immer wieder hinzog. Sie lag auf einer Anhöhe dicht an der Grenze. Alle Büsche und Bäume, die sie umgaben, waren damals noch so niedrig, dass sie den vollen Rundumblick auf unseren Ort freigab. Wann immer wir dort hinkamen, stets stand schon eine Gruppe von unseren Landsleuten dort oben und schaute wehmütig hinüber.



Da lag Benneckenstein vor uns, fast jedes Haus konnte man erkennen und jeder suchte das seine heraus. Sogar die Menschen konnte man sehen, die da auf den Straßen ihres Weges gingen. Um unser Haus besser herauszufinden, hatten meine Eltern eine weiße Fahne am obersten Dachfenster angebracht. Das Haus meiner Schwiegereltern brauchte keine Markierung. Zum einen lag es höher und zum anderen überragte die obere Vorderfront alle daneben liegenden Häuser. Lange schauten wir, mit und ohne Fernglas. Alles lag ganz nah, aber für uns doch so fern. In allen folgenden Jahren fanden diese Heimattreffen stets zu Pfingsten in Hohegeiß statt. Und

in diesen Tagen war der Ort überfüllt mit seinen einstigen Nachbarn, die in den Westen gezogen waren, aber nicht voneinander lassen konnten. Östlicherseits wurde die Grenze zu diesem Zeitpunkt ganz besonders stark bewacht. Es gab sogar Hausdurchsuchungen im Ort, um herauszufinden, ob nicht etwa ein „Republikflüchtiger“ die Gelegenheit wahrgenommen hatte, heimlich seine Eltern oder Geschwister zu besuchen.

Etliche Jahre später waren wir wieder bei einem der Pfingsttreffen dabei. Mit Freunden und Bekannten gingen wir von Hohegeiß in Richtung „Jägerfleck“. Der genau im Länderdreieck zu Thüringen sich befindende Forstort war von jeher ein markanter und historischer Punkt. Hier kreuzten sich die ältesten Straßen des Harzes, über ihn fuhr einst die Postkutsche und ihn benutzten auch die Benneckensteiner Handelsleute, wenn sie mit ihren kleinen grünen Planwagen hinunter ins thüringische Land zogen. Jetzt allerdings, wo die Grenzsicherungsanlagen ihn einschloss, durften er nur noch von wenigen Autos mit einer Sondererlaubnis befahren werden. Alle anderen, die nach Nordhausen wollten, waren gezwungen, einen größeren Umweg in Kauf zu nehmen.



Lange standen wir, eine größere Gruppe, an dem Punkt, an dem für uns die Welt zu Ende war. Den Weg verspernte der große Zaun mit dem Stacheldraht. Dahinter das gepflügte Feld und in nur etwa fünfzehn Meter

Abstand ein Hochsitz mit den Wachposten der DDR. Auf der Westseite war etwa fünf Meter vor dem Stacheldraht ein Schlagbaum über den Weg gelegt. Auf diesen gestützt schauten wir alle erwartungsvoll zum Jägerfleck, der gut zu sehen war. Jeder in der Hoffnung, dass vielleicht zufällig ein Auto aus unserem Heimatort dort vorbei führe. Tatsächlich! Plötzlich herrschte geradezu eine Aufregung und ein großes Winken setzte ein. Ein uns allen bekannter Autobesitzer, Gustav Klapproth, mit seinem Taxi fuhr auffällig langsam auf der Straße entlang.

Später daraufhin angesprochen berichtete er uns, dass er extra eine Sondergenehmigung (natürlich mit einem triftigen Grund) eingereicht hatte und sie zu seiner Freude auch bekam. Er tat es in der Hoffnung, dass er vielleicht einige alte Benneckensteiner von dort aus sehen könne. Es war also ein Glückstreffer auf beiden Seiten. Auf unserem Rückweg hatten wir noch ein besonderes Erlebnis. Die Straße führte etwa hundert Meter entlang des Stacheldrahtzauns. Nur etwa zehn Meter Abstand lagen dazwischen. Während wir sonst die Wachposten nur auf ihren Hochsitzen sahen, bzw. vermuten konnten, sahen wir jetzt zwei DDR-Grenzer, die ihre Gewehre geschultert, dicht am Zaun, Streife liefen. Der erste schaute ziemlich stur geradeaus, vielleicht weil er einen anderen hinter sich wusste, der ihn beobachten konnte. Doch der zweite, der seinen Vordermann voll im Blick hatte, legte seine Arme auf den Rücken und winkte uns in einem günstigen Augenblick mit der Hand einen Gruß zu. Sogar mit einem freundlichen Lächeln auf dem uns zugekehrtem Gesicht. Im Nachhinein muss ich gestehen, dass dieses Lächeln das Einzige war, was ich je bei einem Grenzposten oder Vopo im Dienst, mit denen wir vorher und auch später konfrontiert wurden, gesehen habe. Vielleicht ist es mir deshalb so intensiv in Erinnerung geblieben.

Weihnachten

Was keiner von uns erwartet hatte, geschah kurz vor Weihnachten 1959. Es war noch früh am Morgen, ich war gerade dabei unseren Jungen anzuziehen, als Gottfried die Treppe hoch gestürmt kam, mich an den Schultern packte, mit voller Energie auf unseren Holzkasten drückte und dabei ganz aufgeregt sagte. „Ich tue das nur, damit du keinen Schreck bekommst. Sie sind da!“ Der Grund für einen Schreck war mir in dem Moment nicht ganz klar, aber jetzt hatte ich einen „Schock“ wegen Gottfrieds total außergewöhnlichen Verhaltens! Doch da ging auch schon die Küchentür auf, und meine Eltern standen vor uns. Natürlich hatten sie zuerst Gottfried vor der Werkstatt angetroffen, und der war nach der ersten Begrüßung gleich

losgestürmt, um mich „schonend“ auf ihr Kommen vorzubereiten. Und wie ihm das gelungen war!!

Zur Freude vieler, die zu diesem Zeitpunkt immer noch auf ein einheitliches Deutschland hofften, hatten sich die obersten Befehlshaber der DDR entschlossen, wieder Interzonenpässe auszustellen. Uns, die im Westen wohnten, war die Nachricht noch nicht ans Ohr gedrungen. Doch meine Eltern, die diesbezüglich stets auf Draht waren, hatten sofort reagiert und für beide eine Besuchsgenehmigung eingereicht. Nun waren sie hier und konnten Weihnachten wieder mit uns dreien zusammen sein. Der Tannenbaum aus dem Harz war wie in all den vergangenen Jahren schon vorher eingetroffen. Es war ein schönes Weihnachtsfest, auch wenn es fern der Heimat war. Nach zwei Wochen hieß es wieder Abschied nehmen. Schweren Herzens, aber auch erfreut über unser neues Heim und die schöne Stadt, in der wir nun lebten, fuhren sie zurück in den Osten.

Während der Bahnfahrt rekonstruierten sie nochmals alle Eindrücke, die sie während ihres Besuches bei uns aufgenommen hatten. Bei dieser Unterhaltung fragte mein Vater: „Wie war das eigentlich mit all den Namen der Freunde unseres Jungen? Da war der Walter, da war Beppel, der Willy und der Seppel, aber wer war eigentlich der Schuwerl?“ Meine Mutter wusste Bescheid und klärte ihn auf. „Schuwerl ist kein Freund von ihm. Schuwerl heißen dort die Brötchen!“

Das Volksfest

Das Oktoberfest in München kennt jeder. Wer nicht selbst dort gewesen ist, weiß zumindest aus den alljährlichen Fernsehübertragungen darüber Bescheid: In Festzelten feiern fröhlich schunkelnde, singende und sich lauthals lustig unterhaltende Menschen. Fesche Serviererinnen, in ebenfalls fesche Dirndl gekleidet, stemmen Arme voll Bierseidel und zeigen auch sonst noch, was sie zu bieten haben. Außerhalb der Zelte sind Marktbuden, Karussells, Riesenräder, Achter- und Geisterbahnen zu sehen. Dazwischen wimmeln die Menschen, die sich bereits mit einem Lebkuchenherz um den Hals gehängt, Zuckerwatte schleckend, die mitunter schon ihr Gesicht verschmiert hat, fröhlich amüsieren.

In Straubing gab es alle zwei Jahre eine ähnliche Attraktion. Hier nannte es sich Volksfest und war das zweitgrößte nach dem berühmten Oktoberfest in München. Vierzehn Tage lang konnte man sich hier auf das Köstlichste amüsieren. Es war am Anfang dieser lustigen Zeit, als Gottfried

wieder einen Wagen aus Köln holte. Er besuchte wie immer bei diesen Fahrten seine Eltern und brachte diesmal von seiner Kusine die neunjährige Tochter mit zu uns. Na, der konnten wir jetzt etwas bieten! Täglich ging ich nun mit zwei Kindern auf den Platz. Und jedes Mal durften sie sich zwei oder drei der dort gebotenen Attraktionen aussuchen, und mit dem entrichteten Eintrittsgeld, das groß Angekündigte, im Zelt besichtigen. Am Abend, wenn Gottfried uns begleitete, und alles im bunten Licht erstrahlte, war es ein noch größeres Vergnügen.



Zwei Jahre zuvor, als wir noch allein in Straubing wohnten, lernten Gottfried und ich diesen Rummel zum ersten Mal kennen. Auch wir bummelten täglich über den Platz und konnten uns nicht satt sehen. Eines Abends überredeten uns gute Bekannte mit ihnen in ein Festzelt zu gehen. Wunderbar, lustig und anregend war dort die Atmosphäre. Wir hatten einen Platz bekommen, der ziemlich nahe bei der Kapelle war, die so etwa 20 Mann stark im Halbkreis auf einer Bühne saß und ihre Blasmusik lautstark allen Gästen in die Ohren schmetterte. Wollten wir uns unterhalten, war es nur möglich, wenn sie gerade eine Pause einlegten. Aber auch dann konnten wir uns in dem allgemeinen Stimmengewirr nur mit Mühe verständigen.

Trotzdem bekam ich mit - denn darum ging das Thema - dass die Musiker ein recht trinkfreudiges Völkchen waren, die einem Freibier durchaus nichts entgegensezten. Für eine Bierrunde, taten sie so „EINIGES“. Der Spender durfte Wünsche äußern, ja, sogar auf der Bühne als Dirigent fungieren. Ob sie allerdings dann auch nach seinem Takt spielten, das sei dahingestellt. Die Ohren gespitzt saß ich da, um den Sinn all des Gesagten verstehen zu können. Dabei tat ich das, was so viele Frauen tun, wenn sie einen Abend lang nur sitzen müssen und die Füße sich unwohl fühlen, weil es sie an etlichen Stellen kneift und zwickt: Ich schlüpfte aus meinen Schuhen! Als meine Füße sich nach kurzem wieder erholt hatten, und ich wieder zurück in die Schuhe schlüpfen wollte, gab es plötzlich ein Problem! Der rechte Schuh fehlte! Mit kreisenden Bewegungen tastete ich unter dem Tisch nach ihm, aber in meinem näheren Bereich war kein Schuh zu spüren.

Nun tauchte ich mit meinem Kopf unter die Tischplatte ab, aber vergeblich, auch diese Suche brachte keinen Erfolg. Viele Schuhe sah ich da, mit Füßen darin und leerstehende. Aber meiner war nicht dabei. Jetzt schlug ich Alarm in Gottfrieds Richtung. „Mein Schuh ist weg!“ Sofort verschwand auch Gottfrieds Kopf im Untergrund, um eine Minute später ziemlich ratlos wieder aufzutauchen. Da fiel sein Blick zufällig auf die Kapelle. Ja, und was sah er da? Meinen Schuh! Einer der Musiker schwenkte ihn grinsend zu uns herüber. Meine Gefühle waren in diesem Augenblick widersprüchlich. Einerseits war ich froh, dass er also doch nicht verloren gegangen war, andererseits ahnte ich nichts Gutes. Hatte ich doch gerade erst die für uns ruinösen Bedingungen vernommen: Wollte man etwas von den Musikanten, in meinem Fall den Schuh zurück haben, musste man erst eine Maß für jeden spendieren. Eine schöne Bescherung!

Aber eigentlich macht der betreffende Musiker einen sehr vertrauenswürdig Eindruck. Also lief ich, möglichst unbeachtet von all dem Publikum, auf die Bühne, um mir mein Eigentum von ihm abzuholen. Aber denkste! Als ich mit meinen Händen nur noch 10 cm von meinem Schuh entfernt war, beförderte er ihn mit Schwung zu einem seiner Kollegen, der ihn mir seinerseits, ebenso vertrauensvoll entgegen hielt. Aber auch diesmal war ich angeschmiert. Ehe ich ihn fassen konnte, war er schon fünf Meter weiter zu einem weiteren Musiker gewandert, und das Spiel wiederholte sich. So hüpfte ich dann humpelnd (dummer Weise hatte ich den anderen Schuh anbehalten) und halb verzweifelt wie wild von einem Bühnende zum anderen. Immer wieder schnappte ich auch im Flug nach dem Schuh, doch der war stets schneller. Dabei wusste ich, dass es sicherlich Mitmenschen gibt, für die das ein Kinderspiel gewesen wäre. Aber ich war in dieser Beziehung eine totale Niete.

Inzwischen merkte ich auch, dass ich mit meinem Fange-Spiel zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses geworden war. Fast alle Zeltbesucher amüsierten sich bereits über die Szene, die sich da oben auf der Bühne vor ihren Augen abspielte. Auf wessen Kosten dieses Amüsement ging, war mir klar. Mir wurde aber auch klar, dass ich meine Taktik ändern musste, wenn ich endlich Erfolg haben wollte. Statt meinem hin und her fliegendem Schuh weiterhin nachzulaufen, blieb ich also einfach in der Mitte der Bühne stehen. Setzte eine unschlüssige Miene auf und schaute die vor mir sitzenden Musiker prüfend an. Alle saßen sie da mit den fröhlichsten Gesichtern und hatten ihre helle Freude an mir.

Auf einen, der da am lässigsten vor mir saß und aus vollem Herzen lachte, sprang ich blitzartig zu, riss ihm zu seiner völligen Überraschung die Trompete aus der Hand und warf sie Gottfried zu. Der fing sie gekonnt auf und hielt sie nun seinerseits fest in der Hand. Daraufhin konnte ich endlich den Ort meines unfreiwilligen Auftritts verlassen. Nun hatte sich auch das Blatt gewendet. Man lachte jetzt nicht mehr über mich, sondern über die Blaskapelle und deren perplexen Gesichter, die mit dem Verlust der Trompete auch ein Teil ihres Image verloren hatte. Jetzt gab es nur noch eine Parole: „Erst der Schuh und dann die Trompete!“ Es dauerte nicht lange, da kam einer zerknirscht zu uns herunter, überreichte mir meinen Schuh, so dass ich ihn auch fassen konnte und Gottfried übergab ihm, auch erst nach einem kleinen Spielchen, das Instrument. Für die Musikanten war es mittlerweile Zeit, wieder ihrer Pflicht nachzukommen. Sie bliesen in lauten Tönen ihren nächsten Marsch, und ich behielt meine Schuhe eisern an, auch wenn sie mit der Zeit wieder anfangen zu zwicken. Im Verlaufe des Abends wurden mir von der Bühne her immer wieder grinsende Blicke zugeworfen. Ich gab sie freudig zurück, aber ich konnte nicht verhindern, dass sie mit einer dicken Portion Schadenfreude gemischt waren.

Der Umzug

Im Februar 1960 erhielten wir ein Schreiben von einem alten Bekannten meiner Schwiegereltern. Er fragte an, ob Gottfried nicht in einem Fahrzeugwerk in Bückeberg, dem er seit einigen Jahren als Direktor vorstand, eine Stelle annehmen möchte. Für absehbare Zeit sei vorgesehen, eine werkseigene Autoreparaturwerkstatt zu bauen, für die er einen leitenden Meister suche. Er bat Gottfried, diese Aufgabe zu übernehmen. Meine Schwiegereltern, die kürzlich bei ihm und seiner Frau zu Besuch waren, bestärkten ihn in der für uns sehr wichtigen Entscheidung. Außerdem lag der Verdienst dort um einiges höher. Nach allem Für und Wider sowie einer

Besichtigung des neuen Werkes, entschied er sich dafür und trat bald darauf seine neue Stelle an.

Unser Sohn und ich konnten noch für einige Zeit in Straubing bleiben, das wir so lieben gelernt hatten. Das Haus, in dem wir unsere künftige Wohnung beziehen sollten war noch im Bau, und bis zur Fertigstellung würden noch einige Monate vergehen. Unser Sohn war aber im einschulungsfähigen Alter. In Bayern wäre der Schulbeginn erst im Herbst gewesen, in Bückeburg aber schon nach den Osterferien. Die Zeit drängte also. Gottfried suchte sofort nach einer Wohnung, die wir in der Zwischenzeit beziehen konnten. Auch war er es leid, als Strohvitwer allein in einem Zimmer zu wohnen. Nach vier Wochen teilte er mir in einem seiner Briefe mit, dass es ihm noch immer nicht gelungen war, eine Unterkunft für uns zu beschaffen und wir uns sicher noch einige Wochen gedulden müssten. Doch am selben Nachmittag traf ein Telegramm ein mit der Mitteilung: „Habe eine Wohnung - Stopp - bin morgen früh um 6 Uhr mit einem LKW da!“

Nun war es also endgültig! Nachdem ich den ersten Schreck überwunden hatte, hieß es sofort handeln, denn bis zu seiner Ankunft waren es nur noch 18 Stunden. Bis dahin sollten aber unser ganzer Hausrat und die Möbel zum Abtransport bereit sein. So nahm ich unseren Sohn und ging mit ihm zum größten Kaufhaus in der Stadt. Dort arbeitete ein Fahrer, der uns versprochen hatte, die nötigen Kartons zur rechten Zeit zu beschaffen, die nun einmal für jeden Umzug benötigt wurden. Den musste ich finden. Wie es sich herausstellte, war er jedoch auf Tour, und so mussten wir seine Rückkehr abwarten. Kostbare Zeit ging verloren. Auch für ihn wurde die Zeit knapp, um sein Versprechen einzulösen. Doch es war Verlass auf ihn. Etwa zwei Stunden nach unserer Absprache übergab er mir das so wichtige Verpackungsmaterial.

Ich war noch dabei, den Inhalt des letzten Schrankes zu verstauen, da kamen auch schon vier Mann aus Gottfrieds ehemaliger Werkstatt, um den Stuben- und Schlafzimmerschrank auseinander zu nehmen. Nur zwei von ihnen hatte ich um diese Gefälligkeit gebeten, die beiden anderen aber wollten nicht zurückstehen. Doch ach, wie war ich einfältig! In der Überzeugung, dass man nur saubere Gardinen mit in eine neue Wohnung nimmt, habe ich alle unsere Stores in dieser Nacht auch noch gewaschen. Zum Glück wehte ein Wind, und sie wurden trocken. Morgens nach 4 Uhr, ich war gerade dabei, mir allen Stress und Schweiß vom Körper zu waschen, klingelte es an der Tür. Vor mir stand Gottfried mit einem Kollegen und hinter ihnen sah ich den Lastwagen, mit dem sie gekommen waren. Seine erste erstaunte Frage war, warum ich schon auf wäre? Ich klärte ihn auf, dass ich noch gar nicht im Bett

gewesen sei, dafür aber alles abfahrbereit in der Wohnung stünde. Nach einer kurzen, zufriedenstellenden Inspektion seinerseits setzten wir uns zu viert an einen karg gedeckten Tisch. (Das ganze Geschirr war ja schon verpackt) Einen Imbiss gab es noch für jeden, dann legten wir Übermüdeten uns für ein paar Stunden nieder, um neue Energie für das Kommende zu tanken. Unser Sohn lag derweil in seinem Bett, dem einzigen Möbelstück, das noch vollständig in unserer Wohnung stand, und schlief seinen gesunden Kinderschlaf.

Lange Zeit der Ruhe gönnten wir uns nicht. Nach einem knappen Frühstück begannen wir mit dem Beladen des LKW. Alles was wir besaßen, wurde auf dem Lastwagen verstaut. Wieder halfen die Arbeiter aus der Werkstatt, die wie ganz selbstverständlich zur Stelle waren. Zwischen all der Packerei diskutierten Gottfried und ich ganz heftig über ein Thema, über das wir durchaus nicht einer Meinung waren – gelinde ausgedrückt. Es ging um die Frage, wie unser Sohn und ich nach Bückeburg kommen sollten. Für ihn war es ein klarer Fall, dass wir mit dem Zug fahren, denn nur so wäre es für uns bequem. Ich hingegen wollte das Geld für die Bahnfahrt sparen und war der Ansicht, dass wir die Strecke ebenso gut hinten auf dem Laster zurücklegen könnten. Außerdem kämen wir dann gemeinsam an, und ich könnte alles in der Wohnung mit einrichten.

Ein Hurra für mich. Ich hatte gesiegt! So wurde unsere Couch dann an das hintere Ende auf die Pritsche des Lastwagens verfrachtet, damit wir sie gleich beim Aufsteigen erreichen konnten. Uns beiden blieb dann so etwa ein Meter an Platz, auf dem wir die lange Fahrt verbringen konnten. Als sich der LKW in Bewegung setzte, saßen wir erwartungsvoll auf unserem Quadratmeter Sofa. Es schien ein besonderes Abenteuer zu werden, inmitten unseres auf der Ladefläche zusammen gezwängten Besitzes zu thronen und diesen als Hüter zu bewachen. Dunkelheit umschloss uns, nachdem die Plane an den Seiten heruntergelassen und gesichert war. Doch die Fahrt war lang, und wir wurden müde. Also versuchten wir, uns auf dem kurzen, uns verbliebenen Stück Couch mit angezogenen Beinen hinzulegen, um zu schlafen. Wenn nur nicht die gelegentlichen Stukser gewesen wären, die uns hoch fliegen - und meist wieder unsanft auf die Holzlehne niederfallen ließen! Die Polster hatten wir leider aus Platzmangel an anderer Stelle gelagert. Aber irgendwann kamen wir, es war der 4. April 1960, an unserem Ziel an.

Die beiden Fahrer, Gottfried und sein Kollege, waren nicht minder geschafft, als wir mit steifen, strapazierten Knochen von der Ladefläche kletterten. In unserer Kleidung, am ganzen Körper und vor allem in den Haaren konnte man fühlen, was diese Fahrt uns beschert hatte – nämlich eine

ganze Menge Staub und Schmutz. Schlimmer, so meinte ich, konnte eine Safari durch die Sahara auch nicht sein.

Kapitel 7

Bückeberg 1960

In Bückeberg führte uns unser erster Spaziergang zu dem Haus, das sich zwar noch im Bau befand, in dem wir aber die Räume unserer zukünftigen Wohnung schon besichtigen konnten. Vier Zimmer, Küche, Bad. Wir waren sehr zufrieden und freuten uns auf den Tag, an dem wir hier einziehen konnten. Beim ersten Rundgang durch die Stadt waren wir beeindruckt von dem was wir sahen. Wie Straubing ist auch Bückeberg eine recht alte Stadt. Beide besitzen viel Charisma, sind aber doch so verschieden. Die Innenstadt von Straubing wurde von den Kirchtürmen und dem alten Stadtturm geprägt. In Bückeberg war es die imposante Renaissancekirche, die



dem Ort Ehrwürdigkeit verlieh. Ganz nahe bei unserer neuen Wohnung lag das bekannte Schloss der Fürsten von Schaumburg Lippe in einem wunderschönen großen Park, der jedem offen stand, der darin spazieren gehen wollte.

Über die Wege und den Rasen liefen Eichhörnchen, denen man anmerkte, dass sie an Menschen gewöhnt waren. Sie hatten es nicht so eilig wie die in den Harzer Wäldern lebenden. Sie ließen sich mehr Zeit, um nach ihrem Ausflug

zum Boden wieder in das Gezweig der uralten Bäume zu verschwinden. Einen Teich gab es darin, auf dem kleine Wasserhühnchen flink herum schwammen und ein Bach schlängelte sich durch diese Anlage. In seinem klaren Wasser konnten die darin schwimmenden Fische beobachtet werden. All dies Neue gefiel uns sehr. Aber trotz alledem. Unser Junge und ich, wir bekamen Heimweh. Zwar nicht nach Benneckenstein, unserem Heimatort, nein, unser ganzes Weh galt Straubing.

Auch mir zum Trost sagte ich zu ihm: „Schau mal, hier ist es doch auch schön. Allein das große Schloss mit dem schönen Schlossgarten!“ Er nickte daraufhin mit dem Kopf und sagte mit fast kläglicher Stimme. „Ja! Es ist aber nicht der Stadtturm in Straubing!“ - Mit dieser Behauptung hatte er natürlich recht. Trotzdem ging er in den Anlagen gern mit uns spazieren. Oder besser gesagt, er brauste meistens mit seinem Roller die Wege entlang und kurvte um uns herum.

Besonders aber hatten es ihm der Teich und der Bach angetan. So bat er mich eines Tages, ihm doch eine Angel zu machen, er wolle Fischen gehen. Ja, eine Angel!? Gut gesagt aber schwer getan, wenn man nichts zur Hand hat, um dergleichen zu basteln. Aber er bekam das Gewünschte. Auf dem Hof unserer Wirtsleute fand ich eine etwa meterlange dünne Holzlatte. Daran befestigte ich einen Bindfaden und an das andere Ende des Strickes kam ein Haken. Der besaß zwar die Form eines Kleiderhakens, aber immerhin, unser Sohn zog selig damit los.

Doch wie wunderten wir uns, als einige Tage nach seinem Angelausflug ein amtliches Schreiben, ja sogar eine ernstliche Verwarnung von der Schlossverwaltung bei uns ins Haus flatterte. Darin wurden wir als Eltern aufgefordert, unserem Sohn, der unerlaubt im Bach des Schlossgartens einen Hecht und einen Goldfisch geangelt hätte, diese Aktionen künftig strengstens zu verbieten, da sonst mit einer Strafanzeige zu rechnen wäre. Nachdem wir das Schreiben gelesen hatten, stutzten wir erst, dann mussten wir lachen. Wenn dem wirklich so war, dann wäre unser Sohn ja der größte Angler aller Zeiten gewesen, dem es gelungen war mit einem kleinen Kleiderhaken Fische zu fangen. Aber irgend etwas war schon komisch an dieser, fast schon strafrechtlich verfolgten Angelegenheit.

Nun hätten wir es ja auf sich beruhen lassen können, aber wir taten es nicht. Ich nahm, mit dem Schreiben in der Tasche, meinen kleinen Angler samt seiner Rute an die Hand und wir gingen auf das fürstliche Büro der Schlossverwaltung, von dem das Verwarnungsscheiben ausging. Wir trafen dort auf zwei nette ältere Herren, die sich köstlich amüsierten, als sie den Angler mit seiner Angelrute in Augenschein nahmen. Sie meinten: „So in

etwa haben wir uns das auch gedacht. Aber wenn eine Anzeige vorliegt, müssen wir der Sache nachgehen!“ Es stellte sich bald heraus, wie es dazu gekommen war.

Als unser Sohn auf der Brücke des Schlossgrabens stand und den Strick mit dem Haken im Wasser spielen ließ, kamen andere Jungen hinzu, die ihn wegen seiner abartigen Angel auslachten. Doch so etwas lies er sich natürlich nicht bieten, sondern sagte im Brustton der Überzeugung, um seine Ehre zu retten: „Damit habe ich schon einen Karpfen und einen großen Goldfisch gefangen!“ Aber unter den fremden Jungen, die ihn auslachten, befand sich auch der älteste Sohn des Fürsten. Da es um sein und somit fürstliches Eigentum ging, berichtete er ordnungsgemäß an der betreffenden Stelle von dem angeblichen Frevel. Nun könnte ich ja noch hinzufügen: So haben wir uns in Bückeburg als künftige Mitbürger eingeführt. Doch solange wir dort wohnten, ist es bei diesem einen Verweis geblieben.

Unser neues Heim

Eine Woche vor Weihnachten war das Haus endlich fertiggestellt, in dem wir mit noch weiteren fünf Familien, alle Väter arbeiteten in dem gleichen Werk, unseren Einzug halten konnten. Sieben Kinder waren jetzt unter einem Dach, die im Alter gut zusammen passten. Langeweile gab es für sie nicht mehr. Sie waren vollauf damit beschäftigt, zusammen zu spielen, zu toben, sich zu zanken und sich wieder zu vertragen. Das Heimweh nach Straubing war inzwischen verblasst. Die guten Erinnerungen aber blieben.

Vor dem Neubau, in dem wir nun wohnten, führte vom Bürgersteig zur Haustür und an der linken Hausseite entlang ein schöner Plattenweg. Aber alles andere ringsherum, vor und hinter dem Haus, was später Rasen und ein Garten werden sollte, lag noch brach. Im Winter war der Boden etwas gefroren, doch zum Frühjahr wurde er zur schönsten Matschpampe. Wir Erwachsenen mieden diese Stellen. Aber die Kinder wollten ja spielen, und gerade da war es am schönsten. Alle Eltern hatten ihren Nachwuchs bereits mit hohen Gummistiefeln ausgestattet. Doch auch dieses so nützliche Schuhwerk konnte nicht verhindern, dass der eine oder andere plötzlich im Morast stecken blieb und sich nicht aus eigener Kraft daraus befreien konnte. Wenn das geschah, gab es stets ein großes lachendes Geschrei nach Hilfe. Dann opferte sich ein Erwachsener und lief, den dicken Dreck missachtend herbei, um das Opfer zu befreien. Bald brauchten unsere cleveren Kinder die Hilfe der Großen nicht mehr. Sie hatten sich eine etwa zwei Meter lange Latte besorgt. Diese stand nun stets einsatzbereit an der Rückwand des Hauses. War

einer in Not geraten, wurde sie dem um Hilfe Rufenden hingestreckt, um sich daran festzuhalten. Dann zogen sie ihn alle mit gemeinsamen Kräften heraus.

Eines Tages kam ein Schulfreund unseres Jungen zum Spielen. Auch er war mit Gummistiefeln ausgerüstet, kannte die Tücken des Schlammes aber noch nicht und hatte auch keine Ahnung, wie eine Befreiung daraus erfolgte. Auch ihn erwischte es. Wo er eben noch gelaufen war, hielt ihn plötzlich der Schlamm fest. Nach vielen verzweifelten Befreiungsversuchen überkam ihn die Panik, und er fing furchtbar an zu schreien. Noch ehe die anderen ihm die rettende Holzlatte reichen konnten, schlüpfte er aus seinen Stiefeln und lief, als wäre der Teufel hinter ihm her, in Strümpfen, bis zum Bauch mit Schlamm beschmiert, brüllend nach Haus. Mit dieser Reaktion hatte er bei unseren, aus Erfahrung schon klug gewordenen Kindern, für einen besonders heiteren Nachmittag gesorgt. Der Freundschaft tat dies allerdings keinen Abbruch. Er kam wieder, trotz seines Ungemachs. Denn inzwischen hatte man ihn aufgeklärt!

Unsere Gäste

Zwei Menschen gab es, die sich besonders darüber freuten, dass wir nun nicht mehr so weit weg in Bayern wohnten, sondern mehr in ihrer Nähe. Das waren meine Schwiegereltern. Jetzt konnten sie uns des Öfteren besuchen und die Feiertage bei uns verbringen. Oft waren auch über das Wochenende Gottfrieds Bruder und seine Familie bei uns zu Gast. Aber nicht nur sie kamen, sondern auch alle unsere weiteren Verwandten, von Gottfrieds und meiner Seite her, die alle im näheren Raum sesshaft waren. Dann stellten wir mit Erstaunen fest, wieviel alte Freunde und Bekannte von zu Haus ebenfalls in unserer Nähe ihre zweite Heimat gefunden hatten. Diejenigen, welche bereits im Besitz eines Autos waren, kamen damit an den Wochenenden für einen Nachmittag und Abend zu Besuch. Ein Telefon hatten zu der Zeit nur wenige. Wir hatten auch keines, mit dem wir eine Anmeldung hätten entgegen nehmen können. So klingelte es ganz einfach an unserer Tür, und unsere Gäste standen da. Alle waren uns lieb und genehm. Es war eine Freude, sie bei uns zu begrüßen. Wie viele kamen vorbei, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen hatten? Natürlich trafen nicht alle am selben Wochenende ein. Manchmal war es ruhiger, ein anderes mal platzte das Wohnzimmer förmlich aus allen Nähten.

Für mich war es zur Selbstverständlichkeit geworden, dass ich jeden Freitag einen großen Kuchen backte. So war ich immer für den Nachmittagskaffee gerüstet. Mitunter hoffte ich auch auf einen geruhsamen

Samstagnachmittag für Gottfried, dessen Arbeitswoche meist hart war und erst am Mittag endete. Aber wie immer: Es klingelte an der Tür, liebe Gäste standen da und ich musste ihn aus seinem erholsamen Mittagsschlaf wecken. Nach der obligatorischen Kaffeetafel sollte dann auch noch das Abendbrot serviert werden. Und da war ich oft in Verlegenheit, wenn ein paar Familien gleichzeitig unangemeldet in der Tür standen. Mit meinem Wirtschaftsgeld musste ich auch noch immer sehr sparsam umgehen und konnte nicht einfach darauf los kaufen. Wir waren nur drei Personen, aber meistens hatte ich zehn und auch noch mehr Gäste zu bewirten. Manchmal waren wir sogar über 20 Personen.

In dieser Zeit bewiesen unsere Hausbewohner echte Solidarität. Hatte es wieder mal an der Korridortür geklingelt, und ich dachte insgeheim: „Bitte, jetzt nicht noch mehr Besuch!“ - da stand unsere Flurnachbarin mit einem Becher Margarine oder einem Stück Butter in der Hand und fragte, ob ich das brauchen könne. Eine andere Mitbewohnerin kam mit einer Dose Fisch, die sie übrig hatte, die nächste mit einem Stück Wurst, das sie entbehren konnte. Ihnen allen war bekannt, wie es bei uns zuring, und sagten: „Wir haben gesehen, dass wieder ein paar Autos vollgepackt mit Besuch für sie vorgefahren sind!“ Natürlich bekamen sie alle ihre Spenden am nächsten Tag wieder zurück. Aber für mich war es oft eine große Hilfe; alle Läden, in denen man in Notfällen noch etwas kaufen konnte, waren ja über das Wochenende geschlossen. Dabei war ich schon immer darauf bedacht - an unsere Hungerjahre denkend - stets genügend Eier im Haus zu haben. Daraus machte ich zum Abendessen auch wieder mit Mehl, nur entschieden weniger als damals, aber dafür jetzt mit Speck, eine große Pfanne voll Rührei, um alle satt zu bekommen. Im Sommer gab es noch frische Radieschen aus unserem Garten dazu. Jeder langte zu und sagte: „Das schmeckt großartig!“ Na, da war ich aber froh!

Weihnachten 1960

Es war einen Tag vor Heiligabend. Meine Schwiegereltern waren bei uns, als es am Abend noch sehr spät an der Tür klingelte. Ja, und wer stand vor uns? Meine Eltern, denen es gelungen war, kurzfristig Interzonenpässe zu bekommen. Am späteren Nachmittag des vorherigen Tages hatte man ihnen auf dem Rathaus zu ihrer freudigen Überraschung mitgeteilt, dass ihre Ausreise genehmigt worden war. So hatten sie ihre Koffer also nicht umsonst gepackt. Sie nahmen all ihr Gepäck, setzten sich in den nächsten Zug, und nun waren sie da. Zum Glück hatten wir eine große Wohnung und konnten alle unsere Lieben bequem unterbringen. Wie lange war es auch schon her,

seit wir mit unseren beiden Eltern zusammen sein konnten? Zehn turbulente und ereignisreiche Jahre waren seit dem vergangen!

Dieses Wiedersehen mit meinen Eltern sollte aber auch das vorläufig letzte sein. Der Mauerbau am 13. August 1961 in Berlin machte alle Hoffnungen auf eine politische Entspannung zwischen den beiden deutschen Staaten zunichte. In der DDR zerbrach der Traum von mehr Freiheit und Demokratie über Nacht an einer fast unüberwindbar gewordenen Grenze. Obwohl Ulbricht noch vorher verkündete, dass niemand die Absicht habe, eine Mauer zu errichten. Die Bauarbeiter würden auf den Baustellen gebraucht werden. Als wir an jenem Tag im Radio einen Bericht über diese so unglaubliche Maßnahme hörten, von der einen Tag vorher selbst die gewitzten Berliner noch keine Ahnung hatten, schauten wir erst uns und dann unseren Sohn an. Gott sei Dank war der bei uns. Mit Schaudern dachten wir: „Furchtbar, wenn sie das schon früher getan hätten!“

Eine uns gut bekannte Familie, die es genauso wie wir machen wollte, traf es hart. Auch sie ließen ihren kleinen, vierjährigen Sohn bei den Großeltern zurück und zogen mit Handgepäck los. Es sollte auch nur für ein Jahr sein, bis sie eine Grundlage geschaffen hätten. Als er nach vielen Anträgen auf Grund der Familienzusammenführung endlich zu ihnen in den Westen kommen durfte, war er 18 Jahre alt.

Viele Jahre später erzählten uns Verwandte, dass sie an jenem 13. August den Bau der Mauer direkt miterlebt haben. Mit dieser waren auch ihre ganzen Zukunftsträume verbaut. Sie weilten schon seit drei Tagen in Ostberlin und waren täglich zu der im Westen wohnenden Schwester gefahren, um einen Teil ihrer Habseligkeiten bei ihr abzustellen. Als sie schließlich mit den restlichen wenigen Koffern und Taschen endgültig in den Westteil wollten, standen sie plötzlich vor der Mauer, die nun keinen Durchlass mehr gewährte. Verzweifelt mussten sie zurückkehren. Zuhause wieder angekommen, erzählten sie jedem, der sie nach ihrer Abwesenheit fragte, sie wären im Urlaub gewesen. Aber kaum jemanden durften sie berichten, was ihnen wirklich widerfahren war. Im Laufe der Monate schickte ihnen die Schwester alles wieder zurück, was sie so mühselig zu ihr geschafft hatten.

Die Pakete, die von West nach Ost befördert wurden, waren den Empfängern mehr denn je willkommen. Wie man uns berichtete, war die Ernährungslage dort kaum wesentlich besser geworden. Viele der Einwohner in Benneckenstein beklagten sich beispielsweise darüber, dass die Urlauber besonders das Gemüse aufkauften, was für die Anwohner des Ortes bestimmt war. Wenn die Frauen, von denen die meisten berufstätig waren, nach

Feierabend in die Läden kamen, war kaum noch etwas vorhanden. In den anderen Läden soll es nicht viel besser ausgesehen haben. Welche Waren auch immer geliefert wurden, alles kam nur in kleinen Mengen und reichte hinten und vorne nicht aus.

In einem der Briefe berichtete mir meine Mutter von einem Einkaufserlebnis: Ein ganz besonderen Artikel war überraschend in einem der Geschäfte eingetroffen. Wie stets bildete sich auch hier der unausbleibliche Andrang. Die schon anstehenden Frauen wussten bereits, wofür sie ihre Zeit opferten. Andere, die hinzu kamen und sich erkundigten, was es denn hier gebe, wurden rasch aufgeklärt. Handelte es sich um eine ältere Frau, sagte man ihr gleich: „Sie brauchen sich gar nicht erst anzustellen, sie sind schon zu alt dafür!“ Nach der meist irritierten Reaktion „Wieso denn das?“ hieß es dann ergänzend: „Es gibt Lippenstifte, aber nur für das Alter von 20 bis 35 Jahre!“ In Zweifelsfällen wurde der kostbare Kosmetikartikel nach Vorlage des Ausweises ausgegeben. Man wollte doch gewisse sein, dass da keine Frau an ihrem Alter herum mogelte, die womöglich nur aus lauter Eitelkeit, trotz ihrer Jahre, ihre Lippen mit Rot bemalen wollte!

Meine Mutter, die nur ganz, ganz selten irgendwelche Extrawünsche äußerte, bat mich eines Tages, dem nächsten Päckchen doch bitte ein Knäuel weißen Twists mit beizufügen. Seit Monaten sei keiner erhältlich. Sie hatte schon in allen Läden, auch in Nordhausen und Wernigerode danach gefragt. Aber immer vergebens. Ihr letzter Faden von diesem so wichtigen Garn war verbraucht und die zu stopfenden Teile häuften sich bereits. Ich legte nicht nur ein Knäuel, sondern drei in das Päckchen, zusätzlich zum Bohnenkaffee, Vaters Zigarren und dem noch Üblichen, das sie jeden Monat von uns bekamen. In ihrem Antwortschreiben bedankte sie sich dafür und berichtete außerdem, dass einen Tag nach Eintreffen unserer Sendung auch in einem Geschäft der so lange ersehnte Twist eingetroffen war. Diese Episode war typisch für die DDR. Gewohnheitsmäßig ging man durch die Geschäfte, um zu fragen: „Gibt’s was neues, was besonderes? Kommt in den nächsten Tagen Ware, und was könnte das sein?“ Nur leider wussten die Inhaber das meist selber nicht.

Politik im Westen

Ja, und wie stand es mit der Politik im Westen? Hier herrschte die CDU und der Oberhäuptling war Konrad Adenauer. Was wurde hier alles geschafft in den Nachkriegsjahren! Selbst unsere Nachbarländer, die einstigen Gegner, staunten oder beobachteten den Aufbau voller Skepsis. Die Deutschen sind schon wieder so verdammt tüchtig. Die wollen doch wohl nicht etwa wieder einen Krieg vorbereiten? Aber keine Angst! Bisher gab es noch keine Bundeswehr, und Waffen durfte auch keiner besitzen. Außerdem hatten die überlebenden Deutschen vom Krieg die Nase gestrichen voll. Sie genossen die friedliche Ruhe, freuten sich ihres wachsenden Lebensstandards und blickten wieder optimistisch in die Zukunft. Welcher Mythos umgab den ersten Bundeskanzler der Nachkriegszeit nicht nur in West-, sondern auch in Ostdeutschland. Er besaß eine Autorität, die bei allen Führern in der DDR vermisst wurde. Er war es auch, der 1955 nach Russland fuhr, um mit Verteidigungsminister Tschukow über die Heimkehr der noch immer dort festgehaltenen Kriegsgefangenen zu verhandeln. Und er hat es geschafft! Es verging noch einige Zeit, dann trafen die Züge mit den aus Sibirien und anderen Orten im riesigen Russland kommenden ausgemergelten Gestalten ein. Lange dauerte es noch, bis die Letzten eintrafen. Aber sie kamen! Bis auf die Tausende, die zwar den Krieg, aber nicht die harten Jahre der Gefangenschaft überlebt hatten.

Die freie Marktwirtschaft, die im Westen Deutschlands betrieben wurde, hatte sich auf das Beste bewährt. Jeder, der ein cleverer Geschäftsmann war, suchte die Marktlücken heraus. - Aber was heißt Marktlücken? Die Lücken waren zu der Zeit größer als der Markt. Man versuchte diese zu schließen und baute darauf ein Geschäft auf. Jene, die diese Wirtschaft mit Verstand und Wissen vorantrieben, waren der damalige Wirtschaftsminister Ludwig Ehrhard mit seinen Beratern. Allerdings, so ganz aus dem Nichts war auch nichts zu schaffen. Der Marshal-Plan wurde ausgearbeitet. Die Hilfe für den Aufbau, den dieser beinhaltete, wurde erst nach Zögern von der französischen Besatzungsmacht angenommen, aber sie schlossen sich den zwei anderen Westmächten, den Amerikanern und Briten am Ende doch an. Nur Stalin lehnte diesen Plan für die sowjetisch besetzte Zone strikt ab.

Mit dieser Hilfe begann in Westdeutschland der Aufbau. Alle packten zu, es wurde wieder Geld verdient und die Wirtschaft begann zu florieren. Das Wichtigste daran aber war, dass man für dieses Geld auch wieder gute Ware bekam. Dem Volk ging es im Laufe der Zeit immer besser. Keiner brauchte mehr zu hungern und in zu dünner, meist schon geflickter Kleidung,

oder mit abgelatschten Schuhen durch die Gegend laufen. Bei weitem konnten nicht alle Bürger von den bald übergroßen Warenangeboten profitieren. Doch gab es genügend gute Ware, die so preisgünstig war, dass es fast jedem möglich war, das Nötigste neu anzuschaffen. Es brauchte ja nicht alles auf einmal sein. Man war ja nach all den Kriegs- und Hungerjahren auch nicht anspruchsvoll. Aber die Gewissheit war vorhanden, dass es alles zu kaufen gab, was man benötigte und sich leisten konnte. Welch ein großartiges Gefühl für ein Volk, das am Boden lag, zerlumpt herum lief, nichts mehr zu essen hatte und in den Städten zum Teil nur in Trümmern und Notunterkünften leben musste. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung stieg auch der Lebensmut all derer, die hauptsächlich Not und Verzweiflung kannten. Im Nachhinein gesehen steht für mich fest, dass auch hier im Westen die Politik nicht ohne Fehl und Tadel geführt wurde. Doch wer scherte sich damals groß um die Art und Weise, wie regiert wurde. Viele waren gebrannte Kinder aus Hitlers Zeiten. Sie wollten jeder Politik, aller Parteien und Verantwortung fern bleiben. Sie waren froh, dass es bergauf ging. Sogar so steil, dass man nur noch von einem Wirtschaftswunder sprach. War das nicht mehr, als man jemals erwartet hätte? Welch ein Gegensatz zum Osten Deutschlands, aus dem so viele Menschen die Flucht ergriffen, um dem Sozialismus zu entkommen. Da durften doch alle im Westen lebenden nur froh und zufrieden sein und die Regierung das tun lassen, was sie für richtig hielt.

Reduzierung der Freiheit

Die Bevölkerung im Osten Deutschlands hatte sich an die Sperrgebiete im Laufe der Jahre relativ gewöhnt. Da verkündete im Jahr 1961 der Ministerrat der DDR eine neue Verordnung. Den Sperrzonen-Bewohnern wurde darin verboten, andere in einem Sperrgebiet liegende Orte zu betreten, wenn diese außerhalb des eigenen Kreises lagen. Also noch eine Einschränkung mehr! Auf Grund dieser Verfügung schaute man sich wieder mit langen Gesichtern an. So konnte also zum Beispiel kein Benneckensteiner mehr schnell mal in die Nachbarorte nach Rothesütte, Ellrich oder Sülzhayn. Dies brachte für etliche Einwohner wieder neue Probleme. Denn viele hatten ja auch dort ihre nächsten Verwandten. Von einem ganz besonderen Fall berichtete mir meine Mutter. Ich schreibe es einmal wieder so auf, wie ich es einst verfasst habe:

Humor ist wenn man trotzdem lacht!

*Wer hätte jemals doch gedacht,
dass man unseren schönen Wald
einmal zur Schneiderwerkstatt macht?*

*Wie so etwas geschehen kann?
Nun, hört Euch die Geschichte an.*

*Gustav Röhse vom Mühlengraben
wollte einen neuen Anzug haben.
Er kaufte Stoff und fuhr kurz darauf
zu Schneider Otte nach Rothesütte raus.
Dieser nahm Maß, und ließ dann sagen:
„Anprobier`n in 14 Tagen!“*

*Dies ging alles klar, ganz ohne Hehl.
Da kam von oben ein neuer Befehl:
Keiner darf mehr seinen Kreis verlassen!“
Für uns hier war das kaum zu fassen.
Der Anzug war dort und Gustav war hier
und keiner durfte ins and`re Revier.
Die Grenze, sie war nicht zu passieren,
wie soll er da nun anprobieren?*

*Behörden wurden einbezogen
um eine Genehmigung zu holen.*

*Hier hat man das zur Kenntnis genommen,
doch einen Passierschein hat er nicht bekommen.*

*Auch höhere Instanzen wurden einbezogen,
aber keine von denen war ihm gewogen.*

*Doch wie es nun mal kommen muss,
kam es auch hier zu einem guten Schluss.*

*Man verständigte sich per Telefon bald,
dass man sich treffen will im Wald.
Wo die Kreise enden und beginnen,
wollte man sich zusammen finden.*

So hat sich dann jeder auf den Weg gemacht.

*Der Meister hat den Anzug mitgebracht,
noch Nadel, Faden und Fingerhut auch.*

Alles was ein Schneider so braucht.

*Doch sie kamen nicht allein, man glaubte gar,
„der große Plan stand in Gefahr“*

*Zwei Vopos wurden ihnen mitgegeben,
zu diesem heiklen Unternehmen.*

*Die schauten kritisch mit patriotischen Blicken,
ob der Anzug auch tat richtig sitzen.*

Wurde auch ein Spiegel mitgeschleppt?

Das stand amtlich noch nicht fest.

Doch so kann es einem ehrbaren Bürger ergehen,

dass er im Wald muss in Unterhosen stehen.

Dies geschah im Oktober 1961.

Findet Ihr diese Geschichte nicht prächtig?

In einem ihrer Briefe berichteten meiner Eltern, dass sie sich einen Fernsehapparat bestellt hatten. Wann der allerdings geliefert wurde, das stand noch in den Sternen, beziehungsweise auf einer langen Liste, die im Schaufenster des Geschäftes von Karl Liebetruth ausgestellt war. Man kann es kaum glauben. Aber darauf waren tatsächlich alle schön der Reihe nach namentlich aufgeführt, die eine Bestellung für so einen Apparat aufgegeben hatten. Waren dann ein oder zwei von den so begehrten Wohlstandskisten eingetroffen, konnten die obersten Namen gestrichen werden. Alle im Ort, welche die Auslieferungen verfolgten, wussten nun auch: Aha, diese und jene Familien können jetzt in ihrem eigenen Wohnzimmer fernsehen!

Eines Tages waren auch meine Eltern an der Reihe. Es hatte sehr lange gedauert, wohl über ein Jahr. Die Liste im Schaufenster wurde aber nicht kleiner. Viele Familien wollten und konnten sich jetzt finanziell diesen Luxus leisten. Wer das Geld für die Anschaffung aufbringen konnte, hatte aber auch mindestens ebenso viel Geduld aufzubringen. Es konnte mitunter Jahre dauern, bis es hieß: Ihr Fernseher ist eingetroffen! Manchen Neubesitzern war es durchaus unangenehm, dass jeder im Ort aufgrund der Liste bestens darüber informiert war, wer aktuell in den Besitz eines solchen Apparates gekommen war. Denn wer die Abende gern allein im Familienkreis verbringen wollte, für den hatten diese trauten Stunden ein jähes Ende gefunden. Jetzt standen immer Nachbarn vor der Tür, die den Fernsehabend mit ihnen verbringen wollten.

Die erste Fahrt nach Hause

Es war am 13. Januar 1964, als wir am Abend die Nachricht erhielten, dass mein Schwiegervater, der 78-jährig zusammen mit seinem ältesten Sohn noch einmal einen Betrieb in Duisburg aufgebaut hatte, im Alter von 83 Jahren ganz plötzlich verstorben war. Vier Tage verbrachte er im Bett. Den Arzt, den meine Schwiegermutter kommen ließ, hatte er mit dem Satz: „Sie glauben doch nicht, dass ich mich hier von ihnen vergiften lasse!“ praktisch rausgeschmissen, als der ihm eine Spritze für sein Herz geben wollte. Der

gute Doktor hat sich dann auch ziemlich düpiert von meiner Schwiegermutter mit den Worten verabschiedet. „Rufen sie mich bitte nur im größten Notfall wieder!“

Mein Schwiegervater hatte sich schon in Benneckenstein geweigert, als ihm mit 69 Jahren der erste und einzige Backenzahn gezogen wurde, den vorher durch eine Spritze betäuben zu lassen. Nein, der wurde so raus gerissen! An dem Abend des 13. Januar sagte er zu seinem Sohn Heinz, der an seinem Bett saß: „Morgen komme ich wieder zur Arbeit!“ Doch der war noch nicht wieder zu Haus angekommen, als mein Schwiegervater nach seinem arbeitsreichen Leben die Augen für immer geschlossen hatte. Im Nachhinein fiel uns auf, dass er sich, seitdem er mit einem guten Bekannten aus der Heimat gemeinsam nach Hohegeiß gefahren war, verändert hatte. Dieser Bekannte erzählte uns später, meinem Schwiegervater habe es sehr hart getroffen, als sie gemeinsam an jener Anhöhe in Hohegeiß auf Benneckenstein blickten, sein Haus aus der Ferne zu sehen.

Dieser so plötzliche Tod gab mir sehr zu denken. Ich hatte ja in der Ostzone noch meine Eltern, die es genauso treffen könnte. Für sie war es aufgrund der neuerlichen Reisebeschränkungen wieder unmöglich geworden, uns zu besuchen. Dreieinhalb Jahre waren seit ihrem letzten Besuch bei uns vergangen. Für mich bestand jetzt aber die Möglichkeit, falls mein Antrag - eingereicht durch meine Eltern - genehmigt wurde, mit unserem Sohn zu ihnen zu fahren. Das heißt, nicht direkt zu ihnen, da Benneckenstein für alle Westdeutschen völlig tabu war. Aber nach Trautenstein konnten wir fahren. So nahm ich dann eines Tages, nachdem ich die Scheine per Post erhalten hatte, unseren Jungen an die Hand. Gottfried brachte uns zum Bahnhof und wir fuhren ab in Richtung Osten. So sehr ich mich auch freute, meine Eltern, die Heimat, alle meine lieben Verwandten und Freunde wiederzusehen, muss ich gestehen, so sehr plagten mich vor Antritt dieser Reise des Nachts die Alpträume. Am hellen Tag sah dann alles wieder freundlicher aus. Meine Mutter hatte ebenfalls eine Einreisegenehmigung für Gottfried beantragt, der hatte aber nicht die Absicht, mitzufahren. Egal, es wurde sowieso abgelehnt. Auf ihre Frage, mit welcher Begründung, wurde ihr erklärt, das läge an seiner Vergangenheit. So fuhren wir beide, unser Junge und ich, nun mit sehr gemischten Gefühlen zum ersten Mal wieder in die DDR. Nur bis Magdeburg brauchten wir mit dem Zug fahren. Dort nahmen uns meine Eltern auf dem Bahnhof in Empfang, und mit ihnen unser Neffe Dietfried, der Sohn von Gottfrieds Schwester Ruth, der uns mit seinem Auto alle gemeinsam nach Trautenstein fuhr, wo auch meine Eltern während der Dauer unseres Aufenthaltes blieben.

Wieder in der Heimat

Da standen wir dann vor dem Haus meiner Großeltern, und alles war fast wie früher. Meine Tanten, Onkel, Christine und Jürgen stürzten zur Begrüßung auf uns zu. Nur, außer meinem Opa, fehlte jetzt auch meine Oma! Nachdem der erste Trubel vorüber war, lief ich so wie früher auf den Hof und in den Stall. Als ich die Tür geöffnet hatte, konnte ich nur noch in Gedanken die Namen der Kühe nennen, die einst hier drin gestanden hatten, denn er war leer! 1961 wurden in der DDR die LPG's (Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaft) gegründet. Jeder private Landbesitz und Viehbestand wurde von diesen übernommen und den staatlichen Domänen hinzugefügt, um die gesamte Landwirtschaft im Großen zu betreiben. Außerdem waren im Hochharz sogenannte Trinkwasserschutzgebiete eingerichtet worden, die strenge Bestimmungen hinsichtlich des Abwassers zur Folge hatten. Die kleinen bäuerlichen Betriebe haben somit nach und nach aufgegeben.

Mein nächster Weg führte mich auf den Heuboden, aber auch hier gähnende Leere. Vorbei war die Zeit, als er randvoll mit Heu gefüllt war und wir Kinder, später auch unser Junge mit Christine und Jürgen, hier oben herum getollt sind. Was an Altem und mir so lieb Vertrautem unverändert geblieben war, das war der Garten. Hier konnte ich wieder unter der Birke stehen, auch wenn die Osterglocken inzwischen längst verblüht waren, und konnte meine Blicke wie früher über das Dorf schweifen lassen. Ein Spaziergang führte uns danach in Richtung Benneckenstein. Aber gleich hinter dem Dorf, am „Stein“, dort wo die Straße sich nach Tanne und Benneckenstein gabelt, verwehrte ein von Grenzern bewachter Schlagbaum das Weitergehen. Damit war für mich der Weg zu Ende.

Während meines 14-tägigen Aufenthaltes in Trautenstein schrieb ich fast täglich einen Brief oder auch nur eine Karte an Gottfried. Nichts wesentliches stand darin, meist nur kurze Beschreibungen von dem, was wir unternommen hatten und Grüße von Freunden und Bekannten aus Benneckenstein, die uns alle besucht hatten. Ich war ganz gerührt, wie viele es waren, die den Weg nicht scheuten, oder ihr Auto bei einer Vorbeifahrt anhielten, nur um uns einmal kurz wiederzusehen. In diesen zwei Wochen besprach ich zum ersten Mal mit meinen Eltern das Thema, ob sie nicht für immer zu uns kommen wollten. Zur Zeit wurden zwar keine Interzonenpässe für Reisen in den Westen ausgestellt, Rentner konnten aber eine Ausreisegenehmigung beantragen. Sie durften sogar ihre Möbel mitnehmen. Ja, und je mehr Rentner ausreisten, um so mehr konnte ja an Altersversorgung eingespart werden! Meine Eltern zögerten. Sie konnten sich noch nicht für diesen so gravierenden Schritt entscheiden. Da war ja noch das Haus, was sie

einst erbaut hatten und noch so einiges, was sie nicht einfach aufgeben wollten. So stand also noch alles offen, als ich mit unserem Sohn wieder in Bückeberg angekommen war.

Die Entscheidung

Dann wurde es Weihnachten. Meine Schwiegermutter war schon da, als ein Telegramm von meinen Eltern eintraf, in dem sie uns mitteilten, dass sie uns besuchen kommen. Es gab also mal wieder Interzonenpässe. Während dieses Aufenthaltes beschlossen wir endgültig, dass sie zu uns übersiedeln. Sie wollten die Genehmigung dafür beantragen, und wir wollten uns in der Zwischenzeit bemühen, eine Wohnung für sie zu bekommen. Ihre Entscheidung wurde maßgeblich von der Tatsache beeinflusst, dass ich, ganz gleich ob sie in der DDR blieben oder nicht, unser Haus sowieso nicht erben könne. Sie hatten sich erkundigt, und man hatte ihnen gesagt, dass ich in der DDR als Republikflüchtige in den Akten geführt werde. Damit waren also ihre letzten Zweifel ausgeräumt. Nach ihrer Rückkehr reichten sie einen „Antrag“ ein, für die „Genehmigung“ eines „Antrages“ auf eine „Ausreise“. Danach hieß es: Warten! Die Behörden ließen sich Zeit.

Ein älteres Ehepaar, das ebenfalls zu ihrem Sohn in den Westen übersiedeln wollte, hatte bereits alle Papiere hierfür erhalten. Es bat meine Mutter, da sie von deren Ausreiseabsichten gehört hatten, ihnen doch beim einpacken ihrer Sachen behilflich zu sein. Meine Mutter sagte ihre Hilfe zu und stellte dann fest, dass es ein sehr schwieriges Unterfangen war. Seit Jahren hatte man in diesem Haushalt alles - und das Meiste war unnützes Zeug - gesammelt. Sie wollten sich aber auf keinem Fall von irgend etwas trennen und hätten auch am liebsten noch das alte Gerümpel vom obersten Boden mitgenommen.

Nur auf gutes Zureden meiner Mutter und der anderen Helferinnen gelang es ihnen, den alten Herrschaften begreiflich zu machen, dass ihnen doch nur im beschränkten Maße Kisten und Platz für diesen besonderen Umzug zur Verfügung stünden. Bei vielen Sachen gaben sie schweren Herzens nach. Aber in einem Fall, es ging um ihr Radio, da war nichts zu machen. Da blieben sie hart. Das Gerät war schon so uralt, dass aus dem Lautsprecher meist nur ein Schnarren und Piepsen drang. Die Helferinnen sagten zu ihr: „Frau Maier, lassen sie das doch hier. Im Westen können sie sich einen schönen neuen Apparat kaufen!“ Doch Frau Maier war entsetzt über diese Zumutung. Sie sagte: „Um Gottes Willen. Die neumodischen

Dinger bringen doch immer nur so einen scheußlichen Jazz. Und dieser spielt immer noch die schönen alten Melodien!“

Der Umzug von Ost nach West

Nach einigen Wochen erhielten meine Eltern den schriftlichen Bescheid (natürlich erst nach ausführlichen Befragungen, warum - weshalb - wieso sie die DDR verlassen wollen), der ihnen erlaubte, den Antrag für eine Ausreise einzureichen. Als dies geschehen war, hieß es erneut: Warten. Als acht Monate vergangen waren, wurden sie zum Rathaus bestellt, und sie durften endlich ihre Papiere in Empfang nehmen. Während vorher soviel Zeit im Ungewissen vergangen war, stand jetzt nur noch eine kurze Frist bis zur Ausreise zur Verfügung!

Zuerst galt es aber noch, alle gestellten Auflagen zu erfüllen. Jedes Stück im Haushalt, das mit in den Westen genommen werden sollte, vom kleinen Löffel, über Hand- und Taschentücher, bis zu den einzelnen Möbelstücken, musste in siebenfacher Ausführung in Listen aufgeführt und zur Genehmigung eingereicht werden. Damals gab es noch keine Computer oder Kopierer. Somit opferte sich meine Freundin und schrieb von der handgeschriebenen, mehrere Blätter füllenden Liste, alles mit der Schreibmaschine ab. Mehr als zwei Durchschläge konnte sie nicht anfertigen, denn dann streikte ihre Maschine. In der Werkstatt stand mein Vater, der die stabilen Holzkisten anfertigte, in denen der Hausrat verstaut werden sollte. War eine fertig, wurde sie vollgepackt. Der Inhalt jeder Kiste musste mit den in doppelter Ausführung beigelegten Listen übereinstimmen. Ja, was wäre wohl geschehen, wenn bei einer Stichprobe statt sechs angegebenen Gabeln, nur fünf darin gewesen wären?

Aber bei meinen Eltern wurde alles noch viel komplizierter. Vater hatte nicht nur aus dem Grund stabile Holzkisten verwendet, damit alles wohlbehalten am Ziel ankommt, sondern er verfolgte da noch zwei andere Absichten. Einmal ergaben diese Kisten, waren sie wieder demontiert, gutes Brennmaterial für den Ofen. Der zweite und wichtigere Grund aber war, er wollte seine Briefmarkensammlung mit „rüber“ retten. Offiziell war das streng verboten. Sie stand deshalb auch auf keinem der Inhaltsverzeichnisse. Doch mein Vater hatte sich eine für die damalige Zeit raffinierte Methode ausgedacht. Er verwendete für die Kisten möglichst starke Bretter und ließ in jedes einzelne von einem Freund Nuten hinein fräsen. Damit allein war es aber auch noch nicht getan. Jetzt musste er noch die ganzen Briefmarken aus seinen Alben nehmen, sie sorgfältig nebeneinander, einzeln in Papier

einschlagen, in den Nuten verstauen. Dann konnte das nächste Brett mit der gleichen Prozedur darauf gesetzt werden. Und seine Sammlung war umfangreich!

So kam es oft genug vor, dass meine Mutter in die Werkstatt lief, meinem Vater vorwurfsvoll zurief: „Wo bleibt die nächste Kiste? Ich weiß nicht mehr, wohin ich noch alles stellen soll. Wir haben doch nur noch so wenig Zeit!“ Aber was half es, sie musste ihre Ungeduld zügeln, bis Vater die letzte Reihe voll Briefmarken in den Nuten verstaut und das Abschlussbrett aufgenagelt hatte. Erst dann war die Kiste fertig und für Mutter zum Packen bereit. In dieser so hektischen Zeit trafen aber auch immer wieder neue Schreiben mit Formularen ein, die für eine Ausreise wichtig erschienen. Wir haben zwar in unserem Ort ein großes und sehr schönes Rathaus, in dem man Diesbezügliches normalerweise hätte erledigen können, aber in diesem Falle mussten alle Dokumente über die gewichtigen Schreibtische des „Rat des Kreises“ gehen. Der aber war nur in Wernigerode zu erreichen. Also musste immer wieder zwischen Kistenbau, Nuten fräsen, Hausrat verstauen, Briefmarken einsortieren (keine durften beschädigt werden) und Inventarlisten anfertigen, zusätzlich noch Zeit für die Fahrten in die Kreisstadt gefunden werden. Für jede brauchte man einen ganzen Tag.

Kein Wunder, dass meine Eltern nach all der Hektik total erschöpft am Abend des 23. September 1965 auf dem Bahnhof in Bückeberg eintrafen. Alle Brücken hatten sie nun hinter sich abgebrochen. Sie mussten vieles zurück lassen, was ihnen wert und teuer war und kamen trotz alledem froh und erleichtert bei uns an. In dieser Nacht schliefen sie bei uns und am nächsten Morgen ging wir mit ihnen in ihre Wohnung, die sie ja noch nicht kannten. Hier hatten wir noch eine Überraschung für sie bereit. Keiner von uns hatte ihnen verraten, dass der Waggon mit ihren Möbeln und Hausrat bereits einen Tag vor ihnen eingetroffen war. In aller Frühe war er auf dem Bahnhof in Bückeberg eingerollt. Die Aufforderung zur Entladung kam umgehend, und nachdem auch hier der Papierkrieg mit dem Zollamt erfolgreich beendet war, konnte ein LKW alles zur neuen Wohnung schaffen. So kam es, dass meine Eltern, bei der Besichtigung ihre neuen Wohnstätte schon alle ihre Möbel an Ort und Stelle vorfanden. Nur die Kisten warteten noch auf ihre Leerung. Im Gegensatz zum Verpacken war das jetzt aber ein Kinderspiel. Keine Aufregung, keine Hektik. Hier drängte kein Termin. Als alles an Ort und Stelle stand, ging mein Vater voller Eifer in den Keller, wo die leeren Kisten gestapelt waren. Von denen montierte er nun vorsichtig die Bretter ab und entnahm den Nuten noch sorgfältiger seine philatelistischen Kostbarkeiten. Die Freude über jeden Streifen der eingeschlagenen Briefmarken war groß. Aber noch mehr freute er sich darüber, dass es ihm gelungen war, der DDR

ein Schnippchen zu schlagen. Dann wurden die Bretter zersägt und gehackt. Während die ersten Stücke schon für eine warme Stube sorgten, hatte er noch lange zu tun, um alle Marken wieder fein säuberlich in die Fächer der Alben einzustecken.

In meinem Elternhaus blieben die Mieter, die bereits nach unserer damaligen Abreise die verlassene Wohnung übernommen hatten. Sie richteten sich in der unteren Etage ein, die obere bezog ihre Mutter. Die Mieteinnahmen kamen, so wie alle Ersparnisse, auf ein Sperrkonto. Geld mitzunehmen, oder es auf ein Konto im Westen zu überweisen, war verboten. So kam es uns gelegen, als ein alter Bekannter, dem es finanziell sehr gut ging, uns schon einige Monate vor dem Umzug fragte, ob meine Eltern seiner in der DDR lebenden Schwester wohl 2000 Mark Ost übergeben könnten. Er wolle diesen Betrag, natürlich zum Kurswert, meinen Eltern in DM West zurückzahlen. Meine Eltern machten sich sofort auf den Weg, um diesen Auftrag zu erfüllen. Ihnen war das Tauschgeschäft sogar mehr als recht. Denn nun wussten sie, dass sie bei ihrer Ankunft im Westen nicht ganz bargeldlos dastehen würden.

Aber nicht alle Menschen sind gleich, und so sind auch die Gewissen der einzelnen sehr unterschiedlich. Meine Eltern waren schon vier Wochen in Bückeberg, aber der reiche Bekannte war immer noch nicht seiner Verpflichtung nachgekommen. Zu Gottfried sagte er: „Ach, das mit dem Geld muss ich ja noch mit ihren Schwiegereltern regeln. Ich melde mich bei ihnen!“ Na gut, nun wussten wir zumindest, dass er die 2000 Mark nicht vergessen hatte. Etwa drei Wochen darauf sagte er dasselbe, und später noch einmal. Und wieder verstrich die Zeit.

Doch eines Tages hatte er es plötzlich ganz eilig, seine Schuld zu tilgen. Noch am gleichen Tag sollten wir zu ihm kommen, seine Frau lud uns zum Kaffee ein. Das war nichts Ungewöhnliches, denn wir hatten uns schon mehrere Male gegenseitig zum Kaffee besucht. So ging ich dann am Nachmittag mit meinen Eltern zu ihnen. Wir waren froh, dass diese Angelegenheit nun endlich geregelt werden sollte. Wir wurden in das Arbeitszimmer geführt, wo der Mann, der so großzügig seine ärmere Schwester bedacht hatte, von einer großen Tageszeitung verdeckt an seinem Schreibtisch saß. Dafür konnten wir ihn aber an der Wand dahinter, auf einem großen Porträt in Lebensgröße bewundern. Ernst sah er darauf zu uns hernieder. Als wir näher getreten waren, legte er die Zeitung gar nicht erst zur Seite, sondern wies mit dem Zeigefinger auf eine ganz bestimmte Stelle und sagte: „Das tut mir nun wirklich leid! Aber sehen sie selbst. Die Ostmark hat heute den niedrigsten Kurs seit langer Zeit. Da kann ich ihnen natürlich auch

nicht mehr auszahlen als hier angegeben ist!“ - So ein Filou! Da hatte er während der ganzen Zeit wie eine Spinne im Netz, die auf Beute wartet, die Kursentwicklung der Ostmark studiert. Als der dann endlich so tief wie selten stand, schlug er zu. Und hat vor lauter falschem Mitgefühl, dass meine Eltern „ausgerechnet so einen schlechten Tag erwischt hätten“, fast die Hände gerungen.

Die Veränderung

Die Besuche an den Wochenenden rissen nicht ab. Jetzt nahmen sie sogar noch zu. Denn da waren ja auch noch alte Bekannte meiner Eltern, die diese begrüßen wollten. Doch ganz gleich, ob sie zuerst zu ihnen gingen, oder gleich zu uns kamen, am Ende saßen alle an unserem Kaffeetisch und blieben bis in den Abend hinein. Von einer freien Wochenendgestaltung konnte bei uns schon lange nicht mehr die Rede sein. Unser Wohnzimmer avancierte zu einem beliebten Treffpunkt der verschiedensten Bekanntenkreise. Schön war es, trotz all dem Trubel, mit unseren Verwandten und alten Freunden aus der Heimat gemütliche und lustige Stunden zu verbringen. Sie waren es, die ohne unser Wissen, unsere Wochenenden programmierten. Ein Schulfreund von Gottfried, der mit Schwester und Vater, einem meiner alten Lehrer, zusammen in Hildesheim lebte, erzählte uns: „Wenn ich meinen Vater frage, was wir am Wochenende machen wollen, dann sagt er immer: Ach, da fahren wir nach Bückeberg. Bei Gottfried und Christa ist es immer so gemütlich!“

An einem Sonntag begaben sich zwei mit Gästen beladenen Autos, einige Zeit nachdem wir Kaffee getrunken, Kuchen gegessen und noch gemütlich zusammen gesessen hatten, wieder auf die Heimfahrt. Wir winkten ihnen zum Abschied hinterher. Sie waren noch nicht aus unserem Blickwinkel verschwunden, als von der anderen Seite ein Wagen angefahren kam, dessen Insassen ebenfalls tüchtig winkten. So drehten wir uns also um, und wedelten weiter mit den Armen, den vier Ankommenden entgegen. Ich gestehen jedoch, es war weniger enthusiastisch. Aber vielleicht waren unsere Arme auch schon ein wenig lahm geworden. Als wir mit ihnen in der Wohnung waren, alle ihren Platz gefunden hatten und ich in die Küche ging, es musste ja wieder neuer Proviant aufgetischt werden, sah ich freudig und erstaunt, wie unser Sohn sich dort betätigte. Ich sagte: „Was, du wäscht das Geschirr ab!?“ Darauf antwortete er: „Ich habe doch schon gesehen, was wieder los ist!“

Einmal fragte ein Freund, der uns sehr oft mit seiner Familie besuchte: „Warum habt ihr eigentlich noch kein Auto? Gerade du Gottfried, du bist doch praktisch darin groß geworden!“ Gottfried entgegnete: „Selbst wenn wir den

Kaufpreis bezahlen könnten, ein Auto kostet Unterhalt, und wenn man es nutzen will, auch Benzin. Das zusammen wäre für uns momentan noch eine zu große Belastung!“ Darauf winkte unser Freund nur ab und gab uns einen ganz besonderen Tipp! Er sagte: „Das ist alles gar kein Problem. Wir machen das immer so: Wenn wir wegfahren, suchen wir Bekannte und Freunde auf, trinken dort Kaffee und essen dort Abendbrot. Dann haben wir die Benzinkosten wieder raus!“ Hoppla. Die letzten Worte kamen bei ihm etwas verlegen heraus. Bei seinem Enthusiasmus hatte er nicht bedacht, wie oft sie auch bei uns zum Kaffee und Abendessen waren. Aber was sollte es, wir blieben trotzdem gute Freunde.

Kapitel 8

Rheinfelden 1966

Ein Jahr, nachdem meine Eltern in den Westen übergesiedelt waren, war die Reparaturwerkstatt, die Gottfried übernehmen sollte, immer noch ein Phantasiegebilde. Da es ihn aber drängte, wieder in seinem Beruf zu arbeiten, studierte er die Fachzeitungen ganz intensiv. Als er eine Anzeige darin fand, die ihn sehr interessierte, schickte er ein Bewerbungsschreiben an die Adresse. Mit Erfolg! Also stand erneut ein Ortswechsel vor der Tür. Heute weiß ich, dass unser Entschluss, in dem Werk in Bückeburg auszusteigen, richtig war, denn zwei Jahre später hörte das Werk auf zu produzieren und wurde geschlossen. Wir waren froh, dass Gottfried seinen Entschluss zum richtigen Zeitpunkt gefasst hatte. Sicher wäre unser Leben sonst ganz anders verlaufen. Ob besser oder schlechter? Wer weiß es. Heute sind wir zufrieden, dass es so gekommen ist und nicht anders.

Im August trat Gottfried seine neue Stelle in Rheinfelden an. Wir, unser Junge und ich, mussten wieder am Ort bleiben, bis das Haus, es lag gegenüber seiner neuen Arbeitsstelle, fertiggestellt war. Drei Monate sollte es noch dauern. Es war ein Hochhaus und wir sollten darin eine Wohnung im sechsten Stock beziehen. Alle vier Wochen kam Gottfried uns über das Wochenende besuchen. In der Zwischenzeit verständigten wir uns über Briefe, die wir uns täglich zuschickten. Somit waren wir beide immer auf dem neuesten Stand der Dinge. Gottfried wusste, was wir so trieben, und wir erfuhren von seinen Erlebnissen allein in der Fremde. Auch davon, wie weit der Bau vorangeschritten war.

Ab November unterrichtete er uns täglich von seinen Arbeiten, die er schon in der Wohnung verrichten konnte: Dreck wegräumen oder auch die Fenster schließen, wenn die Arbeiter dieses am Abend vergessen hatten und starker Wind aufkam. Als sehr gewissenhafter Mensch schloss er auch die in den anderen Wohnungen. Ab Mitte Dezember standen Berichte über Fensterputzen und Badewanne scheuern in seinen Briefen. Dann hatte er schon die ganzen Kalk- und Farbspritzer vom Fußboden entfernt und wartete nur noch auf die Maler, die in den Räumen die Tapeten anbringen sollten. Sogar die Flurlampe hatte er umlegen lassen, weil ihm eine andere Stelle eher zusagte. Die Zeit drängte unterdessen, denn wir wollten vor Weihnachten noch einziehen, und es blieb nur noch eine Woche bis zum Fest.

Zwei Tage, bevor Gottfried hier eintreffen wollte, um beim Verpacken unserer Möbel dabei zu sein, erreichte mich ein Brief von ihm, der in Katastrophenstimmung geschrieben war. Darin teilte er mir mit, dass er gerade wieder aus der Wohnung gekommen war. Der Maler sei dagewesen, hätte sein Handwerkzeug gebracht, und er habe ihm einen Schein zugesteckt, um die Fertigstellung der Räume zu beschleunigen. Fenster, Badewanne und Fußböden waren ja schon sauber. Zum selben Zeitpunkt hätten ein Mann und ein Elektriker die Wohnung betreten und sich über die Anbringung einer Steckdose für die Waschmaschine unterhalten. Gottfried protestierte energisch, schließlich sei eine Waschmaschine von uns nicht eingeplant. Der Mann beharrte aber darauf. Nach einigen Wortwechseln stellte Gottfried mit großem Schrecken fest, dass er sich in der falschen Wohnung befand. Somit hatte er auch die ganze Zeit über die falsche Wohnung sauber gemacht. Die Unsrige lag eine Stockwerk höher. Er hatte das Erdgeschoß für die erste Etage gehalten, und war somit statt in der sechsten in der fünften gelandet. Nachdem das Missverständnis aufgeklärt war, ist er dann eine Treppe höher gestiegen und hat unsere richtige Wohnung in Augenschein genommen.

Alle Räume waren hier bereits fix und fertig tapeziert. Das gute Trinkgeld für den Maler hatte er also umsonst geopfert. Er hat es aber von dem Maler nicht wieder zurück gefordert. Schließlich sei es ja seine eigene Dummheit gewesen. Soweit war alles gut. Die Aussicht in dem höheren Stockwerk war sogar noch schöner. Aber die Fenster, die Badewanne und der Fußboden, wie sahen die noch aus!? Alle bisherige Arbeit war umsonst gewesen. Es half nichts, noch einmal machte er sich daran, die Fenster von allen Kalk- und Dreckspritzern zu säubern, um eine klare Sicht zu schaffen. Zu Hilfe kam einer seiner Lehrlinge, der sich über die verdreckte Badewanne hermachte. Eine Frau aus der Nachbarschaft erbarmte sich, den Fußboden zumindest im Groben zu reinigen. Ihm selber blieb keine Zeit dafür, da er den Zug erreichen musste, um rechtzeitig in Bückeburg zu sein.

Er traf am Abend ein, und am nächsten Morgen in aller Frühe der Möbelwagen, der unsere ganze Habe nun wieder über etwa 600 km in den südwestlichen Bereich Deutschlands schaffen sollte. So wie schon in Straubing war auch jetzt alles zum Abtransport gerichtet. Der Unterschied bestand nur darin, dass in den vergangenen sechs Jahren so einiges hinzu gekommen war und ich das Verpacken unseres gesamten Hausrates nicht mehr in einer Nacht schaffen konnte. Als der Möbelwagen abgefahren war und uns nur noch die leere Wohnung umgab, gingen wir zu unseren Nachbarn, um von ihnen Abschied zu nehmen. Dann schnappten wir unser Handgepäck und gingen zu meinen Eltern. Mit ihnen wollten wir die letzten Stunden bis zur Abreise verbringen. Als die Uhr dem Zeitpunkt entgegen rückte, an dem

der Zug uns in Richtung Süden bringen sollte, standen wir auf dem Bahnhof und mussten nochmals Abschied nehmen. Diesmal wieder von meinen Eltern. Doch jetzt lag ja keine Grenze zwischen uns. Es gab auch keinen mehr, der Besuche verbieten konnte. Außerdem stand fest, dass sie uns folgen wollten, sobald wir eine Wohnung für sie gefunden hatten.

Die zweite Heimat gefunden

Dann fuhr der Zug ab. Vorerst bis Hannover. Dort war der erste längere Aufenthalt. Um Mitternacht saßen wir drei im Warteraum auf dem Bahnhof, umgeben von unserem Gepäck und einem Eimer, der ganz fürsorglich behandelt wurde. In dem Eimer befanden sich die Fische unseres Sohnes, die vor dem Transport ihr Aquarium verlassen mussten, und vermutlich nicht begeistert darüber waren, in einem solch primitiven Gefäß auf Reisen zugehen und dazu auch noch so furchtbar herum geschaukelt zu werden. Jetzt wo wir Zeit dazu hatten, wurde der Eimer geöffnet und dem Wasser einige Sauerstoff-Tabletten zugefügt. Wir hatten den Eindruck, dass Glucki, der weitaus größte seiner irritiert herum schwimmenden Artgenossen uns mit seinen großen Augen am vorwurfsvollsten anschaute. Als Trost bekamen sie zu dieser außergewöhnlichen Stunde noch Futter. Ehe es weiter ging, wurde ihnen von uns allen noch Mut zugesprochen und erst dann der Eimer wieder geschlossen. In Basel hieß es noch einmal umsteigen. Dann aber ging es flugs dem Ziel entgegen. Da war sie nun, unsere neue Wohnung! Gottfried hatte sie zwar so oft in seinen Briefen geschildert, aber jetzt waren wir nur noch begeistert. Sie übertraf all unsere Erwartungen. Zum einen von der Aufteilung der Räume her, und zum anderen wegen der herrlichen Aussicht, die sich aus allen Fenstern bot.

Im Norden und Westen sahen wir die letzten Ausläufer des Schwarzwaldes. Im Süden den Schweizer Jura. Die Kirchtürme, die nicht weit von uns über die roten Ziegeldächer der Häuser lugten, gehörten bereits zur Schweiz. Dazwischen (aber den sahen wir erst später) floss der Rhein, der hier die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz bildet. Von unserem Standpunkt aus konnte man meinen, der Fluss teile unsere Stadt. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch um zwei Städte gleichen Namens; die eine zur Schweiz, die andere zu Baden gehörend. Erst später lernten wir zu unterscheiden, welche Häuser und Kirchtürme zu unserer Stadt in Baden gehörten und welche zur Schweiz. Als wir nach unserer Ankunft alle Räume und die Horizonte unseres neuen Bereiches in Augenschein genommen hatten, klopfte unser Sohn mit der Faust auf eine Fensterbank und sagte: „Hier gefällt es mir, hier bleibe ich!“

Wie wahr gesprochen! Hier in Rheinfeldern fanden wir nicht nur ein weiteres, neues Zuhause, hier fanden wir unsere zweite Heimat! Aber was wäre eine Heimat ohne wahre Freunde? Wir fanden auch sie in Rheinfeldern – eine Familie aus Benneckenstein, die schon vor Jahren hier, sogar in nachbarschaftlicher Nähe, ebenfalls ein neues Domizil gefunden hatten. Der Zufall führte uns zusammen, und danach sind wir über dreißig Jahre zusammen durch Dick und Dünn gegangen. Nach unserem Neuanfang dauerte es noch einige Jahre, bis meine Eltern sich entschlossen, nach Rheinfeldern zu ziehen. Sie fühlten sich in Bückeberg wohl und konnten uns jederzeit besuchen. Aber dann kam der Tag, an dem wir eine Wohnung für sie parat hielten, sie am Bahnhof in Empfang nahmen und einige Stunden später gemeinsam mit ihnen den Möbelwagen vor der neuen Haustür erwarteten.

In der DDR traten unterdessen gewisse Erleichterungen im Interzonenverkehr in Kraft. Es wurden zunehmend Einreisegenehmigungen erteilt, und die nunmehr perfektionierte „Staatsgrenze West“ wurde zumindest in einer Richtung wieder etwas durchlässiger. Deshalb baten wir unsere Verwandten in der DDR, uns eine Besuchsgenehmigung ausstellen zu lassen. Die schiefen Blicke der linientreuen Genossen, die sie sich sonst gewöhnlich dabei eingehandelt hatten (welcher guter Bürger des Arbeiter- und Bauernstaates pflegte da noch Verbindung zum Westen?), waren nun gar nicht mehr so schief. Schließlich spülte der Reiseverkehr so einiges an Devisen in die leeren Kassen der DDR-Wirtschaft. Also: Imperialistischer Westen hin und Sozialismus her, wer in die DDR fahren wollte, der durfte es tun. Somit auch wir!

Die erste gemeinsame Reise in die Heimat

Wir hatten Glück. Zur rechten Zeit trafen die Genehmigungen für uns alle ein. Somit konnten wir 1975 gemeinsam in zwei Autos – Siegfried fuhr in seinem eigenen - mit meinen Eltern in die Heimat aufbrechen. Diesmal durften wir sogar nach Benneckenstein. Der Ort war seit 1972 aufgrund der Errichtung weiterer Grenzsicherungsanlagen aus dem „5-Kilometer Sperrgebiet“ heraus genommen worden. Mit Ausnahme der zu exponiert gelegenen Ortsteile Postwinkel und Waldpromenade konnte Benneckenstein nun auch wieder von Landsleuten wie uns besucht werden. Damit stand für uns fest: Wir feiern in Benneckenstein unsere Silberhochzeit! Natürlich konnten wir für die Fahrt in den Harz nicht die kürzeste Strecke über Hohegeiß wählen, sondern mussten einen Umweg über Duderstadt in Kauf nehmen. Selbst die Hohegeißer waren gezwungen, wenn sie zu ihrem östlichen Nachbar fahren wollten, fast eine Tagesreise zu unternehmen. Seit

jeher war es ein Katzensprung nach Benneckenstein - um Verwandte zu besuchen, Einkäufe zu tätigen, die Arbeitsstätte oder auch die Schule aufzusuchen. Dasselbe galt für die Benneckensteiner, wenn sie zum Beispiel Sonntags zu den „Dicken Tannen“ wanderten oder in das „Café Wedler“ einkehrten.

Als wir an dem Grenzübergang ankamen, führte der Weg zuerst am westdeutschen Zoll vorbei. Hier wurde alles korrekt, aber trotzdem locker im Verhältnis zu dem, was uns dann erwartete, gehandhabt. Die Pässe wurden kontrolliert, noch so einige Fragen gestellt, dann wurde „gute Fahrt“ gewünscht, und man rollte über die Grenzmarkierung. Nicht weit davon traf man auf das erste Grenzgebäude der DDR. In ihm wurden sämtliche Papiere einer eingehenden Überprüfung unterzogen. Ein paar Meter weiter machten wir die Bekanntschaft mit sehr dienstlich dreinschauenden wie neugierigen Grenzbeamten. Die wollten bis ins Kleinste wissen, was man so alles an Geschenken, Genussmitteln und Wertgegenständen bei sich führte. Dessen nicht genug, wiesen sie auf irgendwelche Gepäckstücke und sagten: „Öffnen sie die Tasche!“ oder „Öffnen sie den Koffer!“

Die Sachen wurden dann mehr oder weniger gründlich durchsucht und mit der dazugehörigen Liste verglichen. Beschränkte sich die Kontrolle nur auf das eine oder andere Gepäckstück, konnte man noch froh sein, denn nicht selten kam es vor, dass man den Inhalt seines gesamten Fahrzeuges ausbreiten musste. Hatte man auch diese Kontrolle hinter sich gelassen, erreichte man den Punkt, an dem die Papiere zurück gereicht wurden. Nun war noch der letzte Halt zu absolvieren. Der lag etwa 30 Meter weiter und war von etlichen Autos belagert. Wir schlossen uns den vor uns stehenden Wagen an und rollten mit ihnen dem letzten Schlagbaum zu. Alle Pässe waren parat, und da stand auch schon ein Grenzer an der heruntergelassenen Fensterscheibe des Autos. Doch statt wie erwartet unsere Papiere zu verlangen, sagte er: „Sie sind über eine Stopplinie gefahren. Das kostet zehn Mark!“ Wir sahen uns etwas ratlos an, weil keiner von uns eine Stopplinie gesehen hatte. Aber wenn man in diesem Bereich stand, aus dem man so schnell wie möglich heraus wollte, wohl wissend, dass Protest womöglich noch größere Schwierigkeiten brachte, zahlte man eben. Wir hatten bereits an der Grenze die vorgeschriebenen DM West gegen Ostmark im Wert 1:1 eingetauscht und konnten in dieser Währung unsere Schuld begleichen. Da unser Sohn, der mit seinem Wagen gleich hinter unserem stand, noch nicht gewechselt hatte, rief Gottfried ihm zu: „Siegfried, ich bezahle die zehn Mark für dich gleich mit!“ Nach der Übergabe der 20 Ostmark bekamen wir dann unsere Stempel und konnten weiterfahren. Nach einigen Metern hielten wir allerdings noch einmal an und schauten zurück. Wir wollten doch sehen, wo dort eine

Haltelinie sein sollte. Sie war tatsächlich vorhanden. Aber sie war so angebracht, dass man sie durch die dicht auffahrenden Wagen unmöglich bemerken konnte. Auf alle Fälle war diese zweifelhafte Straßenmarkierung eine gute Geldquelle. Besonders dann, wenn die Strafe in DM beglichen wurde; nicht jeder hatte schon Ostmark eingetauscht.

Nun kann man wirklich nicht sagen, dass diese Grenzer unfreundlich waren. Nein, durchaus nicht. Sie behandelten jeden mit der größten Höflichkeit. Allerdings mit einer eiskalten! Ich glaube, sie hätten noch nicht einmal über einen tollen Witz gelächelt. Diese unnahbaren, fast sterilen Gesichter erinnerten mich an diejenigen, denen ich schon auf meinen Fahrten nach Goslar, nach Frankfurt und 1964 nach Trautenstein begegnet war. Ich nehme an, sie gehörten wohl ganz einfach zur Uniform. Ich wünschte mir, dass beim Anlegen der Zivilkleidung auch wieder ein Lächeln ihre Mienen erhellte. Es wäre ja gruselig gewesen, einen Familienvater zu haben, der mit erstarrtem Gesichtsausdruck nur das Nötigste zu seinen Lieben gesprochen hätte. Bei unseren späteren Fahrten mit dem Auto nach „drüben“ hielten wir stets in gebührendem Abstand vor der Stopplinie an. Wir fuhren erst dann vor, wenn man uns ausdrücklich, vielleicht bereits etwas ärgerlich, heran winkte.

Es war eigenartig. Man fuhr von hüben nach drüben nur ein kurzes Stück durch die Landschaft. Nichts hatte sich an der Vegetation geändert. Doch sobald man die Grenze passierte und auf das Gebiet der DDR fuhr, eröffnete sich eine andere Welt. Es schien, als wäre die Zeit hier vor zwei Jahrzehnten stehengeblieben. Alles sah im Gegensatz zum Westen grau, trist und vieles ungepflegter aus. Die Gehöfte und Häuser standen zumeist noch so da, wie sie vor langer Zeit, zum Teil schon vor oder während des Krieges erbaut wurden. Sie hatten den vielen Jahren und Witterungseinflüssen getrotzt, aber trotzdem ihren Tribut gezahlt. Somit bedurften viele einer dringenden Renovierung. Auf den Straßen waren noch immer die Schlaglöcher so dicht beieinander, dass es überhaupt nicht möglich war, allen ausweichen. Auch Neubauten waren zu sehen. Doch wenn man sie anschaute, wirkten auch sie trist, fast wie Provisorien, die man eben dahingestellt hatte. Etwas Farbe brachten da wenigstens noch die bekannten Plakate und Transparente, die wie früher immer noch überall an Häusern und an Pfosten gegenwärtig waren. In großer Schrift verkündeten sie weiterhin den Fortschritt des Sozialismus, die Planerfüllungen und die Freundschaftsbekennnisse zum „großen Bruder Sowjetunion“. Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“, hieß es da beispielsweise, und „zwischen all den Parolen flatterten die roten Fahnen. Geändert hatte sich also nichts in all den Jahren. Nur, dass der Zahn der Zeit immer weiter an allem

genagt hatte, ohne dass den Alterungsprozess jemand aufhalten konnte. Denn dazu fehlte es an Baumaterial.



Unser Weg führte uns durch ein Dorf, in dem mein Vetter mit seiner Familie wohnte. Er war von unserem Kommen unterrichtet und erwartete uns bereits. Doch nicht nur er, auch sein Schwiegervater stand zur Begrüßung in der geöffneten Toreinfahrt. Wir parkten unser Auto auf dem Hof und das Tor wurde sofort geschlossen. In meiner Naivität sagte ich noch: „Wir konnten den Wagen doch gleich vor der Tür lassen, denn wir wollen uns ja nicht lange aufhalten!“ Erst später verstand ich dann, dass dies eine Vorsichtsmaßnahme war. Nicht aus Angst um das Auto, sondern davor, dass man an der Westkarosse sofort erkennen konnte: Aha, die haben Westbesuch!

In der Heimat

Ein eigenartiges und ergreifendes Gefühl war es, zum ersten Mal wieder in unserem Heimatort zu sein, den wir vor 18 Jahren verlassen hatten. Ganz langsam fuhren wir von Trautenstein kommend die Bergstraße herunter. Schauten nach rechts und links und ganz nostalgisch gestimmt auf den treuen Kirchturm, der noch genauso vor uns stand, wie wir ihn von jeher kannten. Es war noch sehr früh am Morgen, als wir eintrafen. So fuhren wir nicht gleich zu unseren Verwandten, sondern drehten erst noch eine Runde durch die Straßen, um alles was uns lieb war, nach so langen Jahren in Augenschein zu nehmen. Unser Ort war noch immer der alte und doch so anders. Die Straßen und Häuser erschienen mir irgendwie kleiner, als in meiner Erinnerung, und mit einer etwas deprimierenden Tristesse behaftet. Erstaunt zeigte sich auch unser Sohn, als wir vor meinem Elternhaus standen und er über das Tor hinweg in den Hof hinein schaute. Halb grinsend sagte er: „Das Tor war früher auch mal höher!“ Na ja, kein Wunder. Als er das letzte Mal davor stand, war er vier Jahre alt, inzwischen zählte er 21 Lenze und war 1,83 m groß.

Schön war es, einmal wieder in der Heimat zu sein. Und dies freudige Gefühl überwog alles! Selbst die Enttäuschung darüber, sehen zu müssen, was aus unserem einst so schmucken Kurort geworden war. Die Straßen waren von notdürftig reparierten Schlaglöchern übersät, einige alte Häuser, wie die „Schmunsenburg“ oder das „Deutsche Haus“, sie waren nicht mehr da! Manche Geschäfte waren zu Wohnungen umgebaut, vor allem hatten wohl Bäcker und Fleischer aufgegeben. Trotz alledem genossen wir die Zeit in Benneckenstein. Und immer war es das Gleiche. Befanden wir uns auf der Straße, waren wir auch schon umringt von alten Bekannten, die gerade des Weges kamen. In unserem Ort kannte ja jeder jeden. Gingen die Einen wieder, standen auch schon die Nächsten bei uns. Immer wieder gab es Hände zu schütteln, Umarmungen zu erwidern und vieles zu erzählen. 18 Jahre reichten halt noch nicht, um aus der Erinnerung der Anderen gelöscht zu sein. Bevor wir uns jedoch dieser Erfahrung freuen konnten, stand eine Fahrt in die Kreisstadt Wernigerode ganz oben auf unserem Programm. Eine sofortige, vorschriftsmäßige Anmeldung war Pflicht für jeden Westbesucher. Also, dann nochmals die Pässe und die Quittung für den Geldumtausch präsentieren! Wer keine Quittung vorweisen konnte, wurde dort zur Kasse gebeten. Alles wurde nochmals registriert und überprüft, und erst nach Verlassen der Behörde konnte der Urlaub beginnen.

Eigentlich hatten wir uns vorgenommen, unsere Silberhochzeit in einem Lokal zu feiern, um genug Raum zu haben für alle unsere Verwandten

und Freunde, die wir einladen wollten. Natürlich hätten wir einen Saal mieten können. Kein Problem, aber aus einem Grund waren wir gezwungen, unsere Pläne zu ändern. Was war der Grund? Nun, wir wussten, dass Onkel Kurt seit einigen Jahren, nachdem er die vom Großvater gegründete Tischlerei aufgeben musste, in der Heilstätte arbeitete. Die lag ganz dicht an der Grenze und diente nun als Erholungsheim der NVA (Nationale Volksarmee). Was wir aber anfangs nicht wussten, war, dass Onkel Kurt damit auch zum „Geheimnisträger“ geworden war und keinen „Westkontakt“ pflegen durfte! Wir hatten keine Ahnung davon, dass es für ihn aus diesem Grunde ein großes Dilemma bedeutete, dass meine Eltern während ihres Besuchs bei Schwester und Schwager, also auch bei ihm, wohnten. Meine Mutter erzählte mir etwas beleidigt, dass sie Kurt nur während des Abendessens sahen, nachdem er von der Arbeit gekommen war. Danach gehe er meistens wieder fort, um erst am späteren Abend wieder nach Haus zu kommen. Mir kam das auch sonderbar vor. Früher konnten sie doch nie lange genug zusammen sein und hatten sich stets viel zu erzählen!?! Waren sie doch nicht nur enge Verwandte, sondern auch die besten Freunde. Kam Kurt dann endlich wieder nach Haus und sie waren noch für den Rest des späten Abends zusammen, hatte sich nichts an diesem Zustand geändert. Die alte Herzlichkeit war noch immer vorhanden. Aber ein Rätsel war uns sein Verhalten doch!

Erst, nachdem uns meine Schwägerin Ruth erklärte, dass Kurt nicht zu unserer Silberhochzeit kommen könne, wenn wir in einem öffentlichen Lokal feierten, wurde uns so einiges klar. Aber das ganze Ausmaß der Repressalien, denen ein DDR-Bürger ausgesetzt war, wenn er mit Angehörigen oder Freunden aus dem Westen Deutschlands zusammentraf, oder sie gar in seinem Haus bewirtete, konnten wir nicht ermessen. Wer wusste von uns damals schon, dass die Bürger sich gegenseitig bespitzeln und Meldung machen mussten. Deshalb auch die häufige Abwesenheit von Kurt; er brauchte so etwas wie ein Alibi. Also feierten wir dann im kleineren Kreis, mit Onkel Kurt im Wohnzimmer meiner Schwägerin, die mit Hilfe unserer Nichten alles festlich für uns gerichtet hatte.

Zwei Tage davor besuchten wir Freunde, die ein paar Monate nach uns ihr 25-jähriges Ehejubiläum hatten. Als die Sprache darauf kam, sagten sie, dass sie diesen Tag nicht zu Haus feiern könnten und darum wegfahren würden. Nach dem Grund befragt, berichteten sie: „Wenn wir das Fest hier feiern, möchten wir unsere nächsten Verwandten dabei haben. Doch unserem Neffen, der Sohn meiner Schwester, ist als Angehöriger der Volkspolizei jeder Kontakt mit Westbewohnern verboten. Mein Bruder mit Familie wohnt aber in Hannover. Wen sollen wir da ausladen?“

In späteren Jahren, es war schon nach der Wende, erzählte mir meine Freundin Annemarie von einem ihrer Besuche in Benneckenstein. Auf der Straße traf sie eine alte Freundin, mit der sie als Kind gespielt hatte. Die Freude über dieses Wiedersehen war auf beiden Seiten groß. Nachdem sie sich begrüßt hatten, fragte die Jugendfreundin: „Annemarie, wo wohnt ihr denn heute?“ Die Antwort darauf lautete: „Wir wohnen schon seit etlichen Jahren in Dessau!“ Daraufhin wurde sie ganz besonders herzlich in den Arm genommen mit den Worten: „Das ist ja wunderbar. Ich dachte, ihr kommt aus dem Westen. Aber nun kann ich euch ja zu uns einladen und wir können zusammen Kaffee trinken!“

Einen wichtigen Gang hatten Gottfried und ich noch vor. Wir wollten endgültig klären, ob es vor 38 Jahren wirklich einen Zusammenprall zwischen uns gegeben hatte. Es war reiner Zufall, dass ich zwei oder drei Jahre davor, bei einem Zusammensein mit unseren Freunden erzählte, wie mich vor Jahren, ein großer Junge auf dem Schulhof umgerempelt hatte. Er war einfach, während ich beim Suchenspiel, für meine Spielgefährten versteckt an einer Ecke stand, von hinten gegen mich geprallt. Gottfried sagte daraufhin nach einem nachdenklichen Blick: „Ja, da war mal so eine Kleine, die ich über den Haufen gerannt habe!“ Und jetzt, nach 36 Jahren, einen Tag nach unserer Silberhochzeit, wollten wir eine Tatortbesichtigung vornehmen. Also gingen wir auf unseren Schulhof. Am Tor stehend machten wir aus, dass getrennt dorthin gehen, wo es damals passiert ist. Ich wusste noch genau, an welcher Stelle ich mir damals die Knie aufgeschlagen hatte. Es war an einer Ecke des kleinen Gebäudes, in dem die Toiletten unserer Lehrer untergebracht waren. Also gingen wir los. Wir blieben aber immer zusammen, bis zu jenem Ort des Geschehens. Dort angekommen, sagten wir beide: „Hier ist es gewesen!“

Am zweiten Tag nach unserer Feier musste unser Sohn wieder zurückfahren. Sein Urlaub ging zu Ende und die Arbeit rief. Wir konnten noch eine Woche länger in der Heimat bleiben. Doch bis zur Grenze fuhr er nicht allein, wir begleiteten ihn. In unserem Wagen fuhren Ruth, ihre Tochter Ilse und deren Mann Klaus mit. Als wir an dem Punkt ankamen, den kein Ostbewohner überschreiten durfte, stiegen wir alle aus den Autos und verabschiedeten uns von Siegfried. Er fuhr danach weiter zur der Grenzübergangstelle. Wir konnten gut übersehen, wie er erst die des Ostens, dann die im Westen passierte. Alles ging reibungslos. Er stieg noch einmal aus, winkte uns nun aus der Ferne zu und fuhr dann mit ausgestrecktem linken Arm uns grüßend davon. Wir winkten ihm nach, bis er unseren Blicken entschwand. Dies war eigentlich der Zeitpunkt für uns, die Rückfahrt nach Benneckenstein anzutreten. Doch es gab da eine längere Verzögerung, bis wir

alle wieder im Auto saßen und abfahren konnten. Klaus, der Mann unserer Nichte stand da, fast wie versteinert. Seine Augen waren starr in die Ferne gerichtet, in der Siegfried soeben entschwunden war. Nachdem wir ihn anredeten, kam er so langsam wieder zu sich. Er sah uns erst eine Weile stumm an, dann brachen die Worte aus ihm heraus: „Nein, nein, ich kann es immer noch nicht fassen. Als ich eben sah, wie Siegfried winkend davon fuhr, dorthin, wohin wir nie dürfen, da ist mir zum erstem Mal so richtig klar geworden, wie eingesperrt wir leben müssen !“

Die Goldene Hochzeit

Ein Jahr darauf feierten wir die Goldene Hochzeit meiner Eltern. Zu unser aller Freude konnten beide Schwestern meiner Mutter dabei sein. Diesen Umstand verdankten wir der Tatsache, dass beide sich bereits im Rentenalter befanden, und Rentner durften reisen. Als ich sie auf dem Badischen Bahnhof in Basel in Empfang nahm und wir gemeinsam mit dem Zug nach Rheinfelden fuhren, konnte ich es kaum glauben, dass tatsächlich beide neben mir saßen. Bisher konnten wir nur zusammen sein, wenn wir zu ihnen fuhren. Sicher empfanden sie dieses noch wesentlich stärker. Unter normalen Umständen hätten wir sie vom Badischen Bahnhof in Basel, der deutsches Territorium ist, mit dem Auto abgeholt. In diesem Fall war es aber nicht möglich. Beim Verlassen des Bahnhofes hätten sie Schweizer Boden betreten und somit das Verbot der DDR verletzt, bei Besuchen der BRD „kapitalistisches Ausland“ zu betreten. Um ihnen jedoch einen Besuch in der Schweiz zu ermöglichen, von der uns ja nur der Rhein trennte, gingen wir mit ihnen nach ihrer Anmeldung zum deutschen Zoll. Hier wurde ihnen ein Passierschein ausgestellt, mit dem sie ohne Komplikationen offiziell in die Schweiz einreisen durften. Was wäre wohl geschehen, wenn sie mit einem schweizerischen Stempel im Pass in ihren „Arbeiter- und Bauernstaat“ zurückkehrten!? Mit dem separaten Passierschein konnten sie nun sogar durch die ganze Schweiz reisen. So war es uns möglich, mit ihnen in die Alpen zu fahren, was für alle unserer Besucher stets ein ganz besonderes Erlebnis war.

Dann kam der große Tag meiner Eltern. 50 Jahre gemeinsames Leben. Eine schöne Feier, in die jedoch ein Wermutstropfen fiel. Mein Vater hatte einige Monate vorher einen Schlaganfall erlitten und war somit gesundheitlich nicht mehr auf voller Höhe. Aber heute wollte er es wissen! Er, der in jungen Jahren zu Mutters Leidwesen stets ein Tanzmuffel war und jetzt eigentlich sehr vorsichtig mit seiner Gesundheit umgehen sollte, entpuppte sich zu einem flotten Tänzer, der kaum zu bremsen war. Wir

nahmen es amüsiert, aber auch mit Besorgnis zur Kenntnis. Glücklicherweise waren alle unsere Bedenken umsonst. Seine Tanzlust hat keine weiteren Schäden an seiner Konstitution hinterlassen. Nur einige Wochen später brachte unser Sohn die letzte seiner zahlreichen Freundinnen mit nach Haus: Irmgard! Sie wurde 1979 seine Frau und ist seitdem unsere liebe Schwiegertochter. Einen Vorwurf macht sie ihrem Mann jedoch noch heute! Warum er sie nicht schon ein paar Wochen früher mit zu seinen Eltern genommen habe. „Dadurch habe ich die Goldene Hochzeit verpasst!“, sagt sie.

Die zweite Reise in die Heimat

Ende der siebziger Jahre fuhren wir zum zweiten Mal mit meinen Eltern zu unseren Verwandten in der Heimat. Diesmal gab es für Onkel Kurt keine Probleme mehr, meine Eltern als Gäste in seinem Haus aufzunehmen. Er war jetzt Rentner und brauchte keine Geheimnisse mehr hüten. Wir hatten wieder große Mühe, alle Freunde und Verwandten in der uns verbleibenden kurzen Zeit aufzusuchen oder zu empfangen. Und wieder erwies es sich als „schwierig“, auf den Straßen vorwärts zu kommen. Immer wieder gab es Hände zu schütteln und Grüße zu erwidern. Am Stadtbild hatte sich auch kaum etwas verändert. Vielleicht waren die Farben der Häuser noch ein wenig mehr verblichen und die Zäune noch ein wenig schief? Trotzdem war nicht zu übersehen, dass viele Eigentümer bemüht waren, diesem Zustand entgegenzuwirken. Vor etlichen Häusern lagerten Stein- oder Sandvorräte. Alles Material, was zum Bauen oder Ausbessern gebraucht wurde. Aber wie es nun einmal in der DDR war; hatte einer irgendwoher Sand aufgetrieben, fehlten ihm die Steine, um mit der Renovierung zu beginnen. Bei anderen war es wieder umgekehrt. Bis man das noch Fehlende organisiert hatte, es ging ja alles nur „hintenrum“ durch Tauschhandel, brauchte es eben seine Zeit.

Bei unserem nächsten Besuch, zeigte uns unser Neffe Dietfried stolz seinen Schornstein, den er inzwischen neu gebaut hatte. Bei unserem vorigen beklagte er bereits den Verfall des alten und ebenso das Debakel, dass man kein Material für Renovierungen oder gar Neubauten kaufen könne. Alle bisherigen Bemühungen seien umsonst gewesen. Was er in erster Linie dazu benötigte, das waren Ziegelsteine. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Jetzt hatte er es geschafft und berichtete uns die Geschichte, wie er sie bekommen hatte...

Eines Tages bekam er einen Anruf von einem Kreisbaubetrieb. Sie fragten an, ob es stimme, dass er im Besitz einer Batterie sei, die er eventuell

abgeben würde. Auf seine Bejahung hin kam die Frage, ob er ihnen diese überlassen würde. Sie brauchten sie dringend, da ein Wagen durch das Fehlen einer solchen nicht mehr einsatzbereit sei. Unser Neffe sagte daraufhin, dass sie die selbstverständlich haben könnten, aber nur wenn er eine bestimmte Menge Ziegelsteine dafür bekäme, um damit seinen baufälligen Schornstein neu zu bauen. Auf dieses Angebot wollte man anfangs nicht eingehen.

Nach etwa vier Wochen war man dann anderer Meinung. Nach einem zweiten Anruf fuhr schon am nächsten Tag ein Laster mit den Steinen vor. Zurück nahm er als Gegenleistung die so dringend benötigte Batterie mit. Unser Neffe, froh über die Steine, sah schon seinen fertigen Schornstein vor sich. Und in dem Baubetrieb war man erfreut, dass ihr Laster endlich wieder fahrbereit war. Also ein zufriedenstellendes Geschäft für beide Seiten! Vermutlich hatten die Verantwortlichen des Betriebes in den vergangenen vier Wochen anderweitig nach anderen Batterien gesucht. Nun bleibt nur die Frage: Besaß unser Neffe die einzige, oder hatte jemand an anderer Stelle noch höhere Gegenleistungen gefordert?

So also stand es mit der Wirtschaft zu der Zeit in der DDR, obwohl immerhin schon über 30 Jahre seit Kriegsende vergangen waren. Selbst die staatlichen Betriebe waren auf „gute Beziehungen“ angewiesen. Nur die Zeit der Beschlagnahmungen war vorbei. Sonst hätte es keinen neuen Schornstein gegeben und die Batterie wäre ohne Gegenleistung in dem VEB gelandet. In Westdeutschland schossen zu gleicher Zeit die Neubauten wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden. Wie alles im Leben gingen auch diese Tage im Harz zu Ende und wieder hieß es Abschied zu nehmen. Da waren zwar die hoffnungsfrohen Worte „Wie sehen uns bald wieder!“ doch wer wusste schon, was die nächste Zeit uns allen bescheren würde! Genauso wenig ahnten wir auch bei der Abfahrt, dass man uns an der Grenze so richtig „zur Brust“ nehmen würde.

Zwei Bettlaken und viel „Schnaps“

Ganz nach Vorschrift hielten wir am ersten Kontrollpunkt an und gaben unsere Papiere zur Durchsicht heraus. Alles verlief reibungslos. Unsere Pässe waren in Ordnung und auch bei den Stichproben in unserem Gepäck wurde nichts beanstandet. Wir hatten schon die Erlaubnis zur Weiterfahrt. Doch nachdem wir meinen Eltern beim Einsteigen in den Wagen behilflich waren und ich meinen Platz wieder einnehmen wollte, griff ein Grenzer unter mich auf den Sitz und zog dort ein flaches Kissen hervor, mit den Worten: „Ach was haben sie denn da!?“ Das Kissen fest in der Hand haltend forderte

er Gottfried auf, wieder auszusteigen und mitzukommen. Mit dem Kissen unter dem Arm und in Begleitung Gottfrieds eilte der Grenzer in Richtung des rechts von uns liegenden Zollhauses davon und war gleich darauf unseren Blicken entschwunden. Na ja! Damit war mir klar, was die Glocke geschlagen hatte! Denn das Innenleben dieses Kissens bestand nicht aus der üblichen Füllung, die das Sitzen angenehmer machen sollte, sondern aus zwei Bettlaken, die mir Tante Liesbeth gut meinend mit den Worten überreicht hatte: „Ihr habt immer so viel für uns getan. Jetzt habe ich so ein Glück gehabt. Durch reinen Zufall habe ich etwas ganz Schönes bekommen, und das möchte ich dir gern schenken!“ Da die Mitnahme von Bettwäsche in den Westen verboten war, gab sie noch einen alten Bezug dazu, worin ich die Laken mit feinen Stichen einnähte und als Sitzunterlage tarnte. Sollte unsere Koffer durchsucht werden, würde man sie nicht darin finden. Doch wie ich nun feststellen musste, war alle Mühe vergebens gewesen. Hätte ich sie mit verpackt, wäre sicher alles problemlos verlaufen. Aber wer kann das schon vorher wissen?

Gottfried oblag nun die Aufgabe, nachdem man ihm eine Schere übergeben hatte, die ganz feinen Stiche der Naht wieder aufzutrennen. Ja, und was man dann fand, waren zwei unerlaubt aus der DDR mitgeführte Bettlaken! Nachdem Gottfried beteuerte, nichts von der Existenz der Laken zu wissen - schließlich ist so etwas ja auch Frauensache - kam ein Beamter zu unserem Wagen und stellte mir die dieselbe schwerwiegende Frage. Dass ich sie von meiner Tante geschenkt bekam, durfte ich nicht sagen. Sonst hätte man sie womöglich noch belangt. Oder es wäre ein nachteiliger Vermerk in ihrer Akte fällig gewesen, welche die Stasi über fast jeden seiner Bürger führte. Aber damals wussten wir das ja noch nicht. Also hatte ich sie eben von dem Geldbetrag, den jeder Westbesucher bei der Einreise im Kurs 1 : 1 eintauschen musste, gekauft und bezahlt. Es war zwar erlaubt von eigenem Geld Bettlaken zu erwerben, diese aber dann mit nach Hause zu nehmen, das war verboten und eine „staatsfeindliche Handlung“!

Da man uns bei diesem einem Delikt erwischt hatte, hoffte man nun, uns noch einige weitere nachweisen zu können. Also hieß es: „Alle wieder aussteigen!“ So war ich erst meinem Vater dabei behilflich und musste dann mit dem gesamten Gepäck in Begleitung von zwei Grenzern das linke Gebäude aufsuchen. Genau gegenüber von dem, wo Gottfried noch mit den beiden Bettlaken sein Tun hatte. Einer meiner zwei Begleiter ging wieder zurück und durchsuchte alle Ecken und Ritzen unseres Autos, während ich mit dem anderen allein in dem Zollhaus zurückblieb. Hier musste ich (gelassen) mit ansehen, wie unserer gesamtes Gepäck durchsucht wurde. Nachdem die Taschen gründlichst ausgeräumt waren und ich sie wieder

einpackte, kamen die zwei Koffer an die Reihe. Immer wieder kam aus deren Inhalt Glas zum Vorschein. Zuerst wurde es herausgehoben und inspiziert. Es waren Schnapsflaschen. Dazwischen auch solche mit der Aufschrift „*Schierker Feuerstein*“. Alle hatten wir von Freunden und Verwandten geschenkt bekommen, die sich mit diesen Geschenken ihrerseits uns gegenüber erkenntlich zeigen wollten. Immerhin waren diese Art Spirituosen so ziemlich das Einzige, was es in der DDR in genügenden Mengen gab und die auch in den Westen ausgeführt werden durfte. Ich hatte sie bruch sicher zwischen den Textilien, die man so bei sich führt, verstaut. Für den Grenzer muss es dann wohl langweilig geworden sein, nur auf Flaschen zu stoßen, denn nun hob er keine mehr hoch, sondern fühlte nur noch alles im Groben ab.

Mir wurde langsam heiß, als er sich bis auf eine ganz bestimmte Stelle in der Wäsche vortastete. Er fühlte wieder nur Glas. Doch was er nicht wusste, hier handelte es sich nicht um eine Spirituose sondern um ein Weckglas, gefüllt mit hausgemachter Leberwurst. Wurst aus der DDR auszuführen war ebenfalls verboten. Mir war das bekannt, doch diesem leckeren Geschenk meiner Kusine konnte ich einfach nicht widerstehen, und ich packte es mit ein. Wir mussten doch schon so etliche der delikatsten Würste aus Hausschlachtungen zurück lassen, die man uns so liebevoll überreicht hatte. Zum Glück war das Leberwurstglas gut in den Textilien verstaut, so dass es von dem eifrig Suchenden in der Annahme, es sei auch eine der vielen Schnapsflaschen, nicht entdeckt wurde.

Dann saßen wir endlich alle wieder zusammen im Auto, und unsere ganze Bagage, - frisch gepackt - war ebenfalls verstaut. Meine Bettlaken, jetzt nicht mehr im getarnten Bezug, hatte man uns „humaner Weise“, wie extra betont wurde, zurückgegeben. Der Weiterfahrt stand nun nichts weiter im Wege als der Grenzer, der es noch für seine Pflicht hielt, uns einen ernststen mahnenden Vortrag über unser Vergehen mit auf den Weg zu geben. Als uns gewiss war, was auf uns zukommt, hatte Gottfried in dem rechten Häuschen den Grenzern klar gemacht, dass für mein Vater in gesundheitlicher Beziehung Vorsicht geboten war. Er hatte bereits mehrere Schlaganfälle erlitten, und jede Aufregung und Anstrengung konnte für ihn von Schaden sein.

Dazu kann ich nur sagen, dass sie nach Schilderung des Sachverhaltes um ihn bemüht waren und Rücksicht walten ließen. Meine Eltern durften mit Hilfe des Grenzers, nachdem er den Wagen unter die Lupe genommen hatte, wieder einsteigen und darin auf unsere Rückkehr warten. Allerdings waren wir nicht nur um meinen Vater besorgt, auch zu meiner Mutter sagten wir,

obwohl sie körperlich noch fit war: „Schön vorsichtig sein!“ Worauf sie antwortete: „Ich sehe mich schon vor!“. Oh, wenn die Grenzer geahnt hätten... Doch das ist wieder eine andere Geschichte, die im folgenden Abschnitt erzählt wird.

Der Verkauf des Hauses

Nach reiflichen Überlegungen und schriftlicher Verständigung mit unseren derzeitigen Mietern, hatten sich meine Eltern, wenn auch schweren Herzens entschlossen, ihr Haus an sie zu verkaufen. Mit Freuden waren diese bereit, es als ihr Eigentum zu übernehmen. Kommt ein Geschäft zustande, legt in der Regel der Verkäufer einen Preis fest, über den mit dem Käufer noch verhandelt werden kann, bis ein zufriedenstellendes Ergebnis für beide Seiten erreicht ist. In diesem Fall war es total anders. Hier konnte nicht auf privater, sondern es musste auf staatlicher Ebene ein Gutachter angefordert werden, um Haus und Grundstück zu schätzen. Der Preis, den dieser festlegte, galt ohne Einschränkung. Zu der Zeit wurden jedoch Grund und Boden in der DDR nur zu einem Zehntel des Werts veranschlagt, den gleichwertige Immobilien in Westdeutschland erzielten. Hinzu kam noch folgende Tatsache: Verkaufte ein DDR-Bürger sein Anwesen, wurde dieses deutlich höher bewertet, als eines, welches einem in der Bundesrepublik lebenden Bürgers gehörte. Für letzteren kam dann nochmals der Kursverlust hinzu. Als Beispiel gebe ich einen individuellen Vergleich:

Wurde im Westen Deutschlands ein Grundstück im Wert von 100.000,- DM verkauft, dann erhielt der Verkäufer diese Summe in DM ausgezahlt. Befand sich das Grundstück zum selben Wert aber in der DDR, bekam er dafür nur 10.000,- Ostmark. Über dieses Geld durfte ein in Westdeutschland Lebender jedoch nicht frei verfügen, denn es wurde auf einem Sperrkonto bei einer DDR-Bank festgelegt. Bei Besuchen in der DDR durften jeweils 200 Ostmark davon abgehoben werden. Ganz gleich welcher Betrag auf einem Sperrkonto lag, nur diese Summe wurde von dem Guthaben ausgezahlt. Und natürlich hob man sie ab, denn das Konto, von dem man sonst nichts hatte, sollte ja einmal leer werden. Dazu kamen noch die 100,- DM pro Person, die jeder im Kurswert von 1 : 1 eintauschen musste, wenn er in die DDR einreiste. So waren wir immer reiche Leute, die wir mit diesem Bargeldbetrag nur 14 Tage verbringen wollten. Aber wie und wo sollte man das Geld ausgeben? Wenn wir ankamen, waren unsere Koffer vollgepackt mit Geschenken für unsere Verwandten. Sachen, die sie selbst nicht kaufen konnten, nach denen sie sich aber sehnten. Da waren nicht nur die

Nylonstrümpfe, einer von vielen textilen Artikeln, die sie nur zu überhöhten Preisen kaufen konnten, wenn es sie gab! Auch Ersatzstrümpfe für uns Frauen waren dabei, falls sich da während unseres Aufenthaltes eine oder gar mehrere Laufmaschinen ihren Weg nach unten suchen sollten. Hier konnte man nicht wie im Westen in ein Geschäft gehen, um ein neues Paar zu erstehen. Zigaretten waren sehr begehrt, denn alle waren Raucher und freuten sich über jede Schachtel aus dem Westen. Zu den obligatorischen Mitbringsele gehörten Kaffee, Kakao, Schokolade und Textilien.

Wir wohnten kostenlos bei unseren Verwandten, denn kein Hotel durfte Reisende aus Westdeutschland aufnehmen. Wir luden sie und Freunde zum Essen ein. Doch auch damit war es nicht zu schaffen, unser Geld auszugeben. Im Gegensatz zu Westdeutschland, lagen die Preise in den Gastwirtschaften hier so tief, dass wir oft glaubten, die Bedienung hätte sich zu unseren Gunsten verrechnet. Geld in Geschäften umzusetzen war fast unmöglich. Was sich eventuell zu kaufen gelohnt hätte, durfte man nicht mitnehmen. So blieb der Rest des Geldes meist bei den Verwandten. Hätte man die 200 Ostmark aus dem Guthaben des Sperrkontos mit in den Westen genommen - was zudem verboten war - hätten sie bei einem Eintausch höchstens DM 20,- West eingebracht. Fazit: Selbst wenn man 10.000,- Ostmark für den Verkauf eines Grundstücks umgetauscht hätte, wären ganze 1.000,- DM verblieben. Für das Gleiche im Westen hingegen die vollen 100.000,- DM.

Haus und Grundstück meiner Eltern wurden, da wir ja im Westen wohnten, niedrig taxiert. Die neuen Eigentümer, denen wir es gern überlassen hatten, sagten zu meinen Eltern: „Wissen sie, wir schämen uns, für diesen Spottpreis alles zu übernehmen. Bitte, dies möchten wir ihnen noch dazu geben!“ Es waren ein paar tausend Ostmark, und sie bestanden darauf. Allerdings stellte auch ich noch eine Bedingung. Nämlich, dass wir, wann immer wir in die Heimat kommen, sie jederzeit besuchen und durch die Räume gehen dürfen. Herzlich wurde diese Bitte gewährt. Von diesem Privileg haben wir dann regelmäßig Gebrauch gemacht. Stets suchten wir unser Haus und die neuen Eigentümer auf, zu denen sich im Laufe der Jahre eine innige Beziehung entwickelte. Immer gab es erst viel zu erzählen, und dann wurden wir, wie ganz selbstverständlich, durch die alt vertrauten Räume geführt.

Inzwischen hat sich zu unserer Freude so einiges zum Besseren verändert. Besonders nach der Deutschen Einheit, 1990, als nun zu jeder Zeit das benötigte Material zum Umbau, zum Verschönern eines Hauses oder des gesamten Grundbesitzes wieder auf dem Markt erhältlich war. Sind wir in

Benneckenstein, stehe ich noch oft auf der Rappbode-Brücke und schaue genau so gern wie in früheren Jahren hinüber auf mein Elternhaus. Dann eilen die Gedanken wie von selbst zurück in die unbeschwerten Kindertage.

Doch von allen Sentimentalitäten zurück zur Realität, zum Grenzkontrollpunkt! Wir standen schließlich noch immer dort und warteten darauf, dass der Grenzer zum Schluss seiner Ermahnungen kommend beiseite treten würde, um uns die Weiterfahrt zu gewähren. Nicht umsonst hatten wir mehrmals meiner Mutter zugeraut: „Schön vorsichtig sein, Oma!“ Worauf sie erwiderte: „Ich sehe mich schon vor!“ Nein, körperlich war sie noch vollkommen fit. Unsere Mahnung hatte einen ganz anderen Hintergrund: Das Ostgeld, die paar tausend Mark, die wir von unseren Hausnachfolgern zusätzlich zum gesetzlichen Kaufpreis ausgezahlt bekamen, hatten wir nicht auf einer Bank in der DDR deponiert. Das hätte sicher Komplikationen bei der Beantwortung der zu erwartenden Frage gegeben: Woher kommt das Geld? Nein, das hatte meine Mutter, Schein um Schein sorgfältig unter ihr Korsett gelegt, um es auf diese Weise wohlgesichert mit in den Westen zu nehmen und trotz aller miesen Bedingungen in DM West einzutauschen.

Deshalb galt auch ihr unsere Fürsorge. Wir hatten Angst, dass es bei einer zu hastigen Bewegung ihrerseits unter dem Korsett knistern könnte. Das hätte womöglich die Aufmerksamkeit der Grenzer hervorgerufen und eine gründliche Durchsuchung unserer Oma provoziert. Und sicher wäre das Auffinden von einigen Tausend Mark letztlich mit größeren Konsequenzen für uns verbunden gewesen, als es bei den Bettlaken der Fall war. Nachdem uns endlich freie Fahrt gewährt wurde, fuhren wir weiter zur nächsten Schranke, wo wir dem westdeutschen Zöllner unsere Pässe vorzeigten. Auf die übliche Frage: „Haben sie was zu verzollen?“ sagten wir trotz der vielen Schnapsflaschen im Koffer „nein“ und konnten unsere Fahrt tief aufseufzend fortsetzen. Zuhause angekommen, fand ich in Gottfrieds Jackett, in der Tasche links oben, wo eigentlich nur das Kavaliertaschentuch stecken sollte, noch einen 50-Markschein in Ost. Du meine Güte, auch das noch! Er selbst wusste überhaupt nicht mehr, dass der darin war. Dabei musste ich doch laut Anweisung des Grenzlers auch dieses Bekleidungsstück - ich hängte es nichts Böses ahnend cool über meinen Arm - mit in die Baracke nehmen, wo er alles gründlichst durchsuchte. Aber vielleicht hatten ihn die vielen Schnapsflaschen in unserem Koffern so „groggy“ gemacht, dass er den Geldschein und das Glas mit der köstlichen Leberwurst übersah.

Der Westladen

Die Zeit heilt bekanntlich alle Wunden und lässt auch so manche Aufregung vergessen. Deshalb ließen wir uns von dem zuletzt Erlebten die Reiselust nicht verdrießen und unternahmen einige Jahre später die gleiche Fahrt. Wir ahnten, dass es diesmal für meinen Vater die letzte sein würde, denn es ging ihm immer weniger gut. Wie schön war es doch, Heimat, Verwandte und Freunde wiederzusehen. Positiv zu nennende Veränderungen hatten wir auch diesmal kaum feststellen können; auf unserer gesamten Fahrt wie auch in Benneckenstein. Wir fanden alles so vor, wie beim letzten Mal. Die Schlaglöcher waren fühlbar noch vorhanden, die Häuser standen noch so wie zuvor, manche etwas grauer, einige etwas farbiger mit großen Fenstern und mit moderneren Putzfassaden über den Fachwerken. Die üblichen Sand- und Steinhaufen lagen immer noch auf den Bürgersteigen, wenn auch jetzt vor anderen Grundstücken. Doch daraus konnte man schließen, dass einige Hauseigentümer inzwischen das Fehlende organisieren und die Renovierungen ausführen konnten.

Während dieses Aufenthalts besuchten wir auch in einem anderen Ort meine Cousine Hanni und ihre Familie. Die Freude des Wiedersehens war groß. Im Laufe unserer Unterhaltung stellte sich heraus, dass sie Kummer mit ihrem Auto, ihrem Trabi hatten. Während einer Fahrt war ihnen ein anderer Wagen dieses Typs in den linken Kotflügel gefahren. Zum Glück war nichts weiter passiert, aber dieses immerhin wichtige Teil war zu Schrott geworden. Im Westen Deutschlands brachte man ein demoliertes Auto in eine der Reparaturwerkstätten, und am nächsten Tag konnte man das gute Stück so gut wie neu wieder abholen.

Nicht so in der DDR. Natürlich gab es auch hier die entsprechenden Werkstätten. Aber Ersatzteile zu besorgen, noch dazu einen Kotflügel, das war schon eine schwierige Angelegenheit. Man konnte sogar welche direkt vom Hersteller in Zwickau anfordern, doch leider waren zur der Zeit nur rechte lieferbar. Dummer Weise war man ihnen aber in den linken gefahren. So ließen sie sich von einem Privatmann, den man erst ausfindig machen musste, einen linken Kotflügel anfertigen. Der Mann war so clever, die Marklücke auszunutzen und stellte verschiedene Teile in Handarbeit her. Diese waren mitunter qualitativ besser als die Originale. Somit war der Schaden also wieder behoben. Nur: ihr Trabi war rot, der neue Kotflügel grau. Ein trauriger Anblick für jeden, der sein Auto liebt. Dieser Schönheitsfehler konnte aber nicht behoben werden, denn die dazu benötigte Farbe gab es auch nicht. Wie gut für sie, dass wir da waren! Eine genaue Farbanalyse wurde angefertigt, und nachdem wir wieder Zuhause angekommen waren, ging ein

Päckchen an sie ab, in dem sich eine Spraydose mit der entsprechenden Farbe befand.

Aber auch etwas Positives hatte sich während unsere Abwesenheit ereignet. Es gab da seit kurzem eine neue Einkaufsmöglichkeit für DDR-Bewohner und Transitreisende wie uns. Die Verwandten berichteten ganz stolz, dass in Wernigerode ein sogenannter „Intershop“ eröffnet worden sei. In diesem könne man alle Artikel kaufen, die es auch im Westen gebe. Allerdings müsse man über das nötige Westgeld verfügen; mit Ostmark sei nichts zu machen. Wer also keine Gelegenheit hatte, über Verwandte an ein paar Mark heranzukommen und somit zum Tausch gezwungen war, dem wurde die Verlockung, etwas Luxus zu besitzen, ganz schön teuer. Inzwischen war es kein „Verbrechen“ mehr, im Besitz dieser verpönten Währung zu sein. Im Gegenteil. Jetzt durfte sie auch von der DDR-Bevölkerung in diesen speziellen Läden ausgegeben werden. Kam doch somit noch mehr an kostbaren Devisen in den Staatssäckel. Nur die Ostmark durfte auch weiterhin auf keinen Fall in den Westen gelangen.

So fuhren wir dann eines Tages mit einigen unserer Verwandten nach Wernigerode, um in diesem so hoch gepriesenen Laden einzukaufen. Nach allem was uns erzählt wurde, hatte ich mir vorgestellt, ein Geschäft vorzufinden, das im Erscheinungsbild denen im Westen entsprach. Als wir dort ankamen und zur Tür eintraten, gelangten wir erst in einen kleinen Flur und mussten eine weitere Tür durchschreiten. Dort standen wir in einem kleinen Ladenraum, der mit einem Tresen ausgestattet war. Dieser und das Regal dahinter waren mit allerhand Sachen aufgefüllt, denen ich aber keine große Beachtung schenkte. Da der ganze Raum noch nicht einmal so groß war wie unser Wohnzimmer, hielt ich ihn für einen Kiosk, wie man ihn im Westen des Öfteren vor größeren Geschäften findet.

Also marschierte ich gleich weiter, denn ich hatte da noch einen bogenförmigen Durchgang entdeckt. Er war nicht mit einer Tür, sondern mit einem Vorhang versehen, der etwas aufgezo-gen war. Resolut schob ich ihn beiseite, um in den nächsten Raum zu gelangen. Aber da stand mir auch schon eine Verkäuferin gegenüber, die ziemlich ärgerlich sagte: „Hier dürfen sie nicht rein!“ Ziemlich irritiert stand ich da und schaute nochmals zurück auf das, was ich für einen Kiosk gehalten hatte und sah dabei auf das grinsende Gesicht meines Neffen Dietfried, der mich beobachtet hatte. Na klar! Der wusste ja auch, wo sich der Laden befand. Nur ich hatte mich von den Reden über die angebliche Großartigkeit dieses Westgeschäftes hinreißen lassen. Ich hatte ein Einkaufscenter erwartet und ein solches gesucht. - Da hatte ich doch tatsächlich vergessen, dass Wernigerode in der DDR liegt!

Diesmal fiel der älteren Generation der Abschied von einander besonders schwer. Wie immer winkten die Zurückbleibenden auf der Straße stehend unserem davon fahrenden Wagen hinterher. Doch über allen lag mehr Wehmut als in den vergangenen Jahren. Als ob wir es gehaut hätten; Onkel Kurt sagten wir zum letzten Mal „Adieu“. Bald erreichten wir die Grenzanlagen und alle Erinnerungen an unsere letzte Kontrolle tauchten wieder auf. Doch diesmal gab es keine Komplikationen. Nach Einsicht unserer Pässe wurden wir nur noch befragt und man glaubte uns jedes Wort. Aber auch mit Recht. Denn diesmal hatten wir keine Bettlaken bei uns, und auch unsere Oma war total „clean“!

Um unsere noch immer bedrückte Stimmung während der Fahrt etwas aufzuheitern, bog Gottfried bei Heidelberg von der Autobahn ab und fuhr mit uns zum Schloss hinauf. Nachdem wir uns auf dem historischen Gelände die Beine vertreten, das Panorama bewundert und ein paar Gläschen Wein genossen hatten, ging die Fahrt weiter. Ein letztes Mal wurde an einer Raststätte halt gemacht, um uns mit einer Tasse Kaffee für den Rest der Strecke zu stärken. Am Ende eines sehr langen Gastraumes fanden wir dort einen freien Tisch. Um diesen schnellstens zu reservieren, steuerten wir darauf los, obwohl mein Vater noch nicht bei uns war. Wir konnten jedoch den Eingang gut übersehen. Wenn er eintrat, brauchten wir nur winken, um ihn auf uns aufmerksam zu machen.

Die Bestellung war schon aufgegeben, aber von Vater war immer noch keine Spur. Endlich trat jemand zur Tür herein. Beruhigt sagten wir alle: „Da kommt er!“ Wir winkten, doch er reagierte nicht darauf und blieb einige Momente am Eingang stehen, bis er dann langsam näher trat. Wir schauten - inzwischen bereits etwas skeptisch - zu ihm hin. Irgend etwas stimmte da nicht, aber was?? Sein Aussehen, der Anzug, die Frisur waren identisch und trotzdem, etwas ließ uns an seiner Identität zweifeln. Sehr komisch!? Wie es weiter ging, berichte ich wieder so, wie ich es vor langer Zeit geschrieben habe:

Richard wie siehst du denn aus?

Im Jahr 82 fuhren wir mit frohen Sinn

mal wieder zu der Heimat hin

14 Tage verweilten wir dort

dann mussten wir schon wieder fort.

Der Abschiedsschmerz wollte gar nicht vergehen.

Mit Kurt war es das letzte Wiedersehen.

*Doch Gottfried ließ, um uns abzulenken,
den Wagen von der Autobahn abschwenken.*

In Richtung Heidelberg und zum Schloss ging's hinauf.

*Dort stiegen wir auf das große Fass herauf.
Ein paar Gläschen Wein tranken wir aus
und schon sah die Welt ganz anders aus.*

Danach haben wir nochmals Rast gemacht.

Ja, und wer hätte das gedacht?

Jeder ging noch zu dem gewissen Ort.

Alle kamen wieder, nur der Opa blieb fort.

*So saßen wir dann und harrten der Dinge,
dass endlich doch die Türe aufginge,
dass der Opa rein käme, so wie er stets lachte
und unsere Runde wieder vollzählig machte.*

Endlich war es dann geschehen,

wir sahen ihn am Eingang stehen.

*Mit gleichem Anzug und gleicher Krawatte,
auch die Frisur sich nicht verändert hatte.*

Nur sein Gesicht, wie sah das nur aus?

Unsere Oma überlief der kalte Graus!

*Sein Antlitz, von straffer Haut gehalten.
Jetzt hatte es lauter Knitterfalten.
Nun glaubt ja nicht, dass dies alles wär,
ein Stück seiner Größe gab er auch noch her.
Also, um soviel kleiner und so viel Falten,
wer sollte da noch unsere Oma halten?*

*Sie sprang auf, der Stuhl flog in die Ecke,
sie rannte nur die ganze Strecke.
Dabei rief sie, es schallte durchs Haus:
„Richard, wie siehst du denn aus ??“
Sie wollte gerade die Arme um ihn schwenken,
da kamen ihr plötzlich doch noch Bedenken.*

*In seine Augen warf sie einen tiefen Blick,
drehte sich um und kam zum Tisch zurück.
Hier saßen wir, verbogen vor Lachen.
Der Mann stand noch da und konnte nichts machen.
Umarmen wollte ihn eine fremde Frau.
Sie nannte ihn Richard, - vielleicht hieß er Paul? –*

*Das ging ihm etwas gegen den Strich
er wollte doch nur zurück an seinen Tisch!
Ein paar Minuten noch mussten wir warten,*

*da kam unser Opa mit seinem Lachen.
Diesmal war uns sofort klar,
dass der, der jetzt kam, „unser“ Opa war.*

*Wir fragten ihn: „Wo warst du nur?“
nach unserer schon peinlichen Tortour.
Er berichtete uns darauf ganz verzückt,
wie schön man hier durch die Umgebung blickt.
Gelustwandelt habe er nach seinem Bedürfnis,
noch ein wenig um die Gaststätte Höfnis.*

*Doch Gott sollte man nur danken,
er stand vor uns, so wie wir ihn kannten.
In voller Größe und ohne Falten,
so blieb er uns noch lange erhalten.
Wir fahren dann weiter, in Richtung Zuhause
und kamen aus dem Lachen nicht raus.*

*Gottfried konnte kaum den Wagen noch lenken,
er musste dauernd an den Verknitterten denken.
Dazu an Omas schnellen Lauf
und ihren Ruf. „**Richard, wie siehst du denn aus!**“*

Unsere Ahnung hatte uns nicht getrogen. Es war das letzte Mal gewesen, dass wir gemeinsam mit meinen Eltern unsere Heimat besuchen konnten. Mein Vater erlitt weitere Schlaganfälle. Er wurde zwar 90 Jahre alt, aber in den letzten 5 ½ Jahren die ihm verblieben, war er auf einen Rollstuhl

angewiesen. Dazu kam, dass auch Gottfried mir gesundheitlich großen Kummer bereitete. Doch Dank seiner eisernen Energie hat er es immer wieder geschafft, auf die Beine zukommen.

Dank der einmal im Jahr ausgestellten Reisegenehmigungen für Bürger der DDR – wie erwähnt, nur für Rentner - war es einer meiner beiden Tanten stets möglich, mich für die Urlaubszeit bei meinen Eltern zu vertreten. Oft standen wir am Abend, wenn der Zug eintraf, mit dem schon gepackten Wagen am Bahnhof, um sie in Empfang zu nehmen. Alle waren wir froh, wenn wir uns hier begrüßen konnten. Meine Tanten waren es, weil ihre Reise bewilligt wurde und wir, dass wir wie geplant noch in der Nacht in die Ferien starten konnten. Viel Zeit blieb uns nicht füreinander. Wir wollten drei Wochen fort bleiben, und ihre Genehmigung für den Westbesuch lief nicht viel länger. War trotzdem einmal Not am Mann, sprangen wie ganz selbstverständlich unsere Freunde ein und versorgten Vater und Mutter.

Überhaupt versäumte zu der Zeit kaum ein Rentner der DDR, zumindest einmal im Jahr in den Westen zu fahren. Ein großer Anreiz war, dass jedem Besucher im Rathaus der Stadt ein Empfangsgeld von 50,- DM überreicht wurde. Nicht gerade zur Freude der im Westen Lebenden wurde das auch oft ausgenutzt, und so etliche fuhren in verschiedene Orte, um auch dort - wie auch immer sie das ermöglichten die gleiche Summe nochmals zu kassieren.

Doch was waren schon 50,- DM? Die reichten bei weitem nicht aus, um alle Wünsche, auch die der Heimgebliebenen, zu erfüllen. So war es dann selbstverständlich, dass alle Verwandten finanziell ihr Scherflein dazu beitrugen. Und jeder der da kam, fuhr mit schwerem Gepäck wieder zurück. Sicher zur Freude der jüngeren Generation, der eine Reise in den Westen verwehrt war und sich deshalb mit den für sie mitgebrachten Sachen und den Erzählungen der Älteren begnügen musste.

Da fällt mir eine Geschichte ein, die sich abspielte, während wir das letzte Mal gemeinsam mit meinen Eltern in Trautenstein waren. Die Tochter meiner Kusine und der Sohn meines Veters unterhielten sich darüber, wie es sein würde, wenn sie in den Westen fahren dürften, und bauten ihre Luftschlösser. Die beiden Neun- und Zehnjährigen waren sich natürlich darüber im Klaren, dass diese Reise erst stattfinden konnte, wenn sie im Rentenalter sind. Trotzdem stellten sie schon jetzt die Frage an meine Eltern: „Können wir dann zu euch kommen?“ Meine Mutter antwortete: „Aber selbstverständlich, wir freuen uns schon heute darauf!“ Die Angelegenheit war also fest gebongt. Beide sagten erfreut: „Also, wenn wir Rentner sind, dann kommen wir und besuchen euch!“ Doch nach einer nachdenklichen

Minute meinte der Junge: „Das geht ja überhaupt nicht. Dann seid ihr ja schon lange tot!“

Die Fahrten nach Hohegeiß

Nach einer schweren Krankheit und Operation, musste Gottfried 1985 vorzeitig sein Berufsleben aufgeben. So fuhren wir von da an jedes Jahr über Pfungsten zu unserem Heimattreffen nach Hohegeiß, dem wir mehrere Jahre fern geblieben waren. Schon wochenlang vorher freuten wir uns auf ein Wiedersehen mit unseren Bekannten und Freunden. Dazu wurde noch spekuliert, wen wir wohl von all denen, die uns besonders am Herzen lagen, dort antreffen würden. Die Einen und die Anderen hatten uns auch im Laufe der letzten Jahre besucht. Wir waren zwar kein unmittelbarer Treffpunkt mehr, wie das in Bückeburg der Fall war, aber dafür machten jetzt viele, die im Süden ihren Urlaub verbrachten, bei uns Station. So wurde der Kontakt nie unterbrochen.

Auf dem letztem Stück der Fahrt hieß es wie immer: Wer sieht den Brocken zuerst? Stiegen wir nach unserer Ankunft aus dem Auto, war unser erster Ausruf meistens: „Puh!“ Schuld daran war die ungewohnt raue Luft, die uns hier um die Nase wehte. Wir waren zwar stets darauf vorbereitet und hatten immer die entsprechende warme Kleidung dabei, trotzdem traf uns Sonnenverwöhnte die Klimaveränderung fast immer wie ein kleiner Schock. Wir wohnten ja inzwischen in einer der wärmsten Gegenden Deutschlands. Ja, früher, da war das raue Klima im Harz für uns selbstverständlich. Schon wenige Minuten nachdem wir Hohegeiß erreicht hatten, trafen wir auf die ersten Landsleute: Großes Hallo, Begrüßung, Händeschütteln, und ein kurzer Nachrichtenaustausch fand statt. Die große Übersicht folgte dann am Abend.

Auf dem Programm, das wir mit unserer Einladung erhielten, war als wichtigste Information das Lokal für den Begrüßungsabend benannt. Hier wurden wir sowohl von den Organisatoren, denen wir das Zusammensein zu verdanken hatten, als auch von den Honoratioren des gastfreundlichen Bergdorfes willkommen geheißen. Letztere ließen aus Erfahrung immer erst eine längere Zeit verstreichen, ehe sie ihrer Ämter walteten. Denn vor der offiziellen Begrüßung trafen ständig Freunde und Bekannte zusammen, die sich seit einem Jahr oder länger nicht gesehen hatten. Das brauchte seine Zeit!

Die Treffen dauerten drei Tage. Und keines ging ohne besondere freudige Überraschungen ab. Zum Beispiel, wenn plötzlich noch so Einige aufkreuzten, auch wenn sie nur für ein paar Stunden blieben, das Wiedersehen

mit ihnen aber ganz besondere Freude bereitete. Längst aber war die Beteiligung nicht mehr so groß wie vor Jahren, als die ersten Treffen stattfanden. Einige von den Älteren waren verstorben, andere konnten aus Gesundheits- und anderen Gründen nicht mehr teilnehmen. Und von den Kindern und Enkeln hatten nur noch wenige einen engeren Bezug zu dem Heimatort ihrer Vorfahren. Doch wir, die dort zusammen kamen, waren wie eine große Familie. Eigentlich fühlten wir uns jetzt, nachdem wir „vom Winde verweht“ in allen möglichen Gegenden verstreut lebten, enger verbunden als einst – in jenen Zeiten, in denen es uns jederzeit möglich war, uns auf den Straßen unseres Heimatortes zu begegnen und noch niemand ahnte, wohin ihn das Schicksal einmal treiben würde. Unsere Abende verbrachten wir gemeinsam in einem Saal, und niemals ist uns dabei ein Anflug von Langeweile angekommen. Jedes Zusammensein wurde anders gestaltet. Tagsüber zogen alle, je nach Lust und Laune, in Gruppen zu größeren und kleineren Wanderungen los. Diejenigen, die nicht mehr so fit waren, beschränkten sich eben auf kleinere Spaziergänge.

Doch wohin uns die Wege auch führten, immer wieder fanden wir uns auf der vertrauten Anhöhe wieder, die einst den Blick auf unseren Heimatort freigab. Jetzt konnten wir ihn nicht mehr ganz überblicken. Die kleinen Büsche und Bäume davor waren inzwischen zu einem hohen Wald gewachsen. Über sie hinweg lugten nur noch einige Häuser des höher gelegenen östlichen Ortsteils, und ein Stück der Trautensteinstraße. Nicht zu übersehen war allerdings der Verlauf der Grenze, die unterdessen zwischen dem Stacheldrahtzaun, dem Panzergraben und dem gepflügten Feld zusätzlich mit einem massiv befestigten Plattenweg versehen worden war. Ebenso wurde immer wieder der Grenzschlagbaum in der Nähe des Jägerflecks von uns belagert. Aber noch etwas gab es, worauf wir uns stets besonders freuten. Das war der Tag, an dem unser Benneckensteiner Nationalgericht in einer Gastwirtschaft serviert wurde. Einer dieser Abende ist mir in besonderer Erinnerung geblieben, obwohl schon so etliche Jahre darüber vergangen sind.

Erwartungsvoll saßen wir alle an einer bereits gedeckten langen Tafel. Unser Heimatgericht, „Hackus und Knieste“ stand auf der Speisekarte. (Delikat gewürztes Hackfleisch, und ungeschälte halbierte Kartoffeln, mit Salz und viel Kümmel gewürzt, im Backofen auf einem Blech gegart) Es wurde bereits serviert, als Dr. Louis Wille, unser „Kulturvater“ oder „Heimatdokter“, wie er liebevoll von vielen Harzer genannt wurde, sich erhob und eine Rede für seine Landsleute hielt. Alle hörten den ernsten, aber auch humorvollen Worten zu. Mit der Zeit warfen aber auch so einige besorgte Blicke auf die Knieste, die jetzt nicht mehr so dampften als zu der

Zeit des Servierens. Keiner wagte es jedoch, ihn zu unterbrechen. Da erfasste seine resolute Kusine Ilse Koch die Initiative. Mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihn, sagte sie bedächtig, aber eindringlich: „Dokter, de Knieste wärn koelt!“



Für den Morgen des zweiten Pfingsttages stand das traditionelle Pfingstwurstbraten auf dem Programm. An den Tagen vorher hatte man schon besorgt geäußert: „Hoffentlich ist das Wetter schön und es kommt kein Regen!“ Doch Petrus war uns auch in diesem Jahr wohl gesonnen. So wurde dann in aller Frühe das große Heckenfeuer, das schon auf einer großen Wiese vorbereitet war, in Brand gesetzt. Die Funken stoben in alle Richtungen und der Wind trieb den Qualm durch die Gegend. Der Diensthabende am Feuer stand mit einer langen Stange dabei, mit der er das Reisig ordnete, damit bald recht viel Glut entstand. Denn auf diese kam es an.

Langsam bevölkerte sich die Wiese. Wer ausgeschlafen hatte, zog mit seinen Leuten auf den Festplatz und leistete den anderen am Feuer Gesellschaft. Nach der morgendlichen Begrüßung wurde meistens erzählt und gescherzt. Wenn dann der Ruf erscholl: „Die Würste können rein!“ hatten es alle, die noch nicht im Besitz dieser Harzer Spezialität waren, plötzlich sehr eilig.



Sie liefen zu dem Auto, in dem ein Händler extra für die Benneckensteiner einen ausreichenden Vorrat bereithielt. Bei den Würsten handelte es sich jedoch nicht um irgendwelche, sondern um ganz speziell angefertigte, eben die „Pfingstwürste“. Jede einzeln wurde fachmännisch in Pergamentpapier gewickelt, mit Zeitungspapier umhüllt, angefeuchtet und dann mitten in die heiße Glut gelegt. Der Mann mit der Stange bewachte nun auch diese, und jeder hatte jetzt Zeit, sich die dazu gehörenden Brote und Getränke zu besorgen. War die Wurst gut durchgebrutzelt, setzte man sich damit zu den anderen ins Grüne. Hier konnte man in aller Ruhe die Rauchschwaden, die Funken des Feuers und das ganze Treiben auf der Wiese beobachten. Man lauschte den Reden der anderen und warf selbst ein paar Worte mit ein. Vor allem aber konnte man mit dem größten Genuss seine

Wurst verzehren, und dabei überlegt, ob man sich eventuell noch eine zweite genehmigen sollte.

So verging der Vormittag. Gesättigt, träge und vollauf zufrieden trennten sich alle zu einer Mittagsruhe, um sich dann bald wieder zu einem Spaziergang und der sich daran anschließenden Kaffeetafel zusammenzufinden. Man weilte in Gedanken noch einmal in dem nur 3 Km entfernten Benneckenstein, in dem zur selben Zeit die alte und weithin bekannte Tradition des „Finkenmanövers“ vollzogen worden war. Seit eh und je wurden dort auf einer Waldschneise vor dem Anzünden der Pfingstfeuer der berühmte Sangeswettstreit der Buchfinken durchgeführt. Die Vogelzüchter, die sich schon vor vielen Jahrzehnten zu einem Finkenverein zusammenschlossen, konkurrierten mit ihren Freunden aus Thale, Blankenburg oder Hasselfelde um den sangeskräftigsten Buchfinkenhahn. Die Vögel wurden in weiß umhüllten Käfigen gehalten und zum Wettsingen in Abständen nebeneinander auf einem extra dafür errichteten langen Tisch abgestellt. Die Kampfrichter zählten die „Schläge“ – so werden die Sangesstrophen der Finken genannt – und ermittelten somit den ausdauerndsten Sänger. Dessen Besitzer konnte dann die Ehrung zum „Finkenkönig“ entgegen nehmen.



Diesem Ereignis in der grünenden Natur oberhalb des Heringsbrunnens blieb fast kein Einheimischer fern. Und da auch viele Gäste dem Finkenmanöver beiwohnen wollten, wimmelte es bald auf der Schneise nur so von gut gelaunten Menschen, denen bald der Rauchgeruch der vielen Feuer anhaftete. Aber auch das gehörte dazu und gab diesem Fest die besondere Atmosphäre. Wollte man möglichst viele alte Bekannte wiedersehen, hier war die beste Gelegenheit dazu. Für jeden auswärtig lebenden Benneckensteiner war es ein „ungeschriebenes Gesetz“, an diesem Tag in seiner Heimat zu weilen. Bereits vor dem Krieg wurde das Benneckensteiner Finkenmanöver von den Radiosendern übertragen.

Die Goldene Konfirmation

1988 bekam Gottfried aus unserem Heimatort die Einladung zur Goldenen Konfirmation, die dort jedes Jahr mit großer Teilnahme der Einwohner gefeiert wird. Mein Vater bedurfte keiner Pflege mehr; er war im Januar für immer von uns gegangen. So war es meiner Mutter möglich, mit uns in die Heimat zu fahren. An der Grenze gab es auch diesmal keinerlei Schwierigkeiten, frohgemut fuhren wir weiter. Als wir jedoch meine Kusine Hanni auf der Vorbeifahrt besuchten, berichtete sie uns, dass ihre Mutter, meine liebe Tante Irmchen, in Wernigerode im Krankenhaus liege und es ihr gar nicht gut ginge. Auch, dass sie immer wieder gefragt habe, wann wir denn kämen? Nach der Begrüßung in Trautenstein stieg ihr Mann, Onkel Herbert, zu uns ins Auto und begleitete uns nach Wernigerode, wo wir uns ja anzumelden hatten. Nach dieser Pflicht wollten wir gemeinsam Tante Irmchen im Krankenhaus besuchen.

Als nach längerem Warten in der Amtsstelle die üblichen Formalitäten erledigt waren, suchten wir die Klinik auf. Dort angekommen erhielten wir die traurige Nachricht, dass Tante Irmchen eine halbe Stunde zuvor verstorben war. Das war also während der Zeit geschehen, als wir bereits im Wernigeröder Polizeiamt auf unsere letzten Aufenthaltsgenehmigungen warteten. Es war reiner Zufall, dass wir noch an der Beerdigung teilnehmen konnten. Denn in der gleichen Nacht ab 24 Uhr mussten wir die DDR wieder verlassen haben. Die Zeit auf unserer Einreisegenehmigung war abgelaufen. Wären wir einen Tag eher gekommen, hätten wir sie noch lebend angetroffen. Denke ich heute daran zurück, bin ich dem Schicksal trotzdem dankbar, dass es uns gerade in diesen Tagen in den Harz geführt hat. Somit war es uns wenigstens vergönnt, von unserer lieben Tante Abschied zu nehmen und sie auf ihrem letzten Weg zu begleiten.

Die Mauer bröckelt

Was ich jetzt berichte, dürfte noch vielen in guter Erinnerung sein. Es war im Oktober 1989, als in den Medien Unglaubliches über die DDR berichtet wurde: Aufbegehren kirchlicher Oppositioneller und Bürgerrechtler, Friedensgebete, Demonstrationen, „Wir-sind-das-Volk“-Rufe und dann Erich Honeckers Rücktritt! Die Meldungen, die anfangs keiner so richtig glauben konnte, überschlugen sich und erinnerten an die Geschehnisse von 1953. Vielen, denen der Aufstand am 17. Juni 1953, vielleicht sogar aus eigenem Erleben, noch gut im Gedächtnis war, verfolgten die aktuellen Nachrichten mit Spannung und Besorgnis. Sie wussten, wie der 17. Juni verlaufen war; die Hoffnungen wurden damals hinter Zuchthausmauern verbannt!

Aber diesmal war es anders. Die DDR-Bürger wollten sich scheinbar durch nichts mehr in ihrem Freiheitsdrang hindern lassen. Weder von leeren Versprechungen ihres Politbüros noch von Stasi-Drohungen. In der Nacht zum 10. November geschah das Unfassbare. Das Fernsehen zeigte live, was sich in Berlin vor dem Brandenburger Tor abspielte. Menschenansammlungen auf beiden Seiten bedrängten die Mauer. Die Ersten bestiegen das „heilige antifaschistische Bollwerk“, man hämmerte darauf ein, tanzte auf seinem Sims, reichte anderen die Hände. Die Tore öffneten sich, und kein Schuss fiel. Kein Panzer versuchte diesmal die Euphorie des Volkes mit Gewalt zu stoppen. Das Unglaubliche war eingetroffen - die friedliche Revolution hatte gesiegt! Berliner, die in ihrer Stadt seit 36 Jahren getrennt leben mussten, aber auch Bewohner aus dem Inneren der DDR, die diese historische Stunde der Grenzöffnung nicht versäumen wollten und sich mitten in der Nacht mit ihren Trabis und Wartburgs auf den Weg gemacht hatten, lagen einander mit Tränen der Freude in den Armen.

Als endgültig feststand, dass sich an diesem Zustand nichts mehr ändern würde, holte Gottfried die Akte hervor, die alle Schriftstücke über die erste Enteignung der Firma Hartmeyer von 1951 und die zweite von 1953 enthielt. Dann setzte er sich an seine Schreibmaschine und setzte eine Eingabe an die betreffende Behörde auf, in der er die Rückgabe unseres Eigentums forderte. Mit allen diesen Unterlagen fuhren wir mit meiner Mutter im Februar 1990 nach Benneckenstein. Zum ersten mal brauchten wir keinen Umweg über Duderstadt zu machen, dem ehemaligen Grenzübergang, sondern fuhren die direkte Route. An wichtigen Übergangsstellen hatte man die einst so befestigte Grenze vom Stacheldraht befreit und Verbindungsstraßen über das gepflügte Feld gebaut, auf dem einst jeder Flüchtling zum Abschuss frei gegeben war.

Wir fuhren noch auf westlichem Gebiet, als uns zuerst vereinzelt einige Trabis entgegen kamen. Doch je weiter wir in Richtung der ehemaligen Grenze kamen, vermehrte sich auch die Zahl dieser kleinen unverkennbaren Autos, die wir zuvor kaum im Westen gesehen hatten. Höchstens in grenznahen Gebieten, wenn Rentner mit Genehmigung einen PKW benutzen durften. Allerdings konnten sie nie weit fahren, denn ihre Tankfüllung musste wieder bis nach Hause reichen. Wer wollte schon kostbares Westgeld für Benzin ausgeben? Als wir in Göttingen von der Autobahn abfuhren, es war sehr früh am Morgen, konnte man kaum fassen, was uns da entgegen kam. Während auf unserer Spur in den Osten normaler Verkehr herrschte, wollte auf der anderen Fahrbahn die Schlange kein Ende nehmen. Ein Trabi nach dem anderen kam da angeknattert, kaum ein größerer Wagen dazwischen. Man konnte meinen, dass jetzt nach dem Umbruch alle ehemaligen DDR-Bewohner in den Westen zogen. Während wir daran vorbei fuhren, und auch nach den nächsten Kurven noch immer kein Ende der Autokarawane zu erkennen war, sagte ich: „Ich habe das Gefühl, wir fahren nicht in unsere Heimat, sondern ins „Trabi-Land!“

Des Öfteren waren wir in all den Jahren über die stark bewachte Grenze in die DDR gefahren, immer mit einem beklemmenden Gefühl in der Brust, bevor wir die Kontrollen durchlaufen hatten. Doch diesmal, als uns Grenzer „lächelnd“, ohne unsere Pässe und unser Gepäck mit eisigen Mienen zu kontrollieren, zur Weiterfahrt winkten, wurde uns ganz komisch. Nur einige Meter fuhren wir noch, dann hielt Gottfried den Wagen auf einem Nebenweg an. Wir alle mussten erst diese überwältigenden Gefühle verarbeiten. Es bedurfte einer längeren Pause, bis wir unsere Fahrt fortsetzen konnten. Ja, etwas im Fernsehen sehen, oder es selber zu erleben, das ist ein gewaltiger Unterschied!

Jetzt konnten wir die kürzere Strecke über Braunlage wählen. Nur die ehemalige Landstraße von Hohegeiß nach Benneckenstein konnten wir noch nicht benutzen, die musste erst vollkommen wieder erneuert werden. Bei unseren früheren Aufenthalten anlässlich der Pfingsttreffen hatten wir bereits vor Jahren schon voller Verblüffung festgestellt, dass ihr Verlauf überhaupt nicht mehr zu erkennen war, alles war von der Natur zurück erobert worden. Jetzt fuhren wir auf der B4, auf der wir so oft unsere Spaziergänge unternommen hatten, um auf den Schlagbaum gelehnt - der jetzt verschwunden war - zum Jägerfleck zu sehen. Über diesen markanten Punkt fuhren wir jetzt nach Benneckenstein hinein.



In der Heimat angekommen

Meine Mutter brachten wir nach Trautenstein zu ihrer Schwester Liesbeth. Von ihrer Generation lebten nur noch die beiden Schwestern, denn inzwischen war auch Onkel Herbert für immer von uns gegangen. Doch das große Ereignis, die Öffnung der Grenzen, hatte er noch miterlebt. Dass meine inzwischen 90 Jahre alte Mutter diese Fahrt mit uns unternehmen konnte, muss ich auch als ein Wunder bezeichnen. Sie war bereits 88 Jahre alt, als sie sich bei einem Sturz einen Oberschenkelhalsbruch zuzog. Für uns alle stand fest, dass sie sich davon nie wieder erholen würde. Aber wie sehr wir uns getäuscht hatten, zeigt folgendes Beispiel:

Es war etwa ein Jahr nach dem Unfall, als unser Sohn und Schwiegertochter sie besuchen wollten. Nachdem ihnen auf ihr Klingeln nicht geöffnet wurde, wollten sie schon wieder gehen, als der Fahrstuhl hielt und ihre Oma, in beiden Händen eine Einkaufstasche tragend, ausstieg. Als sie die beiden sah, sagte sie zu ihnen: „Ach Kinder, jetzt habe ich doch meinen Stock vergessen!“

Im ehemaligen Haus meiner Großeltern wohnte jetzt außer Tante Liesbeth auch meine Kusine Christine mit ihrer Familie. Wie schön für mich. Da konnte ich doch noch immer das zweite Zuhause meiner Kindheit von unten bis zum Dach hinauf durchstreifen und in alten Erinnerungen schwelgen. Auch wenn sich inzwischen so etliches verändert hatte - die Birke

im Garten, unter der im Frühjahr Osterglocken blühen, und der Blick über das Dorf waren noch immer da wie eh und je. Gottfried und ich fanden in Benneckenstein Unterkunft bei unserer Freundin Inge, die uns eingeladen hatte. Und wir konnten in dieser Zeit wieder so einen richtigen Winter im Harz erleben. Am Abend fing es erst ganz leise an zu schneien. Doch am anderen Morgen war von unserem Auto, das auf dem Hof abgestellt war, nicht mehr viel zu sehen. Auf Dach, Heck und Motorhaube lag eine dicke weiße Schneeschicht, die auch die Fenster wie eine schöne Gardine abdeckte. Ähnlich zweier Ohren schauten die Seitenspiegel heraus.

Also machte sich Gottfried daran, während auch die Leute aus der Nachbarschaft ihre Wege schaufelten, sein Auto aus den Schneemassen zu befreien. Wie viele Jahre waren vergangen, seit er diese Arbeit zum letzten Mal verrichtet hatte? Seine Überlegungen wurden von einem etwas zwiespältigen Gefühl unterbrochen, als er sah, wie ein Nachbar mit seinem Trabi ohne große Schwierigkeiten einfach durch den hohen Schnee hindurch fuhr. Unser Opel, der dort wie alle aus dem Westen stammenden Autos als „dicker Westwagen“ bezeichnet wurde, hätte das mit seiner Tieflage nicht so problemlos geschafft.

Nachdem die Straßen gepflügt waren, fuhren wir nach Wernigerode. Diesmal nicht zum Polizeirevier, um uns anzumelden, sondern zu dem Amt, in dem Gottfried den Antrag auf Rückgabe des Eigentums einreichen wollte. Mit unserem Neffen Dietfried, der seit langem eine KFZ- Werkstatt betrieb, hatten wir vordem ein intensives Gespräch geführt. Die Frage war, wollte er mit seinem Sohn Mathias das inzwischen so heruntergekommene Eigentum übernehmen und wieder aufbauen? Für uns war die Zeit zu spät gekommen, und unser Sohn arbeitete seit Jahren in einem Schweizer Chemiekonzern als Cheflaborant. Dazu kam noch die Frage, wann überhaupt die Rückgabe erfolgen würde?! Mit einer Absage rechneten wir auf keinen Fall. Die ersten Schreiben, die diesbezüglich einige Wochen später bei uns eintrafen, klangen, wie erwartet, sehr positiv. Allerdings musste von Amtswegen her noch alles geprüft werden. So nahm der Behördenweg seinen Lauf. Die Akten gingen nach Magdeburg, von dort nach Berlin. Jede Stelle hatte Extrafragen, und die Briefe, dazu etliche Telefonate, gingen hin und her. Momentan wussten wohl auch die zuständigen Behörden noch nicht so recht „wie der Hase läuft“. Hinzu kam, dass wir nicht die Einzigen waren, die einen solchen Antrag stellten. Durch die Vielzahl derer, die fast alle zur gleichen Zeit ihr Eigentum zurückforderten, waren die dafür zuständigen Ämter total überfordert. So vergingen noch fünf Jahre, bis das ersehnte Schreiben bei uns eintraf. Mit allen amtlichen Stempeln und Unterschriften versehen teilte man uns mit,

dass die einstige Enteignung rückgängig gemacht - und das gesamte Anwesen als privates Eigentum zurückgegeben wird!

Nun gab es da allerdings noch ein Problem. Unser Neffe konnte nichts unternehmen, ehe nicht der VEB Kraftverkehr, der seit Jahren dort residierte, eine neue Bleibe gefunden hatte und Haus, Hof, Werkstatt und Garagen räumen konnte. Der Kraftverkehr zahlte jetzt zwar eine Pacht, aber was nützte das. Viele, besonders ältere Benneckensteiner, denen der Verlauf der Enteignung noch voll im Bewusstsein war, beglückwünschten uns zu der Rückgabe. Aber es gab auch andere Stimmen die da sagten: „Ihr könnt doch nicht einfach kommen, die Leute dort raus jagen, nur um alles für euch zu haben!“ Nun ja! Der Verkehrsbetrieb bekam die notwendige Zeit, alles an einem anderen Ort unter Dach und Fach zu bringen. Wir mussten damals auf der Stelle raus, wurden verhaftet und durften nichts mitnehmen.

Die Autokäufe

Unser Neffe hatte sich nach der Wende sofort um eine Opelvertretung beworben und sie erhalten. Jetzt trat Gottfried, mittlerweile Rentner, wieder in Aktion. Er besorgte nach den Angaben unseres Neffen, die von dessen Kunden bestellten Gebraucht- und auch Neuwagen in der Firma, in der er so lange Jahre tätig war. Mit diesem Dienst half er unserem Neffen, damit dieser seine Kunden zufriedenstellend bedienen konnte. Denn jetzt wollte keiner, dem es irgend möglich war, noch länger mit einem Trabi fahren. So kam es, dass unser Neffe mit seinem Sohn und noch drei oder vier Mann fast alle acht bis 14 Tage in einem Troupier bei uns vorfuhr. Hier erwartete sie zuerst ein gutes Frühstück nach der nächtlichen Fahrt, und dann ging es hinüber zur Firma, um die Wagen zu besichtigen und den geschäftlichen Teil zu erledigen. Nach dem Mittagessen brach dann eine Karawane von etwa fünf bis sechs Autos zur langen Rückfahrt auf. Von diesen Fahrten profitierten auch meine Schwägerin Ruth und Tante Liesbeth. Sie konnten im Troupier mit zu uns kommen und fuhren dann beim nächsten Schub, acht oder 14 Tage später wieder mit nach Haus.

Auf einem dieser Besuche erzählte unser Neffe, wie es einem meiner Schulkameraden erging. Voller Stolz war der schon einige Wochen mit seinem neuen Opel gefahren. Dann kam eines Tages seine Frau damit nach Haus und präsentierte ihm seine Neuerwerbung mit einem zerknautschten Kotflügel. Ganz erschüttert kam er damit in die Werkstatt unseres Neffen gefahren. Der tröstete ihn und sagte: „Das ist gar kein Problem. Morgen ist ein neuer Kotflügel dran - und von den Beulen nichts mehr zu sehen.“ Doch

mein Schulkamerad war immer noch nicht zu beruhigen und meinte: „Das ist ja alles gut und schön, aber wo kriegt man die passende Farbe her?“

Auch wir unternahmen jetzt öfter als früher eine Reise nach Benneckenstein und konnten somit verfolgen, wie sich der Ort veränderte. Gas- und Telefonleitungen wurden verlegt, Straßen neu gepflastert und etliche Häuser bekamen neue Fassaden. Was an vielen hervorstach, das waren neue moderne Fenster und Haustüren, welche die alten ersetzten. Und statt der roten Parolen sorgten nun Blumenkästen und Beete für freundliche Farbkleckse in den Straßen. Das gesamte Ortsbild begann sich so langsam zum Schöneren zu wandeln. Obwohl immer noch einige Häuser vor Schüchternheit strotzten.

Eines davon - es gehörte mit zu den heruntergekommensten - war das Haus und Grundstück meiner Schwiegereltern, die ehemalige Firma Hartmeyer. Wir konnten es bisher immer nur von außen betrachten. Es sah grauenhaft aus! Und es blieb auch nicht aus, dass Wehmut gemischt mit Zorn in uns aufstieg. Doch wie wurde uns erst zumute, als wir es zum ersten Mal nach 40 Jahren wieder betreten konnten. Von außen sah es schon verheerend aus, doch was uns im Inneren erwartete, stellte all unsere schlimmsten Befürchtungen in den Schatten. Seit Jahren schon hatte der Regen freien Einlass ins Haus. Wir wussten es, denn es war nicht zu übersehen, dass einige Dachziegel fehlten und etliche zerbrochen waren. Doch nicht nur die Ziegel waren defekt, auch die Abflussrohre der oberen Toiletten waren in die Brüche gegangen. Zwei Wohnungen in den oberen Etagen waren aber bis zum Schluss noch bewohnt. So nisteten sich also der Regen und das, was in eine Kläranlage gehörte, in den darunter liegenden Wänden ein. Die hässlichen Flecken, die dadurch entstanden waren, konnten keinesfalls übersehen werden.

Als uns der Inspektionsgang in den Keller führte, mussten wir auf der vorletzten Stufe der Treppe entsetzt halt machen. Anderenfalls hätten wir knöcheltief in einer vom Regen verdünnten Kloake gestanden. Dazu kam noch, dass das Erdreich des Hofes total mit Öl verseucht war. Auf unsere Frage, wie es denn möglich sei, ein Haus und das dazugehörige Grundstück, das sich einst in so gutem Zustand befand, so verkommen zulassen, erhielten wir die Antwort: „Für Renovierungen und Reparaturen hatten wir leider kein Geld!“ Nein, dafür war kein Geld da! Und es fehlte offensichtlich an allen Ecken und Kanten. Wie rentabel ein VEB arbeiten konnte, war wohl auch nicht so wichtig, Hauptsache, er beschäftigte viele Arbeiter und brachte auch noch den letzten Arbeitslosen unter, selbst wenn eigentlich kein Arbeitsplatz mehr für ihn frei war. Nur so konnte dem Volk verkündet werden: „In unserem

Staat gibt es keine Arbeitslosen!“ Von effektiver Auslastung der vorhandenen Ressourcen konnte wohl kaum die Rede sein.

Dazu ein Beispiel, das ich bezeugen kann: Es war bei einem unserer Besuche. Der Weg führte uns an einem Vormittag am Bahnhof vorbei. Natürlich schauten wir nach den Männern, die den Bahnschienen gegenüber auf Baumstämmen saßen, von denen etliche fröhlich eine Flasche Bier zu uns herüber schwenkten. Beim Näherkommen wurde geflächst und Spaß gemacht. Auf unsere Frage: „Wieso sitzt ihr während der Arbeitszeit mit Bierflaschen auf Baumstämmen?“ wurde uns teils humorvoll, aber auch mit ernsteren Worten erklärt: „Wir können nicht weiterarbeiten. Das Material ist verbraucht und jetzt sitzen wir hier und warten auf neues. Mal sehen, ob es mit dem nächsten Zug geliefert wird!“ Eine andere Stimme ließ verlauten: „Wenn nichts mitkommt, können wir nach Haus gehen!“

Die Frauen waren in solchen Situationen um einiges kreativer. Sie holten ihr Strickzeug, welches sie bei sich trugen, aus der Tasche und versuchten, so viel Maschen wie möglich über die Nadeln zu ziehen, bis sie wieder weiterarbeiten oder aber nach Haus gehen konnten. Als wenig später Ungarn seinen Eisernen Vorhang geöffnet - und damit vielen DDR-Bürgern die Chance zur Flucht über Österreich verholfen hatte, führten auch einige der Frauen, die hier im vermuteten „Wunderland“ - aber das war es schon lange nicht mehr - eine Arbeit fanden, aus Gewohnheit ihr Strickzeug mit. Wurden sie erstaunt von ihren Arbeitskolleginnen befragt, wieso sie Strickzeug zur Arbeit mitbringen, antworteten sie: „Na für die Wartezeiten, bis wieder Material eintrifft!“ Da staunten die Fragenden nicht schlecht! Als sie der neuen Mitarbeiterin aber sagten: „Hier gibt es keine Wartezeiten, denn Material ist mehr als genug vorhanden!“ war das Staunen dann auf der anderen Seite.

Dass auf diese Art und Weise in den volkseigenen Betrieben Defizite entstanden, kann eigentlich keinen verwundern. Jeder Privatbetrieb, der unter diesen Umständen hätte arbeiten müssen, wäre in den sicheren Ruin gegangen. Vielleicht hätte der Eigentümer vorher gestoppt und als Kaufmann gehandelt. Nicht aber die Verantwortlichen des Staates. Sie führten ihre Planwirtschaft weiter fort. Gearbeitet wurde an veralteten Maschinen, unter Slogans, die optimistischer nicht sein konnten. Einen Mittelstand hatte man schon in den Anfangsjahren so weit wie möglich zerstört, um die gesamte Wirtschaft schließlich in staatlichen Kombinatzen zusammenzufassen. Dass sich diese Praxis nicht bewährt hat, ließ sich nach 40 Jahren DDR-Politik feststellen. Man kann sagen, dass nach dieser Zeit alles in Grund und Boden gewirtschaftet war. Die aufwendige Erhaltung der Grenzanlagen hat den Staat

zusätzlich Unsummen von Geldern gekostet, aber auch die „teuren Freunde“ aus den Ostblockländern ließen sich ihre Freundschaft teuer bezahlen!

Den kleinen Privatbetrieben, die sich bis zum Ende in der DDR mehr schlecht als recht durchgeschlagen haben, gehört aller Respekt. Sie kalkulierten meist verantwortungsbewusst, denn es ging um ihre Existenz und den dazugehörenden Gewinn, ohne den keine Firma bestehen kann. Welche Gefühle übermannten uns, als wir im einst so befestigten Grenzgebiet auf dem mit soviel Kostenaufwand erstellten Plattenweg, ganz einfach so, als wäre es nie anders gewesen, entlang gingen...!? Vom Stacheldraht war nicht mehr viel zu sehen und aus den stabilen Streckmetallzäunen waren inzwischen große Stücke herausgeschnitten. Nicht etwa, um ihn zu vernichten. Nein, dazu war er viel zu kostbar! Die Gartenbesitzer bauten ihn stückweise ab, um damit ihre Grundstücke einzuzäunen. Jeder, dem es an billigen und dazu hochwertigen Zaunmaterial gelegen war, holte sich von dem nutzlos gewordenen Streckmetall und Betonpfosten, soviel er brauchte.

Der Aufschwung Ost

Mit Bewunderung stellten wir ein Jahr nach der Wende fest, mit welcher Energie viele Einwohner unseres Ortes, inzwischen arbeitslos geworden, Eigeninitiative ergriffen, um wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen. An mehreren Häusern waren aus den ehemaligen Wohnzimmerfenstern die Blumen von den Bänken und die Gardinen verschwunden. Sie waren jetzt zu kleinen Schaufenstern umfunktioniert, und mit einem Teil der Waren dekoriert, die in dem dahinter neu entstandenen provisorischen Laden nun zum Kauf angeboten wurden.

Als ich nach der Wende meiner Freundin Irene telefonisch zum Geburtstag gratulierte, es war im Januar, kam sie richtig ins Schwärmen darüber, wieviel schöne Blumensträuße sie geschenkt bekommen habe. Sie sagte: „Vorher gab es zu dieser Zeit doch immer nur Alpenveilchen. Davon hatte ich dann immer jede Menge. Aber so schöne Blumen wie in diesem Jahr habe ich noch nie bekommen!“ Ebenso geschwärmt haben wohl die Heimwerker über das überwältigende Angebot in den Baumärkten. Zwei davon, aber etwas kleinere, waren auch in Benneckenstein entstanden. Einige von den vielen neu entstandenen Läden und Unternehmen sind inzwischen wieder von der Bildfläche verschwunden, manche aber entwickelten sich jedoch zu recht soliden Geschäften. Und nach wie vor herrscht die Hoffnung auf eine Stabilisierung der Wirtschaftslage.

Was wir auch feststellten, war die Tatsache, dass wir bei unseren jetzigen Besuchen auf der Straße kaum noch von Bekannten umringt wurden. Jetzt mussten wir Ausschau nach uns bekannten Gesichtern halten. Zwei Generationen waren inzwischen herangewachsen, die sich naturgemäß entfremdet hatten. Unser Neffe, der auf seinen Dienstfahrten zu uns oft private Mitfahrer mitbrachte, denn jeder zu überführende Wagen brauchte einen Fahrer, instruierte diese wohlweislich vorher, dass sie nach der Ankunft erst einmal von uns nach ihren Stammbäumen befragt würden. Natürlich wollten wir stets zu gern wissen, wessen Kinder oder Enkel sie seien. Wurden wir dann auf diese Weise auf unserer Suche nach Alt-Benneckensteinern „fündig“, gingen dann Grüße für sie mit auf den Weg.

Wie sehr haben die Menschen es wohl auch vermisst, nicht frei darüber bestimmen zu können, wo sie ihren Urlaub verbringen wollen. Natürlich standen ihnen die CSSR, Polen und die Balkanstaaten in begrenztem Umfang zur Auswahl. Ansonsten bildete die Ostsee oder die Binnenseen die einzige Alternative für einen Badeurlaub. Doch wie viele von ihnen sich nach den Süden und der „großen weiten Welt“ sehnten, das zeigte sich nach der Wende. Freunde und Verwandte aus den neuen Ländern berichteten uns bald stolz, in welchen einst unvorstellbaren Orten sie ihren Urlaub verbracht hatten. Einige von ihnen machten auf ihrer Fahrt in den Süden oder auf dem Rückweg bei uns Halt und waren total begeistert. Jedoch stand dann nicht nur das Thema „Urlaub“ zur Debatte, sondern eher die Frage: „Wie geht es jetzt bei euch voran?“ Damit wurden gleichzeitig viele Probleme angesprochen, insbesondere die Arbeitslosigkeit, die fast alle der nun privatisierten Betriebe, meist jene, die wegen ihrer überalterten Maschinen auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr mithalten konnten, in erschreckendem Maße ergriffen hatte. Dabei musste ich immer wieder an ein Gespräch denken, das wir mit unserer Freundin Inge führten, als wir 1990 zum ersten Mal nach der Wende in Benneckenstein waren. Da war ganz selbstverständlich die große Frage nach dem „Weitergehen“ aufgekommen. Ich war so voller Optimismus, dass ich sagte: „Da sehe ich überhaupt keine Schwierigkeit, im Gegenteil. Die DDR ist ein Land mit vielen Marktlücken, die gefüllt werden müssen. So viel gibt es hier aufzubauen, da kann es doch nur einen Aufschwung geben. Ist das nicht die beste Gelegenheit, die Wirtschaft in Ost und West zu verschmelzen?“ In meiner Euphorie setzte ich noch hinzu: „Du wirst sehen, in fünf Jahren seid ihr dem Westen gleichgestellt.“ So kann man sich irren

Geirrt haben sich aber auch genauso unsere höchsten Politiker. Manager aus dem Westen stürzten sich in Goldgräbermanier auf lohnenswerte Objekte. Stellten sie fest, dass diese unrentabel sind (und die meisten waren es) verschwanden sie wieder. Jeder zahlt heute den „Soli-Beitrag“ als Obolus für den Aufbau einer in 40 Jahren Sozialismus marode gewordenen Wirtschaft. Von Bund und Ländern wurden Gelder zur Verfügung gestellt. Nur, wo sind sie geblieben...?

Unsere Oma

1983, am 8. Dezember, feierten wir Mutters 92. Geburtstag. Bis auf kleine Alterswehwehchen war sie fit und gesund, geistig noch voll auf der Höhe. Um so betroffener waren wir, als sie nur 3 Wochen darauf, völlig unerwartet einem Herzversagen erlag. Am Abend war ich noch bei ihr, und alles war wie sonst auch. Als ich am nächsten Morgen zu ihr kam, konnte ich nur noch feststellen, dass sie in der Nacht gestorben war. Alle unsere Verwandten aus Trautenstein oder aus den Orten, in denen sie mittlerweile lebte, trafen bei uns ein, um meiner Mutter das letzte Geleit zu geben. So war der größte Teil unserer Familie zum ersten Mal bei uns vereint. Als mein Vater starb, bekamen nur meine beiden Tanten als Rentner eine Reiseerlaubnis.

Unser Leben verlief nun so ganz anders als gewohnt. In all den vergangenen Jahren war es selbstverständlich gewesen, dass ich zwei- bis dreimal täglich zu meinen Eltern ging, um meinen Vater mit zu versorgen. Später zu meiner Mutter, um ihr im Haushalt zu helfen. Jetzt waren nur noch wir beide da und unser Sohn mit Schwiegertochter, die 25 km entfernt in Weil am Rhein in ihrem Haus wohnen. Wir waren unabhängig geworden.

Das Haus in der Bahnhofstraße

Welche Freude empfanden wir im Oktober 1999 bei unserem vorerst letzten Aufenthalt in Benneckenstein, als uns unser Neffe durch die ehemalige Firma Hartmeyer führte. Von außen konnten wir bereits die renovierte Fassade bewundern, die am ganzen Haus neu eingesetzten Fenster und das neu gedeckte Dach. Dadurch erhielt die gesamte Bahnhofstraße ein deutlich besseres Flair. Die Giebel und die Hofseite strotzten noch in der alten Schabigheit, traten aber trotzdem in den Hintergrund. (Alles auf einmal zu schaffen ist nicht möglich.) Dafür war innen alles auf das Beste gerichtet, mit den nun fünf neuen und modernen Wohnungen.



Zwei Jahre davor hatten wir es besichtigt, als es noch eine volle Baustelle war. Für unseren Sohn war es das erste Mal, dass er das Haus seiner Großeltern betrat. Wir hatten das Gefühl, uns eher in einem Steinbruch als in einem Wohngebäude zu befinden. Unser Neffe sagte zu uns, ehe wir eintraten: „Passt auf, jetzt kommt ihr in eine Kathedrale!“ Und genauso war es auch. Wir standen im Keller, und konnten bis an die Decke der ersten Etage sehen. Bei dieser Besichtigung wurde uns aber auch in vollem Maße bewusst, was unser Neffe Dietfried und sein Sohn Matthias mit dieser Übernahme auf sich genommen hatten. Hart haben sie bisher gearbeitet. Ihnen gilt mein ganzer Respekt, dass sie durchgehalten - und nicht mitten drin das Handtuch geworfen haben. Wir hätten vollstes Verständnis dafür gehabt.

Weihnachten 1999 bezog Matthias seine Wohnung in der zweiten Etage des Hauses. Sein Ziel war: „Zu meinem 30. Geburtstag will ich da oben einziehen!“ Er hatte es geschafft, mit Hilfe seines Vaters und den treuen Mitarbeitern! Auch wenn der Teppichboden auf dem Flur noch fertig verlegt werden musste, als bereits die ersten Gäste eintrafen. Weiterhin wird es noch viel Arbeit geben, bis alles fertiggestellt ist. Wir wünschen ihnen das Beste und hoffen vor allen Dingen, dass unserer Regierung es eines Tages schaffen möge, die neuen Bundesländer aus dem Tief herauszuholen, es wirtschaftlich zu stärken und endlich die große Arbeitslosigkeit zu beenden. Das wäre sicher der größte Beitrag für ein zufriedenes Volk.

Könnte ich jetzt noch als Abschluss schreiben: Mit großer Zuversicht sehen wir dem sich anbahnenden Aufschwung des wiedervereinigten Deutschlands entgegen!? Dann wäre es das schönste Happy End für meine Geschichte gewesen.

ENDE



Christa Hartmeyer

Gezeitenwechsel im Hochharz

In ihren biographischen Erinnerungen schildert die Autorin als Zeitzeugin das Schicksal zweier Familien über mehrere Generationen während der Herrschaft des Nationalsozialismus, der Nachkriegszeit und des SED-Regimes in einer kleinen Harzstadt. Damit legt sie zugleich ein Stück lokaler Sozial- und Zeitgeschichte vor.

Ihr Bericht ist lesenswert, verblasst doch heutzutage die Zeit des Dritten Reiches und des Weltkrieges immer mehr. Und neuerdings setzt zunehmend auch eine Aufarbeitung der zusammengebrochenen DDR ein, bei der Repressalien, politische Prozesse, Ausweisung und Nötigung zur Flucht beinahe verdrängt werden.

Bei Christa Hartmeyer kann nun nachgelesen werden, wie der manchmal triste und oft bedrückende Alltag in ihrer Heimatstadt Benneckenstein, einem Harzort in der Sperrzone des Grenzgebietes zur BRD, aussah und was sich damals dort abspielte.

Die Autorin läßt die Leser aber auch Anteil haben an den Glücksmomenten ihres Lebens, an den fröhlichen Stunden im Familien- und Freundeskreis, sowie an ihrer insgesamt positiven und lebensbejahenden Einstellung.

Prof. Dr. Lutz Wille / Jürgen Kohlrausch